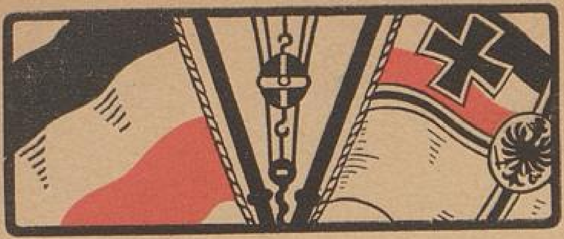


Gegen die Herero

1904 / 1905

Tagebuchaufzeichnungen von **Max Belwe**

Mit einer Übersichtsskizze und achtzehn Abbildungen im Text

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

SUB Bremen
01.X.8685

Gegen die Herero

1904/1905

Tagebuchaufzeichnungen

von

Max Belwe

VII. 5c. 0823

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Mit einer Übersichtsskizze und achtzehn Abbildungen im Text

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Die Kapitel I bis VI bilden einen Sonderabdruck
aus dem „Soldatenfreund“, 73. und 74. Jahrgang.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Meiner lieben Mutter

in Dankbarkeit

zugeeignet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Vorwort.

Aus der Erinnerung hervorgegangen und unter dem frischen Eindrucke jüngster Erfahrungen und Erlebnisse geschrieben, wollen diese Blätter von dem leidenschaftlich geführten Kriege berichten, der die weiten Grasebenen, die steilen Felsengebirge Südwestafrikas länger als seit Jahresfrist durchtobt. Über das Leben und Treiben der fern der Heimat kämpfenden Landsleute, über die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten einer Kriegführung mit den aufrührerischen Eingeborenen wollen sie erzählen, nicht etwa um eine genaue Schilderung des Feldzuges gegen die Herero zu geben, das bleibe berufenen Federn überlassen, nur Bilder wollen sie zeichnen, wie sie die Augen eines Mitstreiters geschaut haben, selbstbeobachtete Vorgänge, selbsterlebte Eindrücke schildern und unmittelbar von zuverlässigen Gewährsmännern empfangene Mitteilungen berichten, die geeignet sein möchten, den Leser zu unterhalten, sein Interesse zu wecken und Freunde für die koloniale Sache zu gewinnen. Das sei der Zweck des vorliegenden Büchleins! Möge er erreicht werden!

Den zur Ausstattung des Werkchens dienenden Bilderschmuck lieferten teils eigene Aufnahmen, teils in dankenswerter Weise freundlichst überlassene Bilder der Herren Lange, Rawe, Ischale und Feldwebels Becker.

Erfurt.

Der Verfasser.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. **An Bord der „Lucie Woermann“** . . . . . . 1— 9

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.“ — Leben und Treiben an Bord. — Dover. — Im Golf von Biscaya. — Seekrankheit. — Las Palmas. — Hafenhändler und Kohlenverlader. — Ade Hispania! — Meeresleuchten. — Begegnung mit „Eleonore Woermann“. — Monrovia. — Schwarze Führer an Bord. — Äquatortaufe. — Im deutschen Hafen Swakopmund.

Zweites Kapitel. **Auf afrikanischem Boden** . . . . 10— 36

Terrainverhältnisse der Kolonie. — Erste Eindrücke. — In Karibib. — Termitenhügel. — Pontoks. — Erste Spuren des Krieges. — In Okahandja. — Wir richten uns wohnlich ein. — In Erwartung eines Angriffs. — Oberst Leutwein als Gast. — „Pech beim Geburtstagsglühwein.“ — Reitversuche. — In Windhuk. — Gefecht bei Owikokorero. — Hauptmann v. François †. — Berichte über die ersten Feindseligkeiten der Aufständigen um Windhuk, am Waterberg und in Okahandja. — Hin und her.

Drittes Kapitel. **Im Felde und auf der Padd** . . . . 37— 81

Unter Oberst Leutweins Kommando. — Gefecht bei Oganjira. — Briefe Samuel Mahareros. — Feuertaufe bei Oviumbo. — Hauptmann v. Bagenskis Tod und Begräbnis. — Schreckenstage für das Missionshaus in Otjosazu. — Auf der Padd. — Fahrt im Ochsenwagen. — Die Studien über Land und Leute werden fortgesetzt. — Weitere Berichte über die kriegerischen Vorgänge in Okahandja. — Schilderungen der Flüchtlinge von Otjihaënena. — Über Unruhen in Okombahe, Omburo und Omaruru. — Auf dem Weitermarsche. — Parade und Feldgottesdienst. — Hererogräber. — Sauko, der Bambuse. — Reformen und Neuerungen. — Grasbrand.

Viertes Kapitel. **Das Unternehmen gegen den Waterberg** . . . . 82—105

Nach dem Norden. — Auf neuer Padd. — Auf Pferdewache. — Neue Bekanntschaften und Beobachtungen. — Das Geschick der Station Oas. — An neuen Wasserstellen und Pferdeposten. — Etwas von Hendrick und den Witbois. — In Erindi-Ongoahere. — Waterberg. — Estorff, „der alte Römer“. — Kampf um die Wasserstelle Hamakari. — Am Massengrab.

Seite

Fünftes Kapitel. **Auf der Verfolgung** . . . . 104—119

Speise-, Trank- und Witterungsverhältnisse. — Es wird weiter getreckt. — In Okawitumbika. — Sonnenuntergang. — An bekannten Stationen vorbei. — Christoph Kain. — In Otjosondu. — Mein Gesundheitszustand ändert sich. — Sicherheitsdienst. — In der Omaheke. — Lager bei Ouparakane. — Ausflüge. — Okatambaka. — In Erwartung des Hauptschlags. — Im Eiseb-Gebiete. — In Epukiro.

Sechstes Kapitel. **Nach Windhuk zurück** . . . . 120—132

Langsamer Treck. — Owingi. — Erfolglose Jagd. — Unsere Eingeborenen. — Pflanzenwuchs. — In Okasewa. — Als Kranker im Eselwagen. — In Seeis. — Aufnahme im Lazarett Windhuk. — Auf der Schreibstube. — Sehnsucht nach der Heimat. — Kriegserlebnisse und -berichte.

Siebentes Kapitel. **Fern von der Truppe** . . . . 133—142

Im Genesungsheim Ababis. — Allerlei Beschäftigungen. — Weihnacht. — Neujahr. — Nach Swakopmund. — Neue Bekanntschaften. — Im Lazarett-Bureau. — Meine Schakalfalle. — Meeresbrandung. — Kaisers Geburtstag. — Auf Pirsch. — Strandspaziergänge. — Sorge für meine Sammlung. — Rüstung zur Heimfahrt.

Achtes Kapitel. **Der Heimat zu** . . . . 143—152

An Bord der „Lulu Bohlen“. — „Hurra der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika“. — Beschäftigung an Bord. — Havarie. — Monrovia und seine Bewohner. — Leben und Treiben im Hafen. — „Otto Woermann“ nimmt uns ins Schlepptau. — In Dakar an Land. — Gran Canaria. — Handel an Bord. — Im Maschinenraum. — Leuchtfeuer. — Deutschland in Sicht. — Freudige Begrüßungen in Wilhelmshaven, Hamburg und Kiel. — Endlich daheim.

Erstes Kapitel.

An Bord der „Lucie Woermann".

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus." — Leben und Treiben an Bord. — Dover. — Im Golf von Biscaya. — Seekrankheit. — Las Palmas. — Hafenhändler und Kohlenverlader. — Ade Hispania! — Meeresleuchten. — Begegnung mit „Eleonore Woermann". — Monrovia. — Schwarze Führer an Bord. — Äquatortaufe. — Im deutschen Hafen Swakopmund.

Berlin, im Januar 1904.
Regiments-Geschäftszimmer des 3. Garde-Regiments zu Fuß.

Am 15. Januar war das Telegramm des Generalkommandos des Gardekorps eingegangen, wonach infolge der in Deutsch-Südwestafrika ausgebrochenen Unruhen Freiwillige verlangt wurden. Während ich das Telegramm in die Regimentsparole aufnahm (ich arbeitete auf dem Bureau als Hilfsschreiber), war auch mein Entschluß gefaßt. Tatendrang und Begeisterung einerseits, der berechtigte Trieb, Land und Leute im Auslande kennen zu lernen anderseits, veranlaßten mich, in die Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika überzutreten. Das Schicksal schien mir jedoch nicht günstig; wenigstens sollte ich zum ersten Transport nicht mitkommen. Mittlerweile trat das Marine-Expeditionskorps zusammen. Ein Offizier meines Regiments, der zum Adjutanten des Führers des erwähnten Korps ernannt und zum 1. Seebataillon versetzt wurde, leitete auf meine Bitte meine Versetzung zum Stabe des Marine-Expeditionskorps in die Wege. Am 1. Februar 1904 schied ich daraufhin vom Regiment und somit von der Armee aus, nunmehr der Marine angehörig.

Bereits am 6. Februar befand ich mich an Bord des Dampfers „Lucie Woermann".

Das Marine-Expeditionskorps, am 17. Januar mittags mobilisiert, hatte schon am 21. Januar mittags an Bord des Dampfers „Darmstadt" Wilhelmshaven verlassen.

Es gliederte sich, wie folgt:

Marineinfanterie-Bataillon.

Kommandeur: Major v. Glasenapp,
Adjutant: Leutnant Schäfer,
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant Graf v. Brockdorf,
Marine-Oberzahlmeister: Ackermann,
Stabspersonal: etwa 30 Unteroffiziere und Mann.

1. Kompagnie.
Führer: Hauptmann Fitschel,
Leutnant Frhr. Treusch v. Butlar-Brandenfels,
Leutnant Dziobeck,
Leutnant Hildebrand,
14 Unteroffiziere, 111 Mann.

2. Kompagnie.
Führer: Hauptmann Schering,
Oberleutnant Paschen,
Leutnant Eckstein,
Leutnant Boehm,
14 Unteroffiziere, 111 Mann.

3. Kompagnie.
Führer: Hauptmann Häring,
Oberleutnant Hannemann,
Leutnant Muther,
Leutnant Gräff,
14 Unteroffiziere, 111 Mann.

4. Kompagnie.
Führer: Hauptmann Lieber,
Oberleutnant Frhr. v. Dobeneck,
Leutnant Huguenin,
Leutnant Stecher,
14 Unteroffiziere, 111 Mann.

Maschinenkanonen-Abteilung.

Führer: Oberleutnant z. S. Mansholt,
Oberleutnant z. S. Wossidlo,
" Stempel,
Leutnant z. S. Ehrhardt,
" Rümann,
etwa 50 Unteroffiziere und Mann,
acht 3,7 cm Maschinenkanonen.

Sanitätskolonne.

Führer: Marine-Stabsarzt Dr. Gappel,
Marine-Stabsarzt Dr. Wiemann,
Marine-Oberassistenzarzt Dr. Tiburtius,
Marine-Assistenzarzt Dr. Janssen,
etwa 20 Unteroffiziere und Mann.

Proviant- und Materialiendepot.

Führer: Marinezahlmeister Prange.
24 Unteroffiziere und Mann.

Zugeteilt:

Ersatztransport S. M. S. „Habicht".

Führer: Oberleutnant z. S. Connemann.
Leutnant z. S. Claassen.
Etwa 60 Unteroffiziere und Mann.

Eisenbahn-Bauabteilung.

Führer: Oberleutnant Ritter.
Leutnant Schwengberg.
Etwa 70 Unteroffiziere und Mann.

Bis zum Eintreffen des Herrn Oberst Dürr, Inspekteurs der Marineinfanterie, führte Herr Major v. Glasenapp das Korps.

An Bord der „Lucie Woermann" ging außerdem der erste Verstärkungstransport der Schutztruppe mit hinaus. Transportführer

war Herr Hauptmann v. Bagenski, der leider allzu früh den Heldentod finden sollte. Außer Herrn Oberst Dürr mit den 8 Offizieren seines Stabes sowie dem sogenannten „Unterstab“ befanden sich noch 16 Offiziere und 6 Portepeeunteroffiziere und Militärbeamte sowie 407 Unteroffiziere und Mannschaften des Schutztruppentransportes an Bord, im ganzen 438 Mann und etwa 50 Zivilisten. Von den Zivilisten fuhren einige bis Las Palmas; die bis nach Swakopmund mitfahrenden waren in der Mehrzahl Beamte. Die auf 4⁰⁰ Uhr nachmittags angesetzte Abfahrt des Dampfers verzögerte sich bis zum Abend. Am Peterskai herrschte reges munteres Leben und Treiben. Dicht gedrängt hielt die Menge aus. Rauschende Musik, schmetternde Marschweisen verscheuchten die trüben Gedanken. Waren die Weisen auch lustig, flogen auch heitere Scherzworte hin und her, im Innern fühlte doch jeder den Ernst und die Wichtigkeit dieses Augenblicks der Trennung von der Heimat, von Lieben und Angehörigen. Gegen 7⁰⁰ Uhr, es dämmerte schon, kamen wir los. Die Musik spielte das alte, heute so ergreifende: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.“ Während wir dichtgedrängt auf der Back, den Brücken, dem Achterdeck, an der Reeling stehen, der Dampfer zum Abschiedsgruß dreimal sein Nebelhorn ertönen läßt, die Offiziere hüben und drüben die Hand salutierend heben, und tausend weiße Tücher in den Händen auf und nieder wehen, verlassen wir langsam Hamburg. Noch ein letzter Abschiedsgruß, verhallende Musikklänge, und mit voller Fahrt geht's auf die hohe See hinaus, dem Bestimmungsorte entgegen.

Montag, 8. Februar. Anfänglich ließ das Betrachten des ungewohnten Lebens und Treibens an Bord kein körperliches Unbehagen aufkommen. Jeden Mittag wird mit einem Fähnchen die Stellung unseres Schiffes auf einer Seekarte bezeichnet; so weiß man genau, wie schnell man gefahren ist und in welcher Höhe man schwimmt. Jeden Tag muß man seine Uhr etwa ½ Stunde nachstellen, denn wir haben natürlich Sonnenzeit an Bord und fahren andauernd nach Westen. Täglich wird eine Lotterie veranstaltet mit Losen, auf denen die wahrscheinliche Zahl der Seemeilen steht, die das Schiff in den letzten 24 Stunden gelaufen ist. Gewinner ist der Inhaber des die Zahl tragenden Loses, die jeden Mittag bekannt gemacht wird. Für eine Landratte bietet sich ja auf so einer Seereise fortwährend Neues, Interessantes. Doch bei dem stetig zunehmenden Seegang konnte mancher sich verschiedener Kraftproben gegen das bekannte Übel des Meeres nicht enthalten. Mittags sahen wir Dover; aber die französische Küste war nicht sichtbar. Der Kanal ist von Schiffen dicht belebt.

Mittwoch, 10. Februar. Das Schiff stampft. Wir befinden uns bei klarem Wetter im Golf von Biscaya. Die Fahrt wird ungemütlich.

Donnerstag, 11. Februar. Das Meer ist wie empört. Das fürchterliche Rollen und Stampfen unseres Schiffes veranlaßte ver-

gangene Nacht einen wilden Kreuzreigen alles dessen, was nicht niet- und nagelfest war. Und die armen Opfer des erbarmungslosen Neptun! Nicht wiederzuerkennen sind sie, die strammen Vaterlandsverteidiger. Bleich und verstört, im Innersten erfaßt, stehen sie in den Ecken oder liegen ausgestreckt in ihren Kojen im Zwischendeck. Mehrere haben schon feierlich erklärt, in der Kolonie für immer bleiben zu wollen, um nicht nochmals diesen furchtbaren Zustand der Seekrankheit durchzumachen.

Sonnabend, 13. Februar. Es darf niemand an Deck bleiben. Stimmung begreiflicherweise unter dem Gefrierpunkt. Sollen wir denn das furchtbare Wetter bis nach Swakopmund behalten? Es heißt, wir kämen infolge der schweren See mit drei Tagen Verspätung nach Las Palmas.

Sonntag, 14. Februar. Die See hat sich etwas beruhigt, sonniges Wetter.

Um Fernstehenden einen Begriff von der Tageseinteilung an Bord eines Truppentransportschiffes zu geben, lasse ich die sogenannte Routine an Bord der „Darmstadt" folgen:

5³⁰ Uhr: Unteroffiziere und Mannschaften vom Dienst aufstehen. 6⁰⁰ Uhr: Alle Mann aufstehen, Kojen in Ordnung bringen. 6¹⁵ Uhr: Sich waschen, Baljen verstauen. 6⁴⁵ Uhr: Frühstück empfangen (1 Mann jeder Backschaft zur Bäckerei, 2 Mann zur Küche). 7⁴⁵ Uhr: Pfeifen und Lunten aus (zum Dienst), Kranke ins Lazarett. 8⁰⁰ Uhr bis 9⁰⁰ Uhr: Decke reinigen. 9⁰⁰ Uhr: Klarmachen zur Musterung. 9¹⁵ Uhr: Musterung, anschließend Dienst nach Vereinbarung der Kompagnien usw. 11³⁰ Uhr: Klar Deck. 12⁰⁰ Uhr: Mittag. Neue Wache aufziehen. 3⁰⁰ Uhr: Antreten zum Dienst. 3⁰⁰ bis 4⁰⁰ Uhr: Exerzieren oder Unterricht nach Vereinbarung (nach Bedarf Zeugflicken oder Wäsche). 4⁰⁰ Uhr: Kaffee. 4³⁰ bis 5⁰⁰ Uhr: Rollen. Exerzieren bzw. Baden (50 Mann zum Kartoffelschälen). 6⁰⁰ Uhr: Abendbrot. 7³⁰ Uhr: Decke räumen und fegen. 8⁰⁰ Uhr: Hängemattenausgabe (Kojen können benutzt werden). 9⁰⁰ Uhr: Ruhe im Schiff.

In der vergangenen Nacht ist eins der von Deutschland mitgenommenen Pferde eingegangen. Heute morgen wurde es über Bord geworfen. Die Schraube bleibt endlich unter dem Wasserspiegel. Von morgen ab hat die Schutztruppe täglich vier Stunden Dienst, Appells und Instruktion. Das Leben an Bord wird somit dem auf dem Kasernenhofe ähnlicher. Las Palmas ist eine brennende Tagesfrage geworden. Abends entwickelt sich eine wohltuende Fröhlichkeit, die in Wort und Lied ihren Ausdruck findet.

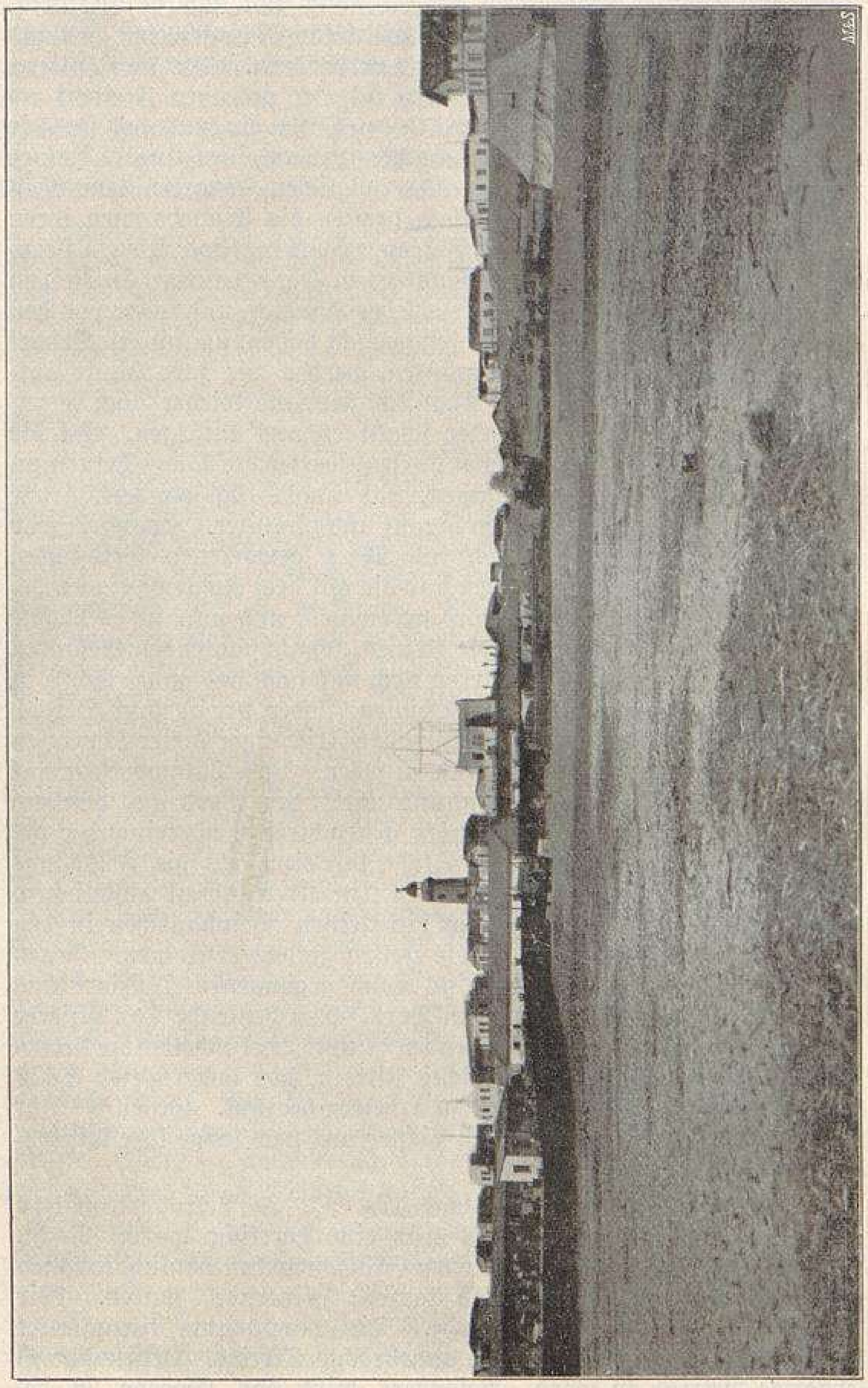
Dienstag, 16. Februar. Heute morgen gegen 10⁰⁰ Uhr erreichten wir Las Palmas, eine kleine spanische Hafenstadt auf den Kanarischen Inseln, von wo aus die erste Post in die Heimat abgeht. Die Frage ist jetzt: „Dürfen wir an Land?" Endlich löst sich die allgemeine Spannung in Wohlgefallen auf; denn es ist Fastnacht heute, welches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fest dem Spanier hinreichend Veranlassung gibt, sich zu betrinken, weshalb der deutsche Konsul gebeten hat, keine Mannschaften an Land zu beurlauben, um Ausschreitungen zu verhindern. Nur die Offiziere, Unteroffiziere und Passagiere sollten sich der goldenen Freiheit erfreuen. Gegen 11^{00} Uhr laufen wir in den Hafen ein, und noch sind die Anker nicht gefallen, da werden wir bereits von einer Unzahl kleiner breiter Boote umschwärmt. In allen möglichen Tonarten, vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß, preisen die Eingeborenen ihren Kram an: Apfelsinen, Bananen, Feigen, Zigarren, Zigaretten, Operngläser, Schuhe, Schokolade, Ansichtskarten, Kanarienvögel in kleinen Holzkäfigen. Unabsehbar ist die Zahl der Händler, und sogar von den Kohlenkähnen aus, die längsseit festgemacht haben, um unsern Bedarf an schwarzen Diamanten zu ergänzen, werden wir zum Kaufe aufgefordert. Deutsch, Englisch, Spanisch, hin und wieder auch Französisch, im bunten Durcheinander schallt es uns entgegen. Da die Händler das Schiff nicht betreten dürfen, werfen sie lange Leinen an Bord, die die Soldaten befestigen, und unablässig wandern große Handkörbe mit Geld und Waren herauf und hinunter. Spaßhaft war es auch, die kleinen Kerle nach ins Meer geworfenen Geldstücken tauchen zu sehen. Währenddessen sind die mit dem Kohlenverladen beschäftigten Eingeborenen an Bord gekommen, und nun ist es höchste Zeit, das Feld zu räumen, da die kleinen, schmutzstarrenden Gestalten mit ihren Kohlensäcken und Karren nach und nach das ganze Schiff in eine undurchdringliche Staubwolke hüllen. Jeder, der in ihren Bereich kommt, gerät in Gefahr, binnen kürzester Frist einer dieser schwarzen Gestalten zum Verwechseln ähnlich zu sehen. Las Palmas liegt auf einer vorspringenden Landzunge und wirkt, von Bord aus gesehen, sehr malerisch. Ein eng ineinander geschachteltes, übereinander getürmtes Häusermeer, steigt die Stadt landeinwärts die Felshänge hinan, die sich unmittelbar an den steilen Küstenabfall anschließen. Einen hübschen Anblick gewähren die kleinen Weinhäuschen in den Bergen, die wie Vogelnester an die Felsen geklebt erscheinen. Gegen 7^{00} Uhr kamen unsere in Zivil an Land gegangenen Offiziere und die anderen „Urlauber" wieder an Bord. Der heulende Ton unserer Sirene, das Rasseln des aufsteigenden Ankers verkündeten die bevorstehende Scheidestunde. Das leichte Zittern, das durch unser Schiff geht, zeigt an, daß die Maschine zu arbeiten beginnt. Gegen 8^{30} Uhr verließen wir Las Palmas, dessen Lichter uns noch lange ihre blinkenden Grüße nachsandten.

18. Februar, 7^{30} Uhr vormittags, 17,$_5$ ° C. Ich betrachtete gestern abend das Meeresleuchten. Es war eine herrliche warme Nacht. Aus der rauschenden Flut, Millionen Glühwürmchen ähnlich, tauchten und verschwanden geheimnisvoll tausend glitzernde Funken. Wir sind in der Höhe von Kap Verde. Die Schutztruppe veranstaltet Scharfschießen auf eine sinnreich angebrachte Scheibe. Überhaupt ist lebhafter Betrieb an Bord. Besonders wird das Gewehr 98 be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Swakopmund.

sprochen, weil damit die wenigsten Mannschaften ausgebildet sind. Ebenso üben sich die zur Ausbildung mit den heliographischen Apparaten Bestimmten. Sehenswert aber ist das Übungsschießen des Maschinengewehrs. Eigentümliches Geräusch.

20. Februar. Gestern abend begegneten wir dem Schwesterschiff „Eleonore Woermann". Ein prächtiger Anblick ist es stets, wenn man bei Nacht einem Schiff begegnet. Wie die vielen hundert Lichter aus den Bullaugen und kleinen Fensterchen des Dampfers blinken und zitternde Goldstreifen auf die mehr oder weniger bewegte Wasserfläche werfen! Wir bemerkten auch einen etwa 6 m langen Hai. Delphine, die sogenannten Schweinsfische, sehen wir täglich.

23. Februar. Wir erreichten vergangene Nacht die liberische Küste. Heute früh lagen wir auf der Reede von Monrovia. Leider bekam ich nicht viel zu sehen, da mich ein plötzliches Unwohlsein befiel und zur Lazarettaufnahme zwang. In Monrovia wird schwarze Mannschaft an Bord genommen, deren die Schiffe für die Fahrt nach dem Süden bedürfen. Ohne ihre Hilfe wäre es der europäischen Besatzung unmöglich, den schweren Schiffs- und Bootsdienst, besonders an der fieberschwangeren Westküste, zu versehen.

Mittwoch, 24. Februar. Heute abend 10⁰⁰ Uhr Linie passiert. Große Äquatortaufe. Die darüber ausgestellte Bestallung lautet ungefähr, wie folgt:

„Wir Neptunus, Beherrscher aller Meere und Gewässer, tun hiermit kund und zu wissen, daß N. N. am heutigen Tage den Äquator passiert, die übliche Taufe empfangen hat und in unser Reich aufgenommen wurde. Wir weisen hiermit unsere sämtlichen Untertanen — Tritonen, Seeteufel, Nixen, Meerjungfern — an, ihm beim etwaigen Reinfallen ihren besonderen Schutz angedeihen zu lassen.

Gegeben unterm Äquator an Bord S. S. „Lucie Woermann" im Februar 1904.

Tiefeigenhändig

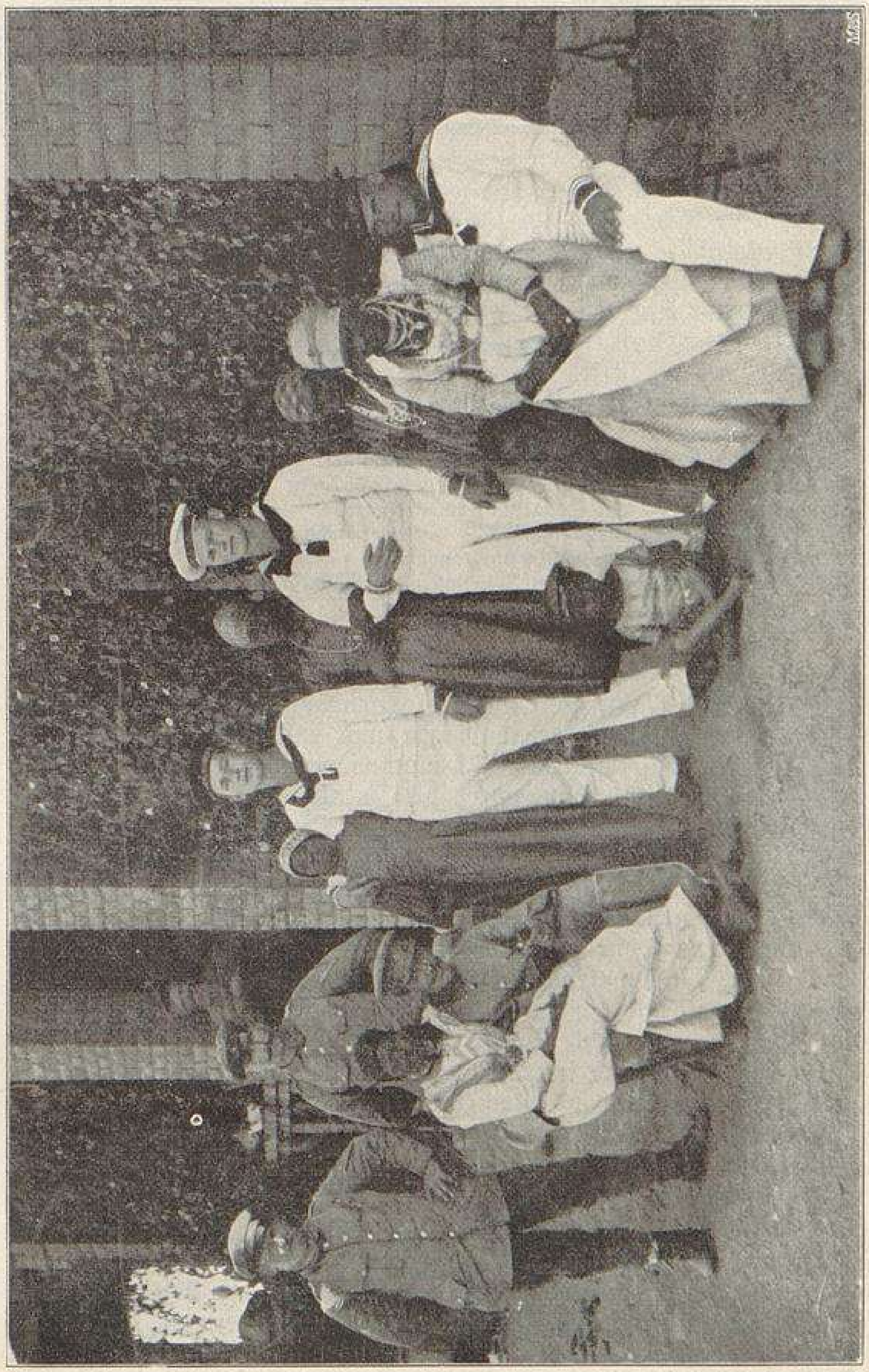
Neptun,

Rex."

Donnerstag, 25. Februar. Die Eingeborenen machen uns allabendlich durch ihre Tänze Spaß. Einer mit dem klangvollen Beinamen „Nauke" ist ein einzig komischer Kerl! Nach weiteren sechs Tagen, die ähnlich wie die bisher geschilderten verliefen, erreichten wir endlich am 1. März Swakopmund. Ein Aufatmen entrang sich jeder Brust. Schutztruppenoffiziere kamen an Bord, einige Förmlichkeiten wurden erledigt, und dann ging ein fieberhaftes Hasten los. Nachmittags verließen wir unsere „Lucie Woermann". In einem der großen Leichter, die von einer Barkasse geschleppt wurden, gelangten

wir an Land. Vor uns lag auf grauem Dünensand, unregelmäßig aufgebaut, die Hafenstadt. Einzelne massive größere Gebäude ziehen zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im übrigen bemüht sich die Ansiedlung, in äußerlicher Nüchternheit, Wellblech und Holz, sich der trostlosen Umgebung anzupassen.

Wir haben alle Hände voll zu tun. Die Beförderung des umfangreichen Stabsgepäcks nahm unsere Zeit ganz in Anspruch, zumal wir bereits am andern Morgen die Reise nach dem Innern antreten sollten. Die Nacht lag ich auf dem Platze vor dem etwas zu großartigen Bahnhofe inmitten unseres aufgestapelten Gepäcks. Am andern Morgen erwachte ich mit Kopfschmerzen, die zwei Tage lang anhielten.



Kein Vergnügen ohne „Damen“.

Zweites Kapitel.

Auf afrikanischem Boden.

Terrainverhältnisse der Kolonie. — Erste Eindrücke. — In Karibib. — Termitenhügel. — Pontoks. — Erste Spuren des Krieges. — In Okahandja. — Wir richten uns wohnlich ein. — In Erwartung eines Angriffs. — Oberst Leutwein als Gast. — „Pech beim Geburtstagsglühwein." — Reitversuche. — In Windhuk. — Gefecht bei Owikokorero. — Hauptmann v. François †. — Berichte über die ersten Feindseligkeiten der Aufständigen um Windhuk, am Waterberg und in Okahandja. — Hin und her.

Zweiten März. Wir sitzen im Eisenbahnzuge. Die Wagen sind eine Art Pferdebahnwagen und rasseln fürchterlich. Auf Station Rossing ließ ich mich wiegen; es wurden 145 Pfund festgestellt. Wir fuhren bis Jakalswater (Schakalswasser), wo wir übernachteten. Verpflegung und Quartiere sind für hiesige Verhältnisse gut, wie ich überhaupt bis jetzt meine Erwartungen übertroffen sehe. Allerdings ist ja der erste Eindruck, den man, vom Meere kommend, von dem Lande gewinnt, der großer, trostloser Öde, den auch keine Spur von Leben mildert. Ist doch dem Lande ein wasserloser Wüstengürtel vorgelagert, der im allgemeinen 50 bis 60 km breit ist und sich im Süden auf 100 km erweitert. Aus rotem Sand zusammengewehte Dünen türmen sich zu einer Höhe von 30 m und mehr auf; weiter im Osten ragen hie und da granitene Spitzen aus dem Sande empor. Nach dem Innern zu steigt dann das Gelände verhältnismäßig schnell an; 60 bis 80 km vom Meere ab mit einer Höhe von 400 m über dem Meeresspiegel beginnend bis zu 1620 m Höhe bei einer Entfernung von 300 km (Windhuk). Von da an fällt es ostwärts allmählich ab zu der sandigen Ebene der Kalahari.

Am anderen Morgen setzten wir unsere Reise fort; gegen Abend sollten wir in Karibib eintreffen. Die Hitze ist in den Mittagsstunden am drückendsten. Der ungewohnte Tropenhelm erwies sich da als praktisch. Nach Möglichkeit unterhalte ich mich mit den Bewohnern. Selbstverständlich bildet der Krieg (Orlog auf Holländisch genannt)

den alleinigen Gegenstand aller Gespräche. Ich habe schon viel Merkwürdiges gehört.

Einen erstaunlichen Beweis für die Behauptung, daß der Eingeborene dem Weißen in Ertragung von Schußverletzungen überlegen ist, empfing ich auf Station Khan-Revier. Dort saß ein schwer verwundeter Herero, der von mehreren Kugeln getroffen war. Teilnahmslos hockte er hinter dem Stationsgebäude an der Erde, eine Blechbüchse mit Wasser neben sich, damit eine besonders große Schußwunde im Unterleib begießend. In seinem starren Gesicht glaubte ich dennoch Schmerz zu lesen und konnte mich des Mitgefühls nicht erwehren. Auf Befragen auf Herero oder Holländisch antwortete er nicht. Wir hörten, daß er mit noch mehreren Gefangenen von Khan einen Fluchtversuch gemacht habe und von den Schüssen der Verfolger schwer verwundet worden sei. Am Abend desselben Tages fand er sich wieder auf der Station ein, wozu ihn nur das Bedürfnis nach Wasser getrieben hatte. Nach mehreren Tagen erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Die Bewohner sind gegen uns durchweg sehr freundlich. Von einer alten Frau, die schon über 30 Jahre in Südwestafrika ist, hörte ich hier auch zum ersten Male den Ausdruck „Gesalzensein". Unter „Gesalzensein" versteht man die Anpassung an das Klima bei Menschen und Pferden. Gestern sah ich vom Zug aus zwei Pauws und die ersten Springböcke in Rudeln.

Die nächste Station hinter Jakalswater bildet eine namenlose, mit drei Soldaten besetzte Wellblechhütte. Besonders fällt mir die dunkle, aber gesunde Gesichtsfarbe unserer Landsleute auf, die schon längere Zeit im Lande sind. Auf den Stationen gewahrte ich verschiedentlich gefangene Hereroweiber. Mehr oder weniger bekleidet, sind sie durch die oberen ausgefeilten Schneidezähne als Herero leicht kenntlich; die wenigsten von ihnen sind ganz häßlich. In Jakalswater sprach ich einen Angehörigen der Kompagnie Franke, der viele Einzelheiten über die Gefechte im Januar und Februar zu erzählen wußte: Bei Okahandja sei es gewesen, wo ihnen die Herero zugerufen hätten: „Ihr weißen Klippkaffern, Ihr seid ja Kinder, Ihr könnt ja gar nicht schießen!" Heute ist Prachtwetter, im Gegensatz zu gestern. Zu Ehren des Herrn Obersten Dürr sind viele Gebäude beflaggt. Verschiedene Bahnstationen sind von „Habicht"-Leuten besetzt; in Swakopmund hörte ich übrigens, daß die Marineinfanterie von den Eingeborenen für englische Soldaten gehalten wurde; da sie sich den deutschen Soldaten nur in der bekannten Schutztruppenuniform vorstellen können, erklärten sie: „Das sind keine Dutchmen."

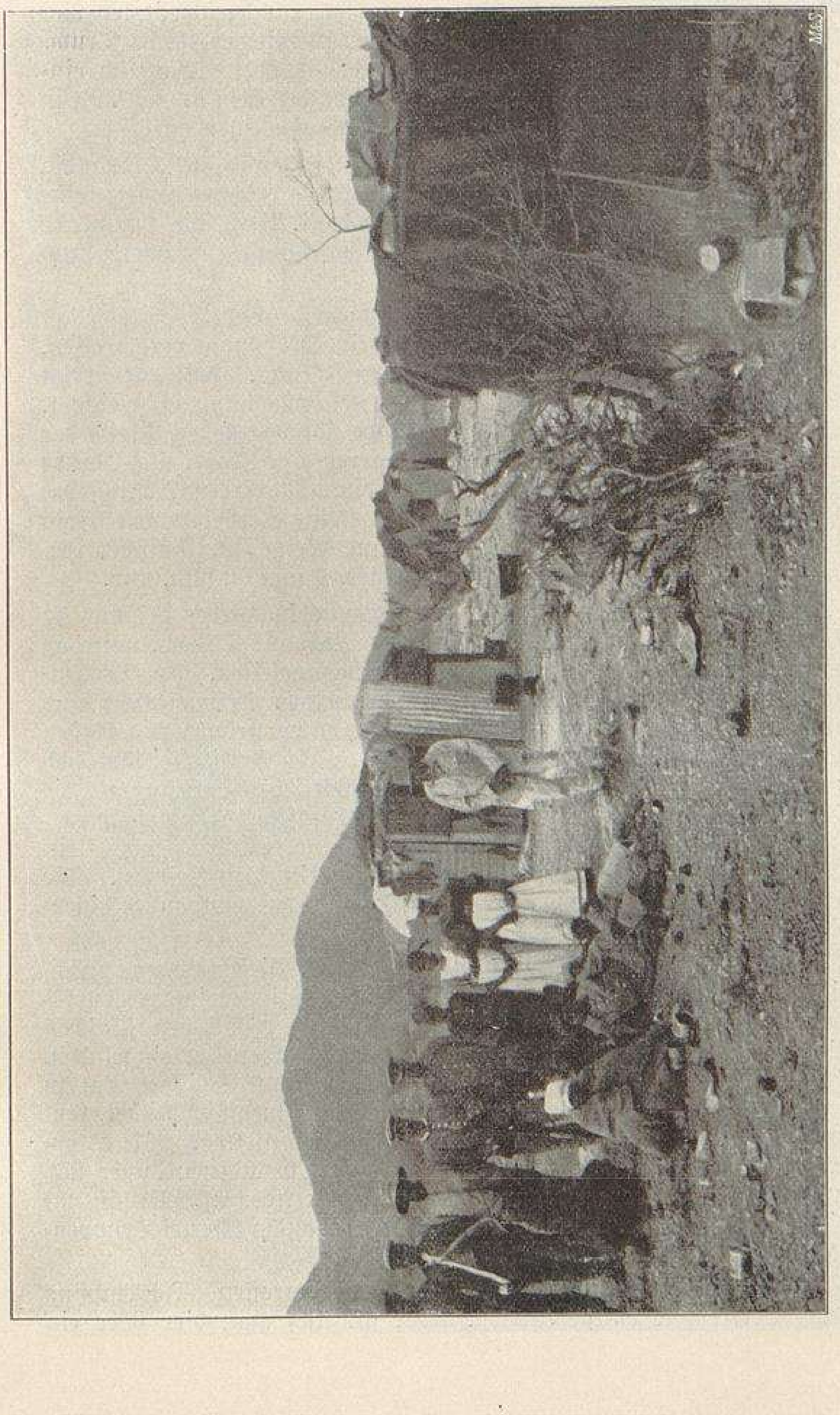
4. März. In Karibib kam ich gegen Abend an. Es ist ein größerer Platz mit echt afrikanischem Leben und Treiben. Ich sah heute die ersten Termitenhügel, ebenso lernte ich die Pontoks (Kaffernhäuser) kennen. Bemerkte man bis Karibib gar nichts, was an den Krieg erinnerte, so änderte sich das jetzt. Die Station Wilhelmstal war mit großen, mit Sand gefüllten Blech-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

büchsen verbarrikadiert. Die Station Okasise stand nicht mehr. Nur ein Trümmerhaufen zeigte die einstige Stelle der Stationsgebäude an. Okasise war die Eisenbahnstation für eine Anzahl Farmen gewesen, die in der Umgegend entstanden waren. Ein weiteres Bild schauderhafter Verwüstung bot dem Auge die Station Waldau. Von den Häusern stehen nur noch die rauchgeschwärzten Umfassungsmauern aus Beton. Alle Räume im Stationsgebäude und im Beamtenhause sind ausgebrannt; mit den hölzernen Stützbalken sind die Wellblechdächer eingestürzt, und aus dem schwarzen Wirrwarr ragen die nackten Schornsteine zum Himmel empor. Die gemauerte Veranda des Stationsgebäudes ist eingerissen und unter Steinen und Schutt liegen Stücke der Hauseinrichtung in wüstem Durcheinander. Küchengerätschaften sind wenig zu sehen, sie sind von den Herero als brauchbar mitgeschleppt worden. Der Lagerschuppen aus Wellblech ist nur noch ein Schutthaufen; in der Maschinenhalle ist das Dach halb eingestürzt. Einen merkwürdigen Anblick boten ein stark in Verwesung übergegangener Hereroschädel, halb verbrannte Skatkarten und ein Koppelschloß nebeneinander.

5. März, 11⁰⁰ Uhr, trafen wir in Okahandja ein. Am gleichen Tage hatte Hauptmann Puder mit je einer Kompagnie Schutztruppe und Seebataillon ein Gefecht gegen die bereits von Kapitänleutnant Gygas geschlagenen Hereros südlich Klein-Barmen. Hier begannen nun für uns Tage anstrengendster Arbeit. Es hieß Kisten in allen Größen mit dem verschiedensten Inhalt zu stapeln und zu verstauen und Unterkunftsräume herzurichten. Herr Oberst Dürr bewohnte mit seinen Offizieren das Eisenbahnstationsgebäude. Auch dieses trug starke Spuren des Aufstandes. Wohl nicht eine Fensterscheibe war ganz geblieben; doch der keine Schwierigkeiten kennende deutsche Soldat findet sich in alle Verhältnisse hinein. An Stelle der Glasscheiben nagelten wir Drahtgaze an die Fensterrahmen; Türen wurden repariert usw. usw., Tätigkeiten, zu deren Verrichtung wir eigentlich nicht ins Land gekommen waren. In der gleichen Weise schuf sich der Unterstab aus dem ganz zerstörten Hause eines Weißen eine Unterkunftsstätte.

Über den Aufstand und dessen Verlauf gehen die verschiedensten Gerüchte um. Aufsehen erregte in Okahandja die Ankunft des Missionars Kuhlmann, besonders aber seine Mitteilung, daß die Herero nicht bei Gobabis, sondern in der Nähe Okahandjas selbst säßen. Von Okasewa kommend, war er trotz mancher Fährnisse mit seinem Karren bis Okahandja glücklich durchgekommen. Ich habe heute einen Gang über den Platz selbst gemacht. Überall bemerkt man die Zerstörungswut der Herero. Unversehrt geblieben ist wohl außer dem Missionshaus überhaupt nichts. Das Innere aller Häuser ist ausgeraubt, und was nicht geraubt wurde, ist sinnlos vernichtet. Wo aber gar noch das Feuer die Zerstörung unterstützt hat, da sieht es ganz schaurig aus. Das große Haus von Wecke und Voigts z. B. ist bis auf einige



Kaffernpontoks

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Räume völlig ausgebrannt. Nur aus kahlen, rauchgeschwärzten vier Wänden bestehen die Zimmer. Der Boden ist mit verkohlten Trümmern bedeckt, dazwischen liegen zerschlagene Möbel. Gänzlich eingeäschert ist das Rieckmansche Anwesen. Zwischen dem üppigen Grün der Landschaft muten einen die Trümmerhaufen eigen an.

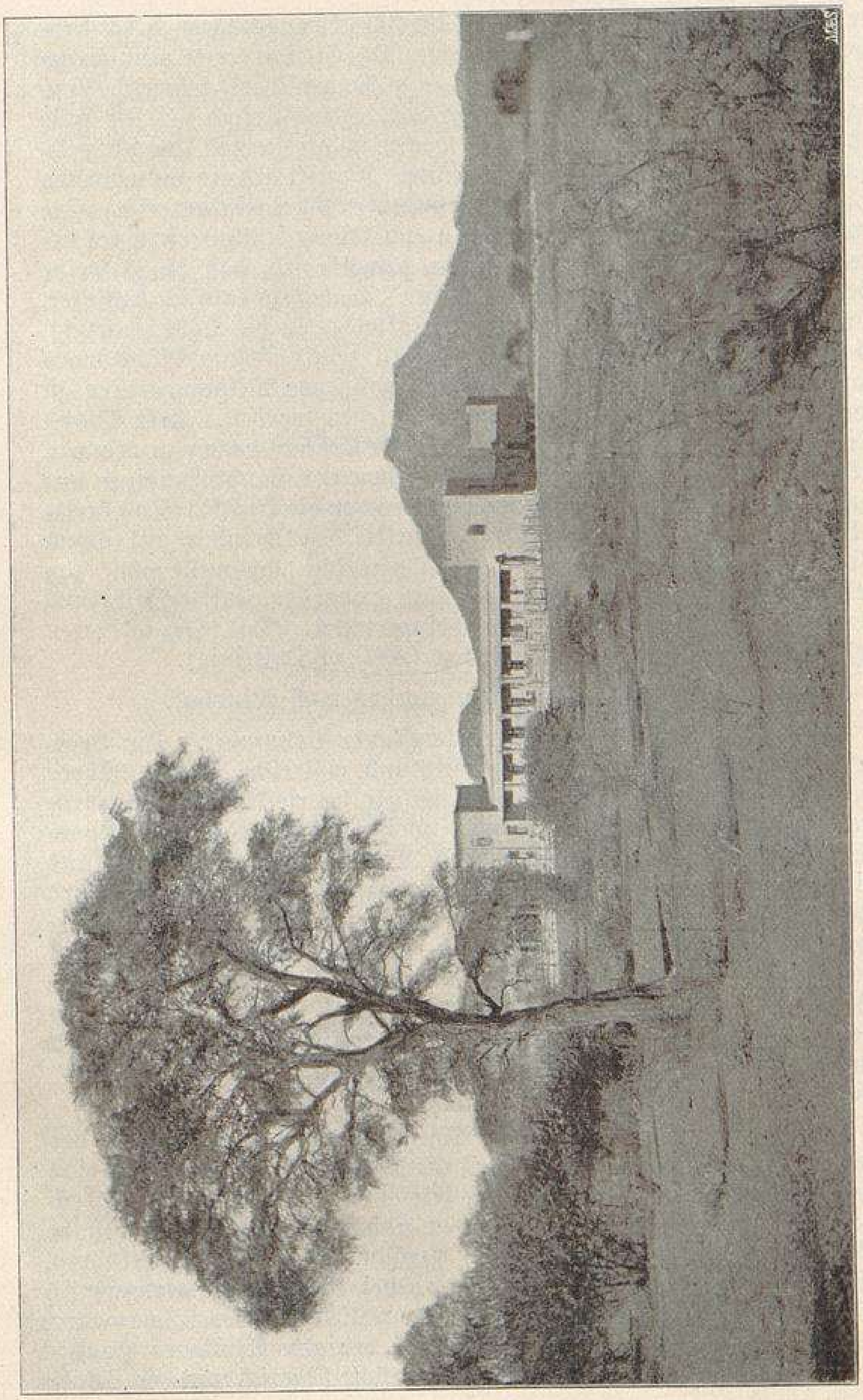
6. März. Da ein nochmaliger Angriff der Herero auf Okahandja oder sonstige Überraschungen nicht ausgeschlossen erschienen, war keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen worden. Für die kommende Nacht waren sogar echt kriegerische Beschäftigungen erwartet und vorgesehen.

8. März. Unsere Befürchtungen schienen unnötig gewesen zu sein. Herr Oberst Leutwein, inzwischen in Okahandja eingetroffen, war heute Mittag Tischgast bei Herrn Oberst Dürr. Seit gestern hat sich der Zivilkoch des Stabes in einer Kellerwohnung eingerichtet. Sehr erstaunt bin ich über die hierzulande üblichen hohen Preise der Nahrungsmittel. Kosteten doch drei Zigarren eine Mark, eine Flasche Kognak 8 Mark, 1 Flasche Exportbier 2 bis 3 Mark (1887 hatte eine ¾ l-Flasche noch 8 Mark gekostet), eine kleine Zervelatwurst 6 bis 8 Mark, warmes Abendbrot 2 Mark, eine Weiße, afrikanisches Gebräu, 1,25 Mark, ein belegtes Brot 1 Mark, Kaffee 50 Pfg. usw.

9. März abends war Herr Oberst Leutwein wieder bei uns zu Tisch. Ihn und seinen Adjutanten, Oberleutnant Techow, hatte ich dann nach der Feste, seiner Wohnung, zurückzugeleiten. Im Tropenhelm, Zeltbahn umgehängt, mit aufgepflanztem Seitengewehr und brennender Laterne ging ich als Führer unter strömendem Regen voran. Lachend meinte Oberst Leutwein, „so ein Geleite sei ihm doch noch nicht zuteil geworden. Der schlechte Weg sei gefährlicher als die Herero, vor denen wir in Okahandja keine Angst zu haben brauchten.“ In der Feste angekommen, mußte ich noch eine Flasche Bier — ein Glas Bier kennt man draußen nicht — auf sein Wohl trinken. Die letzten Tage gingen verschiedene Gewitter nieder, von ausgiebigem Regen begleitet.

12. März. Die Artillerie hält heute Scharfschießen ab, das prächtige Echo in den Klippen wirkt mächtig. Anläßlich meines Geburtstages hatte ich mir gestern von zwei geschenkt erhaltenen Flaschen Rotwein einen Glühwein gebraut und zwei Kameraden eingeladen. Während ich den Göttertrunk vom Feuer hebe, um Schillers Rat zu folgen: „Eh' es verduftet, schöpft es schnell, nur wenn er glühet, labt der Quell“, muß mir der Topf aus den Händen gleiten. Wie es gekommen, ist mir unklar, jedenfalls waren die Geladenen außer sich, und der „Wüschteberger“ jammerte den ganzen Abend: „Dös läßt mi die Nacht nit schlafe.“ Zur Zeit liegen in Okahandja elferlei Truppenformationen.

14. März. Die erste deutsche Post ist eingetroffen! Ich empfing sechs Briefe und einige Karten. Wie glücklich man hier über ein



Feste von Okahandja. Im Hintergrund der Kaiser Wilhelm-Berg.

Lebenszeichen aus der Heimat ist, läßt sich schwer schildern. Ich habe heute den ersten Reitversuch gemacht. Oberst Dürr ritt mit seinem Stabe nach Okakango, wo Hauptmann v. Bagenski mit seiner 6. Kompagnie die Zieglersche Farm besetzt hat. Der Versuch fiel für mich über Erwc.rten günstig aus. Nur machte ich an meinen Unaussprechlichen eine merkwürdige Wahrnehmung. Ich ritt als ein im wahrsten Sinne des Wortes aufs Pferd gehobener Marineinfanterist. Die langen Khakihosen waren in die kurzschäftigen Infanteriestiefel gesteckt. Draußen in O. angekommen, bemerke ich, daß ich ja weiße Hosen anhatte. Ich war ganz verblüfft. Doch bald kam ich dahinter. Durch das Traben waren mir die Beinkleider in die Höhe gerutscht, so daß ich mich in weißen Unterkleidern zeigte. Zum Glück wars gar nicht aufgefallen. Nach heute eingegangener Meldung waren an der Osonabrücke frische Hererospuren gesehen worden. Herr Oberst Dürr beschloß, mit einer Offizierpatrouille Einsicht davon zu nehmen. Abends 6⁰⁰ Uhr fuhren wir unter Mitnahme von Landeskundigen mit einer von Eseln gezogenen Lowry bis kurz vor die Brücke. Das breite Flußbett zeigte dann deutlich die Spuren der scheinbar mit ihrem Vieh vorübergezogenen Herero; sonst war die Patrouille ohne Ergebnis. Auf dem dicht bei Okahandja gelegenen Kaiser-Wilhelmsberg ist eine Heliographenstation eingerichtet. Das Signalisieren geht erfolgreich und glatt vonstatten (2000 m Luftlinie).

16. März. Oberst Dürr fährt morgen nach Windhuk.

17. März. In Windhuk. Interessante Bahnfahrt. Die Vegetation hebt sich. Ich beobachtete Wild und zahlreiche Vögel. Würde man Windhuk nach dem kleinen Bahnhofe beurteilen wollen, würde man zu falschem Schluß gelangen. Gleich einem freundlichen Landstädtchen breitet es sich aus, hellrote Mauern leuchten überall aus wildem Gestein hervor, Bauwerke jeder Art und Form. Gekrönt wird das Stadtbild von der Feste. Die aus Bruch und Ziegelsteinen erbaute Festung bildet ein längliches, von vier Türmen flankiertes Rechteck mit Kaserne, Wohnungen, Bureaus usw. Nach Nordwesten, Westen und Süden dehnt sich bis auf 2 km freies Schußfeld; im Norden und Osten sind auf 200 bis 300 m Höhen vorgelagert, die von der mit einem Turmbau gekrönten Felsenklippe „Sperlingslust" überragt und beherrscht werden.

18. März. Heute morgen, 6⁰⁰ Uhr früh, erzählte man sich in der Feste, daß Hauptmann Franke mit 22 Mann gefallen und noch eine Revolverkanone verloren gegangen sei; etwas Genaues wußte jedoch niemand. Unseren Offizieren war noch nichts bekannt; bald bestätigte sich jedoch, wenigstens teilweise, das Gerücht. Gegen Mittag erfuhren wir nämlich, daß Major v. Glasenapp bei einem Erkundigungsritt bei Owikokorero sehr schwere Verluste erlitten habe. Zwar war Hauptmann Franke nicht gefallen, aber der alte Afrikaner Hauptmann v. François. Zur leichteren Übersicht füge ich vor der Schil-

derung des genannten Gefechts die Zusammensetzung der Ostabteilung bei.

Die Ostabteilung, die bisher noch keinen Waffenerfolg hatte erringen können, gliederte sich, wie folgt:

Führer: Major v. Glasenapp.

1. Marineinfanterie-Kompagnie.

Führer: Hauptmann Fischel,
Leutnant Dziobeck,
" Hildebrandt,
90 Gewehre.
Zugeteilt: 1 Zug Maschinenkanonen-Abteilung (zwei 3,7 cm M.-K., ein Maschinengewehr).
Oberleutnant zur See Stempel.

2. Marineinfanterie-Kompagnie.

Führer: Hauptmann Lieber,
Oberleutnant Frhr. v. Dobeneck,
Leutnant Huguenin,
" Stecher,
90 Gewehre.
Zugeteilt: 1 Zug Maschinenkanonen-Abteilung (zwei 3,7 cm M.-K.).
Leutnant zur See Ehrhardt.

Kavallerieabteilung.

Führer: Oberleutnant der Reserve Köhler,
Leutnant Tiesmeyer,
40 Reiter.

Detachement v. Winkler.

Führer: Oberleutnant v. Winkler.

Schutztruppen-Kompagnie.

Führer: Oberleutnant Streitwolf,
Oberleutnant der Landwehr Dieterici,
Leutnant Eymaël,
" Stübel,
Leutnant der Reserve Bendix.
Zugeteilt: Artillerie (1 Geschütz C/73, 1 Revolverkanone, 1 Maschinengewehr).
Oberleutnant zur See Herrmann.

Kavallerieabteilung.

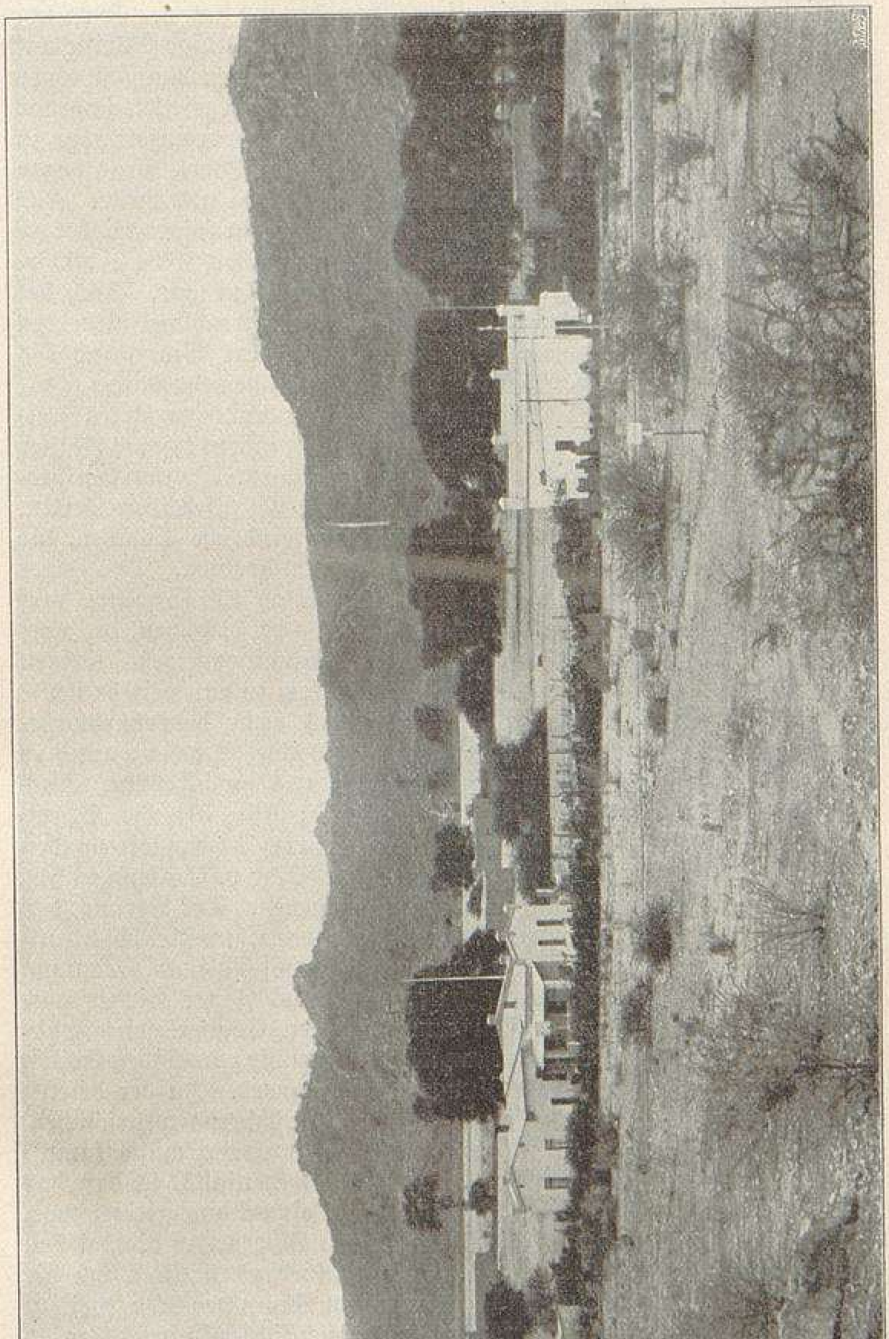
Führer: Oberleutnant Eggers.
50 Reiter.
Arzt: Marine-Oberassistenzarzt Dr. Velten.

Ihr war als Aufgabe gestellt: Die Deckung der Ostgrenze, die Säuberung des Distrikts von Gobabis und die Herstellung der Verbindung mit Grootfontein. In 23 Tagen, in der Gluthitze der afrikanischen Sonne, zumeist auf wegelosen Steppen, durch Wüsten und

Dorngebüsch hatte die Abteilung fast 500 km zurückgelegt und erreichte am 12. März Onjatu. Hier mußte sie rasten, weil frische Spuren vom Feind, dem man nun schon seit einigen Tagen auf den Fersen war, gefunden wurden. Um sich Gewißheit über den Verbleib des Feindes zu verschaffen, beschloß Major v. Glasenapp, eine starke Offizierpatrouille nordöstlich vorzuschieben. Diese vom Major v. Glasenapp selbst geführte Erkundungsabteilung setzte sich, wie folgt, zusammen: Hauptmann v. François, Adjutant Leutnant Schäfer, Oberleutnant Eggers, Leutnant der Reserve Tiesmeyer, Oberleutnant zur See Herrmann, Oberleutnants zur See Mansholdt und Stempel, Leutnant Dziobeck, Leutnant der Reserve Bendix, Arzt: Marine-Oberassistenzarzt Dr. Velten, 35 Reiter und 8 Begleitmannschaften. Ein Geschütz sowie Lazarettwagen, mit 20 Ochsen bespannt, folgten.

Über diese Erkundung erzählte mir ein Gefreiter ziemlich ausführlich und berichtete Herr Leutnant Schäfer, wie folgt:

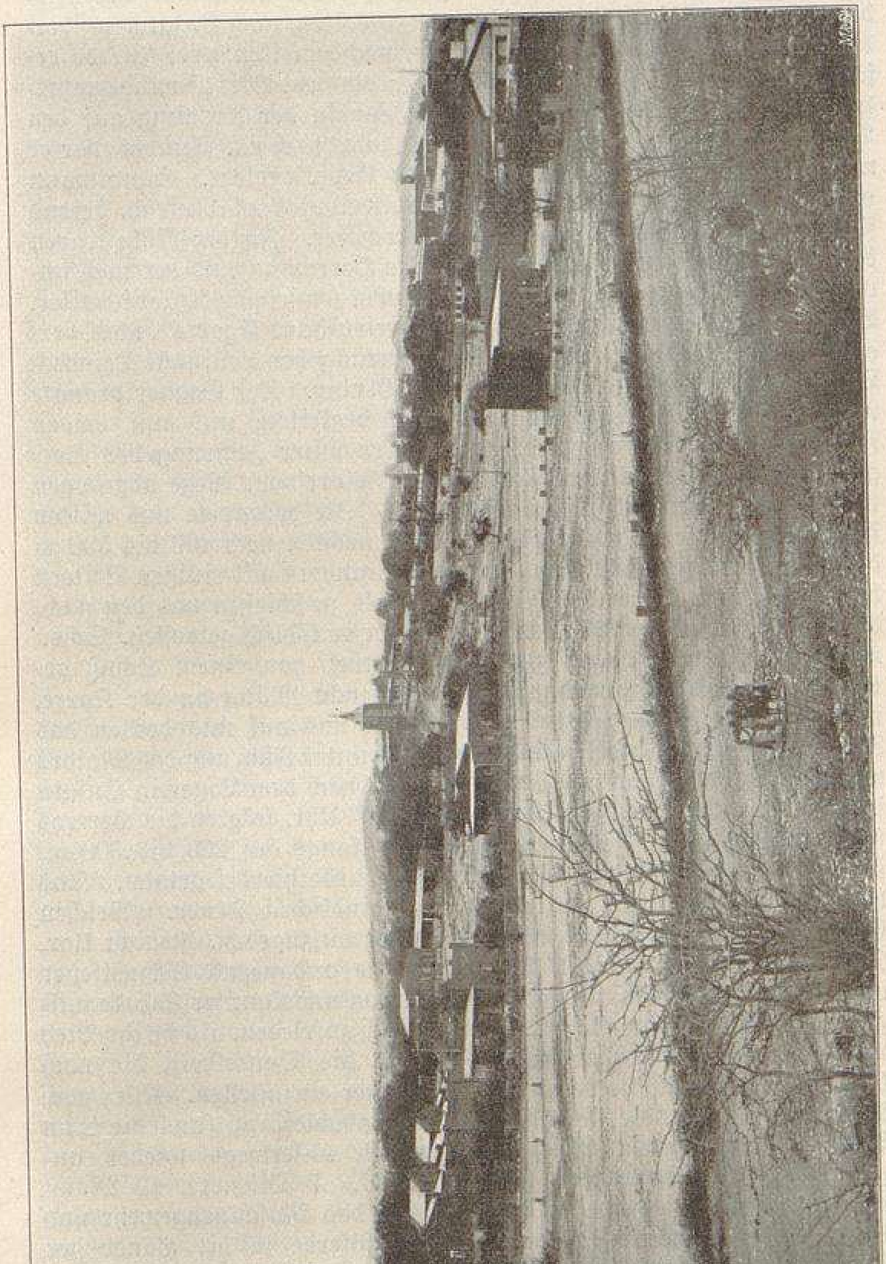
„Am 13. März, einem Sonntag, 6⁰⁰ Uhr morgens, wurde abgeritten. Da sich die Wegekreuzung von Otjikuara für einen etwaigen Rückzug als besonders wichtig herausstellte, wurde von der Mittagsrast der Befehl nach Onjatu zurückgeschickt, diesen Punkt mit einem Zug zu besetzen. Um 3⁰⁰ Uhr nachmittags weiterreitend, folgte die Abteilung den seit drei Tagen beobachteten, etwa 8 Tage alten Spuren. Aus dichtem Busch heraus führte der Weg über eine weite, freie Fläche. Allmählich ging diese wieder in dichten Dornbusch über, hinter dem Owikokorero liegen sollte. Die Spitze unter Leutnant Tiesmeyer griff in der Nähe des Weges ein altes Hereroweib auf. Oberleutnant Eggers erfuhr von ihr, daß Tjetgo in Owikokorero säße, doch seien nur noch Kinder und Frauen da, alles übrige sei schon abgezogen. Diesen Aussagen wurde natürlich kein Glauben geschenkt. Als aber im gleichen Augenblick südlich des Weges eine Viehherde gemeldet wurde, setzte sich die Abteilung in dieser Richtung in Bewegung. Die Wächter des Viehs wurden erschossen und die Herde durch drei Mann bewacht; es mochten etwa 400 Rinder sein. In großen Zwischenräumen ausgeschwärmt (die Frontbreite betrug etwa 300 m), mit Seitenpatrouillen rechts und links, wurde in der Richtung auf die Werft weitergeritten. Hierbei wurden zwei weitere Herden Großvieh und etwa 1000 Stück Kleinvieh erbeutet und durch Reiter bewacht. Im ganzen blieben 9 Reiter beim Vieh zurück. 11 Offiziere, 25 Reiter mit dem Maschinengewehr gingen weiter vor. Obgleich man aus der Menge des Viehes schloß, daß ein zahlreicher Gegner in der Nähe sei, mußte noch etwas weiter vorgeritten werden, um das für ungeübte Weiße recht schwierige Kehren und Abtreiben des Viehs zu decken, und auch um genauer zu erkunden; zudem rissen eine Anzahl Schwarze, die wir in dem Busch sahen, ohne weiteres aus. Der Busch wurde immer dichter und unübersichtlicher; die seitlichen Patrouillen mußten sich näher heranschließen, um nicht abzukommen. Die Meinung bestand, daß der Gegner sein Vieh im Stiche lasse und



Okahandja; während des Aufstandes zerstörte Gebäude.

entfliehe, wie er es überall bei unserer Annäherung getan. Etwa um 4⁴⁰ Uhr nachmittags fielen vor dem rechten Flügel einige Schüsse auf nahe Entfernung; man glaubte es mit der schwachen Nachhut eines abziehenden Gegners zu tun zu haben; es wurde abgesessen und das Feuer erwidert. Die Schützen des Gegners lagen vereinzelt oder zu Zweien und Dreien, hinter Büschen oder sonst im hohen Gras gegen Sicht gedeckt, mit großen Zwischenräumen von 20 m und mehr. Nur zum Schuß zeigte der Schwarze den Kopf, um dann sofort wieder zu verschwinden, so daß trotz der kurzen Entfernung von 100 bis 200 m der Platz der einzelnen Gegner oft nicht festzustellen war. Auch bot vor dem rechten Flügel ein buschbewachsener Termitenhügel mehreren feindlichen Schützen vorzügliche Deckung. Um den Widerstand des Gegners schnell zu brechen, wurde das Maschinengewehr vorgezogen; hier fiel der Unteroffizier Bachmann und in der Nähe der Kriegsfreiwillige, Tierarzt Sepp. Der linke Flügel, der zunächst keinen Gegner vor sich hatte, wurde zur Umfassung vorgenommen. Inzwischen verstärkte der Gegner seine Linie und verlängerte sie auf beiden Seiten. Auch erschienen auf beiden Flanken einzelne feindliche Schützen, die unsere Abteilung zu umfassen und abzuschneiden drohten. Das Feuer wurde bedeutend lebhafter. Der Feind mochte an 150 Gewehre stark sein. Eine Fortsetzung des Kampfes mit nur 28 Schützen, die nach Abzug der Pferdehalter und der beim Maschinengewehr tätigen Mannschaften verfügbar war, schien aussichtslos, zumal weitere Leute verwundet und die Rückzugslinie mehr und mehr bedroht wurde. Hinter den feindlichen Schützen zeigten sich weitere Schwarze, und es schien, daß man die Kriegsmacht eines Stammes vor sich habe. Auch nach Ansicht der Kenner afrikanischer Verhältnisse, als die Hauptmann v. François und Oberleutnant Eggers bezeichnet werden müssen, war weiterer Kampf aussichtslos. Major v. Glasenapp ließ deshalb Befehl zum langsamen Zurückgehen geben. Der Versuch, den gefallenen Unteroffizier Bachmann mitzunehmen, mußte bald aufgegeben werden. Der Rückzug vollzog sich in vorzüglicher Ordnung. Nach etwa 50 Schritt wurde gehalten und das Feuer wieder aufgenommen. Unser Zurückgehen ermutigte den Gegner, sein Feuer wurde lebhafter, besonders wirksam wurden nun die von beiden Seiten her feuernden Umfassungsabteilungen des Gegners. In der dritten Stellung nach dem Zurückgehen fielen beide Maschinengewehrschützen, Oberleutnant zur See Herrmann wurde durch zwei Schüsse kampfunfähig. Reiter, die zu helfen suchten, fielen ebenfalls, so daß das Maschinengewehr stehen blieb, da auch die Bespannung getötet war. Das Gewehr wurde noch durch Obermatrosen Ehlers, der hierbei fiel, unbrauchbar gemacht. Während des Zurückgehens häuften sich die Verluste. Die Pferde, zu 5 und 6 durch einen Mann gehalten, wollten sich nicht zurückführen lassen, sondern drängten sich auf einen Haufen zusammen, in den die Schwarzen ununterbrochen hineinschossen, die Pferde wurden größtenteils getroffen, die Pferdehalter fielen oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Windhuk.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

wurden verwundet. Dem Oberleutnant zur See Mansholt, der Meldung und den Befehl, sich marschbereit zu halten, nach Onjatu zu überbringen hatte, gelang es kurz vorher, nachdem ihm zwei Pferde erschossen waren, mit einem Reiter durchzukommen. Mit bewunderungswürdiger Ruhe ging Major v. Glasenapp in der Richtung auf den Weg zurück, den wir gekommen waren; wie durch ein Wunder war er nur durch zwei leichte Streifschüsse am Kopfe verletzt. Hauptmann v. François, aus einer Wunde am Hinterkopf stark blutend, befand sich dicht neben ihm, ebenso Leutnant Schäfer. In der Nähe waren der schwerverwundete Leutnant zur See Herrmann und der noch unverwundete Oberleutnant zur See Stempel sowie eine Anzahl Reiter. Vorher waren in der Schützenlinie Oberleutnant Eggers und Oberassistenzarzt Dr. Velten gefallen, beim Zurückgehen Leutnant Dziobeck, Leutnants der Reserve Tiesmeyer und Bendix. Der Gegner drängte unter wildem Kriegsgeheul nach und begleitete uns auf beiden Flanken, fortgesetzt schießend. Die Karre unter Führung des Sergeanten Witt war auf das Schießen hin sofort vom Wege abgebogen und auf das Gefechtsfeld zu marschiert. Sie begegnete uns mitten im Busch, machte Kehrt und hielt. Wir mochten noch 400 bis 500 m davon entfernt sein, als Hauptmann v. François mit einigen Reitern herausging, um hinter dem Busch nochmals zu schießen und den nachdringenden Feind aufzuhalten; hier wurde er tödlich getroffen. Schon vorher war Oberleutnant zur See Stempel, von einem Schuß getroffen, lautlos zusammengesunken. Die acht Mann an der Karre, in breiter Front ausgeschwärmt, nahmen uns auf und deckten das Aufladen der Verwundeten, mit denen sich unter Führung des Majors v. Glasenapp die Karre um 5^{30} Uhr abends nach dem Lager in Onjatu in Marsch setzte. Eine Stunde, etwa bis 6^{30} Uhr, folgten die Hereros feuernd, aber ohne Verluste zuzufügen, anfangs auf 200 bis 300 m, später weiter abbleibend. Ein Zugochse wurde hierbei getötet. Das bereitete 15 Minuten Aufenthalt im feindlichen Feuer. Welchen Grund die Hereros hatten, die Verfolgung aufzugeben, ist nicht klar. Die Bedeckungsmannschaft der Karre, die andauernd Schnellfeuer abgab, mag von ihnen als neuer Gegner von unbekannter Stärke aufgefaßt worden sein; vielleicht waren sie auch zufrieden, als sie ihr Vieh wieder hatten; schließlich hat wohl auch die Dunkelheit, die nach 6^{00} Uhr hereinbrach, sie veranlaßt, das Feuer einzustellen. Kurz nach Mitternacht kamen die Reste der Erkundungsabteilung (auch die beim Vieh zurückgelassenen Reiter hatten sich unterwegs wieder angeschlossen) ins Lager von Onjatu zurück. 7 Offiziere, 19 Mann waren tot; ihre Leichen und Waffen sowie das Maschinengewehr und etwa 30, größtenteils schwer getroffene Pferde in die Hände der Schwarzen gefallen. Die Gewißheit, einen starken, zum Widerstand bereiten Gegner auf 25 km vor sich zu haben, war erreicht, mit diesen Verlusten jedoch zu teuer erkauft. Leider war es der Ostabteilung nicht einmal vergönnt, die Ergebnisse dieser Erkundung später im

Angriff auszubeuten. Wie außerordentlich schwierig die Lage gewesen ist, beweist, daß ihr sogar zwei alt erprobte und erfahrene Südwestafrikaner, Hauptmann v. François und Oberleutnant Eggers, zum Opfer fallen konnten."

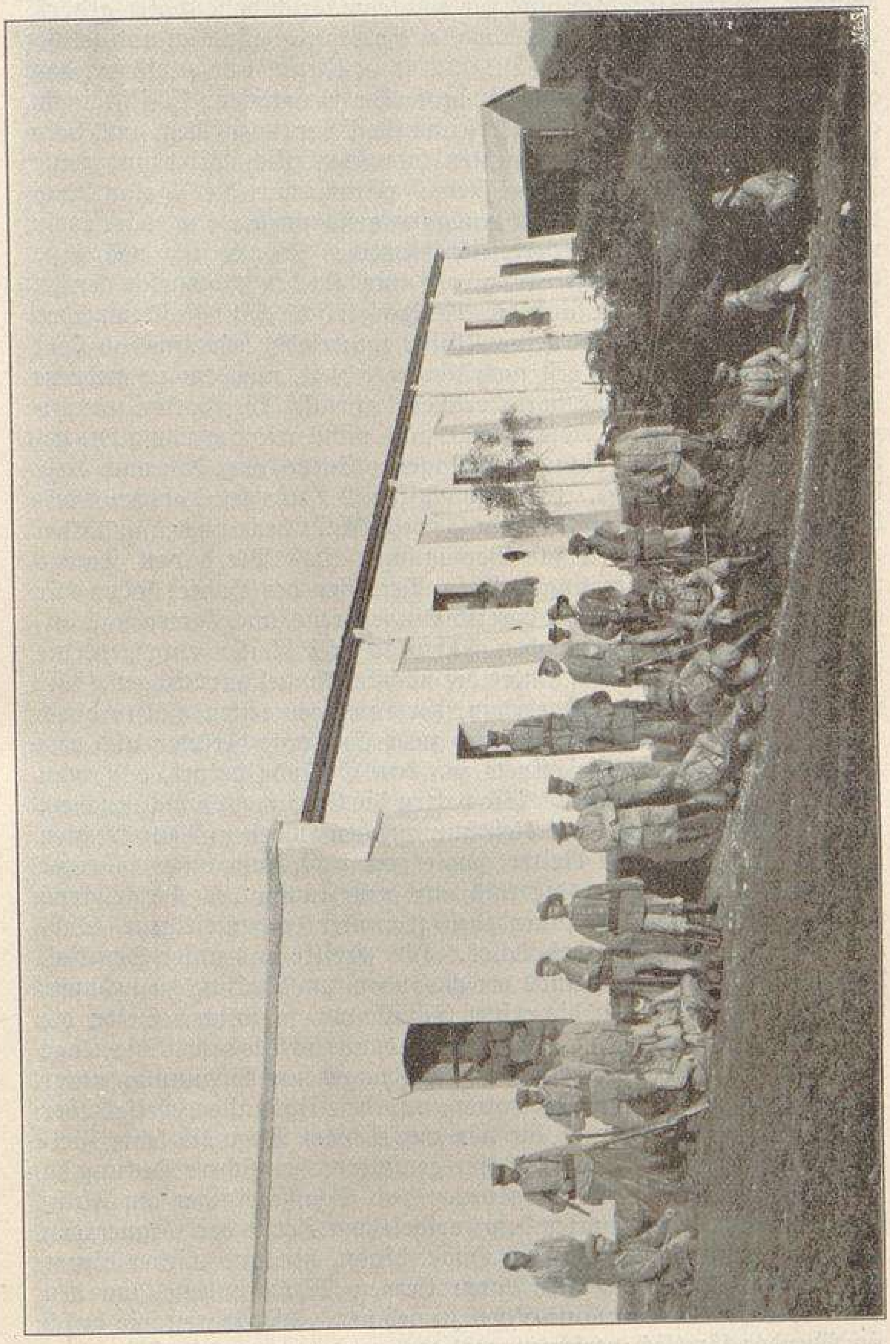
Heute Vormittag sprach ich die junge Farmerswitwe B., von deren Schicksal ich sehr ergriffen war. Wie es den meisten Farmern ergangen, so auch ihnen im Januar. Den heuchlerisch freundlichen Herero traute auch ihr Gatte nicht mehr, da die verschiedensten Gerüchte umliefen. Er war zur Flucht nach der nächsten Militärstation entschlossen, die Kaffern aber hinderten ihn am Einspannen seines Ochsenwagens. Auf der Flucht von den Kaffern verfolgt, stürzte er bald, von einer Kugel schwer durchs Gesäß geschossen. Um den Bestien nicht lebend in die Hände zu fallen, tötete er sich selbst durch einen Revolverschuß. Die noch nicht lange verheiratete Frau, die nur mit Gewalt von der Leiche ihres Mannes fortzubringen war, erreichte nach siebentägigem Umherirren unter den allerschwierigsten Verhältnissen, von Wasser und Gras lebend, in kaum noch menschenähnlicher Gestalt mit dem Bruder ihres Mannes Windhuk, oft von Haufen nackter, mit Kirris bewaffneter Kaffern verfolgt. Ihr Schwager habe sich nicht entschließen können, ihrem mehrfachen Wunsche, sie doch zu töten, zu entsprechen.

Ähnlich der Fau B. ist es dem Herrn Finster ergangen. Er war auf einige Wochen zu Gast auf der dem Herrn Vorberg gehörigen Farm Ongeama (7½ Meilen nordöstlich von Windhuk). Es waren bereits mehrfach Anzeichen einer Erhebung der Herero aufgetreten, aber man hielt doch die Gefahr noch nicht für unmittelbar bevorstehend. In diesem Glauben wurden die Bewohner der Farm Ongeama übrigens bestärkt, als am 12. Januar ein Kaufmann v. Falkenhausen bei der Farm vorbeikam und berichtete, daß er auf einem langen Ritt durchs Hererogebiet nichts Verdächtiges beobachtet hätte. Finster erzählt:

„Falkenhausen, Vorberg und ich saßen am Abend des 12. Januar noch plaudernd beisammen, als wir gegen 10^{00} Uhr Stimmen und Pferdegetrappel vernahmen, und eine zwei Mann starke Reiterpatrouille bei uns eintraf. Wir hielten die allgemeine Lage jetzt auch für ernst und bestürmten die Ankömmlinge mit Fragen über den Zweck ihres Kommens. Der Führer teilte uns mit, daß er den Auftrag hätte, von Otjitwesu vorzustoßen, um sich von der Haltung der dort wohnenden Herero zu überzeugen. Eine beiläufige Äußerung Falkenhausens gab der Sache aber eine ungeahnte Wendung. Als dieser nämlich erklärte, daß ihm heute in Otjitwesu nichts Auffälliges begegnet sei, entschloß sich der Patrouillenführer plötzlich, überhaupt nicht dorthin zu reiten, sondern am nächsten Morgen nach Windhuk zurückzukehren. Wir hörten von ihnen nichts über die am Morgen desselben Tages erfolgten Beschießung Okahandjas, auch hatten sie keinen Auftrag, uns zu warnen. Sie verließen uns am Morgen des

13. Januar, der Rekognoszierungsritt nach Otjitwesu war unterblieben, und fünf Stunden später waren dortselbst vier Deutsche von den Herero ermordet.

Als ich am Morgen des 13. Januar Falkenhausen verlassen hatte, ritt ich zu Pilet (Bewohner einer Nachbarfarm), um ihm von der Anwesenheit der letzten Patrouille zu erzählen. Ich traf hier, wie am Morgen vorher, wieder mit Keil (deutschem Polizeibeamten der Ansiedlung Neudamm nordöstlich Windhuk) zusammen, der erst in der Nacht von Windhuk zurückgekehrt, aber von seiner vorgesetzten Behörde in keiner Weise über den Ernst der Lage aufgeklärt worden war. Er hatte den Auftrag, die in seinem Bezirk verfügbaren Pferde zu requirieren. Pilet entschloß sich nun endlich, seine Frau und Schwägerin nach Windhuk zu schaffen. Wir wollten hierzu Vorbergs Pferdekarre benutzen und beim Truppenkommando um die Erlaubnis einkommen, das Piletsche Haus gewissermaßen als Vorposten im Damaraland besetzt halten zu dürfen. Dies war meine letzte Unterredung mit Pilet. Er wurde ungefähr eine Stunde später von den Herero von Otjitwesu auf der Veranda seines Hauses überfallen, gebunden und in seinem Pferdekraal durch einen Schuß in den Unterleib getötet. Seine Frau und seine Schwägerin wurden, aller Kleider entblößt, einen Tag lang mitgeschleppt und konnten sich erst ungefähr nach drei Wochen unter großen Mühen und Qualen nach Okahandja retten. Ich ritt mit Keil zusammen nach Ongeama, da dieser nach Farm François weiter wollte, und jagte mein Pferd sofort auf die Weide. Vorberg war mit unserem Plan, mit der Karre nach Windhuk zu fahren, völlig einverstanden und schickte sofort nach den Pferden. Es mochten inzwischen 15 Minuten vergangen sein, als wir von Frauenstein her Dames in voller Karriere heranreiten sahen. Auf seinen Zuruf: „Die Herero kommen!“ eilten wir ihm entgegen und halfen ihn vom Pferde, und nun erzählte er uns mit vor Erregung bebender Stimme, daß die Herero in hellen Haufen plötzlich bei Frauenstein aufgetaucht wären, und er, nichts Gutes ahnend, das einzig verfügbare Pferd bestiegen und zu uns geeilt wäre, um uns zu Hilfe zu rufen. Als Keil diese Nachricht hörte, bestieg er, ohne ein Wort zu erwidern, sein Pferd und jagte sofort nach Neudamm. Er mochte sich erinnern, daß uns auf unserem Wege zwischen Frauenstein und Neudamm 5 bis 6 Herero begegnet waren, die mitten durch das Feld nach Neudamm zogen. Wenn uns dies auch aufgefallen war, so legten wir der Sache keine weitere Bedeutung zu. Keil konnte noch mit knapper Not seine Frau und gegen 700 Regierungsochsen in Sicherheit bringen. Er blieb bis zuletzt auf seinem Posten und konnte sich vor den vorrückenden Feinden nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes retten. Vorberg und ich standen am Scheideweg. Es blieb uns nur die Möglichkeit, in Ongeama zu bleiben, uns dort zu verschanzen und zu verteidigen oder zu versuchen, das noch günstiger gelegene Haus von Frauenstein zu erreichen, uns durch Zusammen-



Landsturm und Schutztruppe bei der Batterie in Windhuk.

schluß mit Pilet zu stärken und gleichzeitig den Frauen Hilfe zu bringen. Wir entschieden uns für das letzte. Ich habe später gehört, daß dieser Entschluß von anderer Seite als unverständlich und selbstmörderisch bezeichnet worden ist. Ich kann darauf nur erwidern, daß es sehr billig, aber auch müßig ist, hinterher zu urteilen. Es ist keinem gegeben, das Kommende mit Bestimmtheit vorauszusehen, und vom sittlichen Standpunkt aus konnten wir unmöglich Pilet und seine Frauen ihrem Schicksal überlassen. Hätten wir dies getan, und der Tag hätte keinen blutigen Ausgang genommen, dann wären wir mit Recht als Feiglinge verschrien worden. Es verging noch eine halbe Stunde voller Aufregung, ehe wir an den Abmarsch denken konnten. Vorberg war auf die Meldung eines Hottentottenweibes hin, daß ein Herero junge seine Kälber wegtriebe, bewaffnet zu Fuß losgegangen und kehrte erst nach längerer Zeit, nachdem er mehrere Male erfolglos geschossen hatte, erschöpft zurück. Wir hatten uns inzwischen um die Pferde, die immer noch nicht gekommen waren, gekümmert und machten die niederschlagende Entdeckung, daß auch diese bereits gestohlen waren. Es mochte gegen 9³⁰ Uhr sein, als wir aufbrachen. Wir waren ja mit einem Gewehr M/71 bewaffnet und hatten ungefähr 200 Patronen zur Verfügung. Das Pferd von Dames führte ein Bergdamarajunge. Beim Verlassen des Hauses sahen wir auf den umliegenden Höhen bereits Eingeborene, auch kamen uns auf dem nach Fraustadt führenden Fußwege drei Reiter entgegen, die sich bei unserem Anmarsch hinter die nächsten Hügel zurückzogen. Wir schlugen den besseren Fußweg ein, der in seiner ersten Hälfte durch ein Tal führte, das man nur durch zwei Hohlwege betreten und verlassen konnte. Dahinter öffnete sich das Gelände derart, daß man einen guten Weitblick hatte. Wir hatten die Eingangspforte zu jenem Tal durchschritten und bemerkten nun auf den Höhen uns zur Rechten jene vorerwähnten drei Reiter, sowie gegen 40 Fußgänger in einer Entfernung von 600 m, die uns auf dem Kamm des Bergrückens folgten. Wir gelangten unbehelligt unter gegenseitigem Sichbeobachten an das Ende des Tales. Hier ereilte uns unser Schicksal. Wir sahen, wie unsere Feinde verschwanden, um Deckung zu nehmen, und gleich darauf fielen die ersten Schüsse von feindlicher Seite, die über uns hinweggingen. So ernst und aussichtslos jetzt die Lage war, so löste dennoch der erste Schuß die ungeheure Spannung, unter der wir uns bisher befunden hatten, und beseitigte alle Zweifel über das Kommende. Für uns, die wir auf ebenem Wege die beste Zielschiebe boten, galt es vor allem, eine gewissermaßen sichere Deckung zu finden, und so eilten wir denn unter dem Schutze einiger am Flußbett stehenden Bäume unter dem fortgesetzten Feuer der Gegner den uns zur linken Hand liegenden Hügel hinan, hin und wieder hinter einer vorspringenden Klippe einen kleinen Schutz suchend, um den einen oder den anderen aufs Korn zu nehmen. Wir waren wie durch ein Wunder sämtlich verschont geblieben und hatten, von Klippe zu

Klippe springend, die halbe Höhe des Hügels erreicht, als plötzlich Dames, der dicht bei mir lag, zusammenzuckte und mir zurief, er sei im Rücken getroffen. Ich riß ihm das Hemd hoch; es war nur ein ungefährlicher Streifschuß. Wir drei lagen jetzt ziemlich in einer Höhe (unsere eingeborenen Begleiter waren, wie der erste Schuß fiel, verschwunden), hatten einigermaßen gute Deckung und konnten das Schießen der Gegner erwidern. Der Feind war durchweg (gleich uns) mit Gewehren älteren Systems bewaffnet, und man konnte deutlich beim Feuern erst den Feuerstrahl und Pulverrauch sehen, dann das Einschlagen des Geschosses und zum Schluß den Schall hören. Wir mußten nach Lage der Dinge jedoch gewärtig sein, jeden Augenblick vom Rücken her beschossen zu werden, so daß für uns alles davon abhing, den Gipfel der Anhöhe zu erreichen. Ich rief deshalb Vorberg zu, daß wir noch weiter hinauf müßten, und sprang hinter meiner Deckung hervor. In diesem Augenblick sah ich Vorberg, der sich gleichfalls erhoben hatte, mit einem Schrei zusammenbrechen. Er hatte einen Schuß in den Oberschenkel, anscheinend mit Knochenverletzung, erhalten und war nicht imstande, auch nur einen Schritt weiter zu kommen. Er war vollkommen bei Besinnung und rief mir zu, wir sollten versuchen, uns nach Frauenstein durchzuschlagen, er könne nicht weiter, und wir sollten ihn liegen lassen.

Unsere Lage war geradezu verzweifelt. Wir konnten Vorberg unmöglich seinem Schicksal überlassen, mußten jedoch auch darauf gefaßt sein, jeden Augenblick von einer Kugel getroffen zu werden. Der nächsten Minuten kann ich mich nur noch dunkel erinnern. Ich sprang unter Schwenken meines Taschentuchs hinter meiner Deckung hervor mit dem Gedanken, durch Unterhandlung auf Räumung der Farm für Vorberg und uns freien Abzug zu erhalten. Das Feuern hörte auf, schon schöpften wir Hoffnung und sahen einige unserer Gegner den gegenüberliegenden Hügel herab und auf uns zu kommen. Da fielen neue Schüsse, die dicht bei mir einschlugen, und nun eilten Dames und ich dem mit Buschrand bestandenen Flußrand zu, um dort genügend Deckung zu finden und unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Wir hatten bisher von unseren Feinden, die vorzüglich geschützt lagen, nur zwei fallen sehen und nahmen nun hinter den ersten erreichbaren Büschen Stellung zum Endkampf. Hier hörten wir auch aus der Richtung, wo Vorberg lag, einen vereinzelten Schuß fallen. Wir nahmen an, daß sich Vorberg, wie verabredet, selbst entleibt hatte, um diesen Schurken nicht lebend in die Hände zu fallen. Auch wir sollten keine Gelegenheit mehr zu längerer wirksamer Verteidigung haben. Wir hatten unser Augenmerk nach vorn gerichtet, als wir hinter uns Pferdegeträppel hörten und in wenigen Augenblicken von ungefähr 15 Herero zu Pferde umringt waren, die mit Kirris auf uns einschlugen. Ich erkannte Vorbergs Pferde und sah auch meinen lieben, treuen Schimmel, mit dem ich so manchen schönen Ritt gemacht hatte. Wir standen vor dem Ende. An Schießen war nicht zu denken.

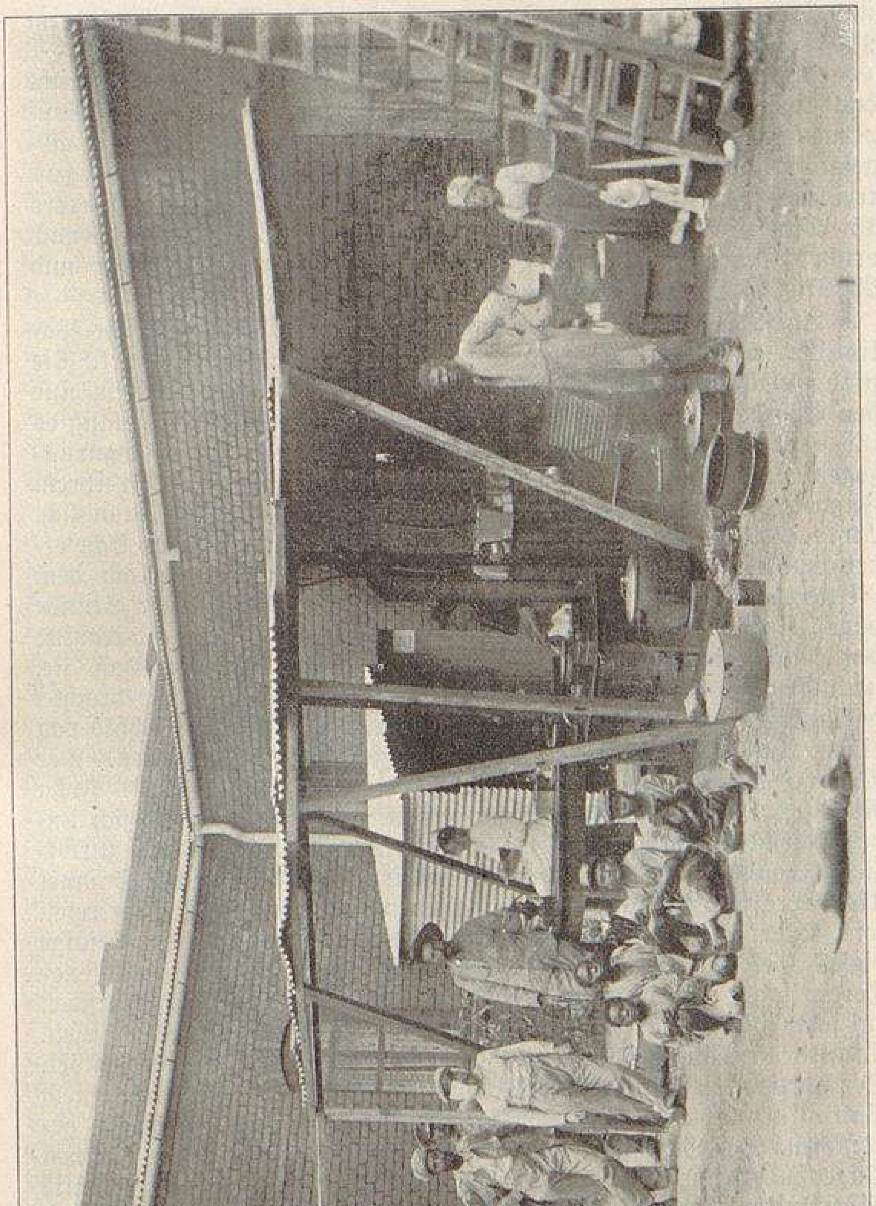
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Den nahen Tod vor Augen, parierte man nur noch, so lange die Kraft reichte, mit Schulter und Armen die auf den Kopf gezielten Keulenschläge. Ich hörte schließlich noch einen Schuß und sah Dames, der nur wenige Schritte von mir entfernt kämpfte, mit einem Schrei hintenüberschlagen. Ferner sah ich, wie ein Herero aus einer Entfernung von ungefähr fünf Metern auf mich anlegte, ich fühlte einen Stoß gegen die rechte Brust und brach besinnungslos zusammen."

Er hatte einen Lungenschuß, Oberarm, erhalten, war dann mit Kirris zerbläut und für tot liegen gelassen worden. Als Hottentottenfrau verkleidet, kam er in Windhuk an, nachdem er sich mit Hilfe eines echten Weibes fünf Tage hindurchgeschlichen und -geschleppt hatte. Er war als einziger von der Farm Vorberg entkommen.

Weitere Einzelheiten gehen aus einem Briefe aus Windhuk hervor, den die von mir öfters genannte „Südwestafrikanische Zeitung" brachte und den ich folgen lasse:

„Für Windhuk waren die Tage vom 11. bis 20. Januar ernster Art. Vom 15. Januar ab stießen in allen Richtungen feindliche Patrouillen auf Posten und Patrouillen von uns. In der Richtung Farm Hoffnung, Kapps Farm und Farm Abraham waren etwa 500 Herero, in der Richtung Brakwater, Heusis, Awis ebenfalls starke feindliche Kräfte im Anmarsch auf Windhuk gemeldet. Groß-Windhuk war mit 200 Mann (davon mehr als die Hälfte Landsturm) besetzt, die den ausgedehnten Platz zu sichern hatten. Stärkere Posten und Patrouillen wurden nach allen Richtungen vorgetrieben und gelegentlich durch Ausfälle Luft gemacht. Am 15. Januar fand ein größeres Erkundungsgefecht bei Farm Hoffnung statt, zu dem sämtliche Kräfte, mit Ausnahme der Häuserbesatzung, herangezogen wurden. Nachdem durch die Kompagnie Franke Luft geschaffen war, konnte zur Entsetzung der Stationen Hohewarte und Seeis geschritten werden, die wiederholt um Hilfe gebeten hatten. Zunächst galt es, die nähere Umgebung Windhuks von den herumstreifenden Räuberbanden zu säubern. Diese Aufgabe fiel der Patrouille des Leutnants der Reserve Maul zu, bei dem sich Oberroßarzt Rassau befand. Bei Farm Hoffnung wurde der Feind von den beiden Abteilungen der Patrouille festgehalten. 13 Herero wurden erschossen, 4 Gewehre erbeutet. Sodann ging die Patrouille weiter zu den Farmen Abraham und Kapps. In nächster Nähe der Farmgebäude war quer über den Weg ein straffer Draht gezogen, der einen Reiter bei Nacht unbedingt hätte zu Fall bringen müssen. Auf der Farm Kapps wurde ein plündernder Buschmann angetroffen und erschossen. In den Farmgebäuden der Farmen Hoffnung, Abraham und Kapps war alles zerstört. Am 22. Januar ging eine Patrouille unter Leutnant der Reserve Voigts nach Hohewarte, um der dortigen Besatzung Munition zu bringen und die Frauen, die nach der Station geflüchtet waren, abzuholen. Am 23. Januar wurden drei Frauen aus der Station nach Windhuk gebracht. Die Farmhäuser der Buren van der Merve, Gros



Fliegende Etappenküche in Windhuk.

und Tew, die Häuser der Farmer Gramowsky, Modler, Waldheim und Schäpe wurden vollständig zerstört gefunden.

Von Farm Lichtenstein sollte nach einer eingegangenen Nachricht das Vieh weggetrieben sein. Am 23. Januar wurde unter dem Gouverneursekretär v. Niwitecki eine Patrouille von 10 Reitern abgesandt, die bei Hohewarte Hereros antraf, im Begriff, Vieh wegzutreiben. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, in dem die Herero 15 Tote, die Unseren keine Verluste hatten. Der Feind wurde nach ernster Gegenwehr in die Flucht gejagt und ihm 23 Rinder und 60 Stück Kleinvieh abgenommen.

Am 26. Januar führte Niwitecki eine zweite erfolgreiche Patrouille bei Seeis. Die Patrouille war 27 Mann (Reiter) stark. Sie stieß zunächst auf 50 bis 60 bewaffnete Herero, die sich beeilten, eine den Weg beherrschende Höhe zu besetzen. Unseren Reitern gelang es indessen, vor den Herero die Höhe zu erreichen, worauf sie sich zurückzogen, von den Unseren verfolgt, bis die Hereroreiter von ihrem Fußvolk aufgenommen wurden. Ein heftiger Kampf entspann sich. Auf feindlicher Seite blieben 25 Tote, während wir einen Schwerverwundeten hatten (Farmer, Unteroffizier Modler). Nach dem Gefecht wurde festgestellt, daß die Gegend im Umkreis einer Stunde vom Feinde verlassen war. Das schneidige Vorgehen der Patrouille hatte auf die Herero einen solchen Eindruck gemacht, daß sie, nach Aussage eines Betschuanen, der den Unseren Botschaft brachte, geglaubt haben, von 200 Mann angegriffen zu sein und deshalb von einem Angriff auf Seeis, den sie vorgehabt hatten, abstanden. Der Rückzug der Herero war so hastig, daß die Familie des John Ritmam, bei der sich auch Frau Wieße mit Kind befand, sich unbehelligt über Thalheims Farm in der Richtung nach Rehoboth zurückziehen konnte. An dem Kampfe sollen der Oberkapitän Samuel Maharero und die Kapitäne Kajata und Mambo beteiligt gewesen sein. Der ganze Nossob von Okatumba bis Omugerehe soll infolge dieses Gefechts vom Feinde gesäubert sein. Ein aufgegriffener Herero sagte aus, das Volk beabsichtigte, weil es von den Deutschen zu sehr gedrängt werde, mit dem Vieh über die Grenze zu gehen. Die Farmenhäuser Döbra und Elisenheim sind vollständig zerstört. Der Farmer Kiersten, der die Meldung davon brachte, hatte auf seinem Patrouillenritt drei Eingeborene erschossen und einen gefangen genommen. Der Gefangene hatte an den Zerstörungen auf den Farmen Ongeama, Frauenstein und v. François teilgenommen. Er erzählte Einzelheiten über Grausamkeiten, die jeder Beschreibung spotten. Am 29. Januar ging eine aus 1 Offizier und 15 Reitern bestehende Patrouille nach Brakwater und Otjeseva vor und begrub die Leichen der Ermordeten, Tausendfreund, Engbart und Trölzsch. Die Häuser von Erdmann, Schulz und Schmerenbeck zu Harris sind von den Herero vollständig zerstört. Das Vieh auf der Farm der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, Heuris, haben die Herero ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schont, weil sie nach ihrer Angabe meinten, daß es einer englischen Gesellschaft gehöre. Dieser Viehbestand, 450 Rinder, 1200 Stück Kleinvieh, 65 Pferde, wurde unter dem Schutze einer Patrouille nach Windhuk überführt. Nach Aussage eines Bergdamaras sollten 70 Witbois unter Salomon Izaak bei der Werft Kirris gewesen sein. Später fand man indessen bei der verlassenen Werft Kirris keine Spuren, die auf das Vorbeikommen der Witbois gedeutet hätten. Am 30. Januar ging Hauptmann v. François, der jetzt den Befehl in Windhuk führt, mit einer 50 Mann starken Patrouille nach der Farm Frauenstein, Ongeama, François vor. Die drei Farmen wurden in einer, jeder Beschreibung spottenden Weise zerstört gefunden. Die Leichen der Farmer Pilet und Dames und des Françoisschen Dieners Biermancki wurden beerdigt. Am 7. Februar ging eine Meldung aus Hohewarte ein, wonach sich eine große Werft, bei der sich alles im Schaffluß geraubte Vieh zu befinden scheine, 7 bis 8 Reitstunden von Hohewarte entfernt, festgesetzt habe. Eine starke Patrouille sollte entsandt werden, die Werft aufzuheben und dem Feinde das Vieh wieder abzunehmen. Am 4. Februar sind nach eingegangener Meldung die Missionare Lange und Hamann aus Otjihaenena, der Farmer Conradt-Orumbo und Frau v. Falkenhausen in Hohewarte eingetroffen. Windhuk hat ein ganz militärisches Aussehen. Vor einigen Tagen waren nur drei männliche Personen in Zivil am Platze zu sehen. Seitdem alles zum Landsturm einberufen ist, ist eine gemeinschaftliche Verpflegung des ganzen Platzes eingerichtet. Alle, auch die Familien, beziehen aus einer gemeinschaftlichen Küche das Essen. Im allgemeinen ist die Lage in Windhuk glücklicherweise unvergleichlich besser, als man in Swakopmund schon glaubte, fürchten zu sollen. Fast alle Farmer der näheren Umgebung des Platzes haben sich mit ihren Familien noch rechtzeitig flüchten können, viele freilich in letzter Stunde. Die bisherige Annahme von der Ermordung der Frau und der Schwägerin des Farmers Pilet in Frauenstein hat sich zum Glück nicht bestätigt. Die beiden Totgesagten sind noch am Leben."

Über eine der von Windhuk ausgerittenen Patrouillen wird nachträglich noch des näheren mitgeteilt: „Am 4. Februar ritt eine meist aus dortigen Farmern bestehende Patrouille von 9 Mann und 1 Bastard nach Harris und Umgebung. Zunächst wurde die Farm Lichtenstein des Herrn Busch aufgesucht, die vollständig ausgeraubt vorgefunden wurde. Als am folgenden Morgen die Patrouille sich einem Viehposten von Harris näherte, sah sie in einer Entfernung von 300 m dort einen Trupp Kaffern stehen, die beim Anblick der Patrouille nach allen Seiten auseinanderstoben, um sich in den dichten Gebüschen und dem hohen Grase zu verstecken. Beim Absuchen des Geländes wurden vier Klippkaffern und ein Herero aufgestöbert, von denen zwei an Ort und Stelle erschossen, die übrigen drei als warnendes Beispiel auf Harris über den Eingang zu einem Kraale

aufgehängt wurden. Herr Busch hatte mit einem der Kaffern ein schweres Handgemenge zu bestehen, in dessen Verlaufe es ihm gelang, den Kaffer zunächst mit dem Seitengewehr niederzustechen und dann durch einen Schuß durch den Kopf völlig zu töten. Die Kaffern hatten eine tragende Stute geschlachtet und bereits fast ganz verzehrt, auch wurden ihnen außer einem gefüllten Patronengurt eine ganze Anzahl geraubter Sachen und sieben Pferde abgenommen. Auch Herr Erdmann, der die Patrouille mitritt, fand sein Wohnhaus vollständig ausgeplündert und sein sämtliches Vieh geraubt. Wie erinnerlich, hatte Herr Erdmann die Farm Harris erst vor drei Monaten gekauft, nachdem er aus der Kapkolonie im Vertrauen auf die angeblich gesicherten Verhältnisse nach unserem Schutzgebiet übergesiedelt war. Die übrigen Farmen boten dasselbe Bild, nur die Farm des Herrn Bassingweight (Engländer) wurde unangetastet vorgefunden. Am 8. Februar kehrte die Patrouille mit ungefähr 25 Pferden und 13 jungen Rindern, die auf den verschiedenen Farmen zerstreut aufgefunden wurden, wieder nach Windhuk zurück. Am Sonntag, den 28. Februar, trieben Herero am hellen Tage eine Anzahl Vieh, namentlich Kühe, vom Platze Windhuk weg. Ein Hütejunge, der sich der Wegtreibung widersetzte, wurde angeschossen. Am Abend desselben Tages zogen Herero die Karrenpferde des Farmers Ludwig aus dem Stalle in Klein-Windhuk und führten sie weg, nachdem sie die Hufe mit Säcken umwickelt hatten."

19. März. Ich ritt nach Klein-Windhuk. Herr Glatz, mit dem der Farmer Ludwig in Klein-Windhuk mich bekannt gemacht hatte, hatte mich für den freien Nachmittag zum Besuch eingeladen. An Sperlingslust vorbei, durch einen engen Hohlweg und einen Paß schroff bergab reitend, gelangten wir in das liebliche, dichtbewaldete Auastal. Überrascht war ich von der großartigen Anlage des Hauses und seiner Gärten, „Ludwigslust" genannt, ebenso erstaunt über die ganz europäische Einrichtung der Zimmer. Wir ließen uns ein ausreichendes Mahl wohlschmecken, eigenes Gewächs, „Ludwigsluster" als Tischwein trinkend. Sodann machten wir einen Spaziergang durch die großartigen Anlagen. Die Gemüse- und Maisfelder (überall künstliche Bewässerung) machten einen echt heimatlichen Eindruck. Ganz besonders stolz aber ist L. mit Recht auf seinen Weinbau. Unter den schattigen Weinlauben lustwandelten wir unter anregender und lehrreicher Unterhaltung. L. ist schon über 30 Jahre in Südwestafrika. Eine Zierde der Anlage bildet ein großes, ausgemauertes Badebassin, in dem ich mit Herrn Böttger, L.'s rechter Hand, ein erfrischendes, wohltuendes Bad nahm. Höchst befriedigt kehrten wir im Laufe des Nachmittags nach Windhuk zurück. Nicht vergessen will ich, der heißen Quellen in Windhuk Erwähnung zu tun. Ihre Temperatur ist meist so hoch, daß man darin Eier kochen kann. In der Windhuker Gegend sind sie die heißesten, + 77° C. Eine Quelle wird zum Speisen eines Badebassins geleitet. Das Baden darin ist

der Hitze wegen sehr unangenehm. Die übrigen Quellen sind, ähnlich unseren Dorfbrunnen, mit einem Ausflußrohr versehen, aus dem die Quelle abfließt. Die Einwohner Windhuks sind genötigt, von hier täglich Wasser durch ihre Eingeborenen holen zu lassen. Der im Wasser bei warmem Zustande vorherrschende Schwefelgeschmack verliert sich bei der Abkühlung. Das in einen Wassersack aus Feldleinwand geleitete Wasser wird, nachdem es zwei bis drei Stunden verdunstet hat, eiskalt und ist dann das schönste Trinkwasser.

Herr Oberst Dürr mietet heute einen Bergdamara, Namens Sauko, als Bambusen. Er war der Bedienteste des Kulturingenieurs Watermeyer gewesen, der am Waterberg ermordet wurde. Nach seinen Aussagen und nach den Mitteilungen der aus Waterberg Geflüchteten haben die Aufständischen dort mit schrecklicher Pünktlichkeit ihr Werk vollbracht. Im Verlauf einer halben Stunde waren die sämtlichen männlichen Einwohner, bis auf den Missionar Eich, ermordet. Am 14. Januar war ein Bote von Okahandja gekommen. Wie sich später herausgestellt haben soll, hatte er einen Brief von Samuel Maharero überbracht, der nur die drei Worte enthielt: „Ich kämpfe, tötet!" Die Waterberger Herero schritten sofort zur Tat. Die Weißen des Platzes wurden, wo sie eben angetroffen wurden, überfallen und erschlagen. Die Herren Hoepner und Watermeyer wollten nach gehaltener Rast gerade weiterreisen, als sie das Verhängnis ereilte. Die Soldaten der Station wurden, auf der Veranda des Stationshauses sitzend, hinterrücks erschlagen. Sergeant Rademacher war in einem Store (Kaufladen) gewesen und im Begriff, zur Station zurückzugehen. Auf dem Wege warnte ihn ein Kaffernweib: „Geh nicht zur Station, die Soldaten sind schon tot, Du wirst auch getötet." Rademacher eilte infolgedessen in ein Haus, erbat sich dort ein Gewehr, um sich verteidigen zu können. Er wurde aber überwältigt und gleich den anderen getötet. Die Herero plünderten alsdann die Häuser des Platzes aus. Missionar Eich war mit seiner Familie und den zu ihm geflüchteten Frauen, der Frau des erschlagenen Kaufmanns Sonnenberg und der Schwester Marianne, einige Wochen lang Gefangener im eigenen Hause. Man durfte sich nicht vor das Haus, nicht in den Garten wagen. Abends wurde kein Licht angezündet, oder, war es einmal nötig, jeder Lichtschein durch Decken, mit denen die Fenster verhängt wurden, abgeblendet. Dann begab man sich auf die Flucht nach Okahandja. Sechs Wochen dauerte die Reise querfeldein durch den dichten Busch.

20. März, 8^{30} Uhr vormittags. Zurück nach Okahandja gefahren. In Teufelsbach hatten wir über eine Stunde unfreiwilligen Aufenthalt, da der Bahntelegraph zwischen Teufelsbach und Okahandja wieder einmal von den Herero zerstört war. Gegen 3^{00} Uhr nachmittags kamen wir in Okahandja an. Im Laufe des Nachmittags besah ich Samuel Mahareros zerstörtes Haus. Einige Schildkrötenschalen, die von den Weibern als Puderbehälter benutzt werden, nahm

ich mir als Andenken mit. Der Kirche der Eingeborenen, zur Zeit von Buren bewohnt, stattete ich ebenfalls einen Besuch ab. An der Außenseite trägt sie starke Spuren der Beschießung von der Feste her. Im Innern haben sich die Buren, im wahrsten Sinne des Wortes, häuslich eingerichtet. An der Mittelwand stand groß zu lesen: Lucas II Vers 14 in Herero: „Onyere Okahandjaku Mukuru nokum banda nohange kombandja yehi, nonyune movendu.“

Ich hatte heute Gelegenheit, von einer Augenzeugin der schrecklichen Jammertage folgendes zu erfahren: Frl. M. war am Sonntag von Okahango nach Okahandja hereingekommen, um daselbst ihren Geburtstag zu verleben. Sie ging zu Dieckmanns, die einen Store neben Denker haben. Die Nacht über blieb sie dort, am nächsten Morgen fing die Geschichte an. Dieckmann, den Denker noch gewarnt hatte, er möchte so schnell wie möglich kommen, sah die Sache wohl nicht als so eilig an, bis Frl. M., die in die Haustür trat, dort sah, wie der erste Weiße, ein Händler Kuntze, von den Herero erschossen wurde, den sie, noch lebend, im Sande mit Füßen vor sich hinrollten. Kurz darauf erhielt dann Frl. M. einen Schuß in den rechten Arm und in die Seite. Sie ging sofort ins Haus und sagte Dieckmann, an Flucht wäre nicht mehr zu denken. Darauf versteckten die drei sich im Schlafzimmer unter die beiden Betten. Die erste, die ins Zimmer kam, war Dieckmanns eigenes Kaffernmädchen, die es noch nicht einmal für nötig erachtete, die Schränke und die Kommoden mit den Schlüsseln, die daran steckten, aufzuschließen, sondern gleich die Türfüllungen einstieß. Binnen zwei Minuten hatte sie den ganzen Kleiderschrank ausgeräumt, bückte sich, da sie unter dem Bett etwas Weißes hervorschimmern sah, und merkte, daß dort Menschen lagen. Sie packte dann ihre sieben Sachen und verschwand. Frl. M. nahm unter dem Bett Morphium, um nicht lebend in die Hände der Schwarzen zu fallen. Gott sei Dank war es nicht genug gewesen, und sie hatte nur den Vorteil davon, daß sie die Schmerzen im Arm und in der Seite nicht fühlte. Nach Verlauf einer halben Stunde hörten sie Schritte näher kommen, drei Herero traten, mit Kirris bewaffnet, ein und zeigten unters Bett, worauf sie sich entfernten, wahrscheinlich, um Gewehre zu holen. Als nun die drei merkten, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte, griffen sie zum letzten Mittel, zur Flucht. Sie kletterten aus dem Fenster. Kaum waren sie aber draußen, als Frau Dieckmann schon einen Schuß in den Rücken bekam und kopfüber abstürzte. Dieckmann bekam auch einen Schuß und wurde auf der Leiche seiner Frau mit Kolben erschlagen. Frl. M., die schnell Deckung in Büschen und Sträuchern suchte, kam dann glücklich auf die Station. Dies ist nur e i n e Greueltat.

21. März. Donnerstag fuhr Oberst Dürr mit uns nach Swakopmund, es liefen Gerüchte um. Hoffentlich brauche ich noch nicht mit nach Deutschland. Hauptmann v. Bagenski brachte öfter Oberst Dürr Perlhühner aus Okakango.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

23. März. Herrn Leutnant Leutwein, Sohn des Gouverneurs, habe ich heute kennen gelernt. Major v. Estorff ist hier eingetroffen und biwakiert mit seinen Truppen unweit des Bahnhofs. Unser Stationsgebäude ist jetzt der Mittelpunkt des Verkehrs. Das Kommen und Gehen so vieler Offiziere, Missionare, Zivilisten usw. bietet stets Abwechslung. Heute stellte sich sogar ein Überläufer (Klippkaffer) ein. Er sagte aus, daß die Herero keinen Reis und Kaffee mehr hätten, die Bergdamaras schlecht behandelt würden, keine Kost bekämen, viel Streit unter ihnen sei usw. Samuel soll bei Onganjira sitzen.

24. März, vormittags 9^{00} Uhr Abfahrt nach Swakopmund. Als der Zug hinter Okahandja durch Okakango fuhr, stand die Kompagnie Bagenski mit präsentiertem Gewehr am Gleis. Oberst Dürr war über die Aufmerksamkeit sehr erfreut. Am selben Abend sind wir bis Karibib gefahren.

25. März. Nachts im Eisenbahnwagen geschlafen. Uns traf das Mißgeschick, daß eine Axe des Eisenbahnwaggons brach. Ich habe Herrn Oberleutnant zur See Hahnemann kennen gelernt, der, durch einen Schulterschuß schwer verwundet, die Heimreise antritt.

26. März. Spät abends in Swakopmund angekommen.

27. März. Sonntag. Ich bin nachmittags am Strand spazieren gegangen und schoß einige Strandvögel. Eine Landplage sind die Fliegen hier, deren man sich kaum erwehren kann.

28. März. Argentinische Pferde sind eingetroffen. Mir ist ein Rappe zugeteilt, ein großes Tier und noch nicht zugeritten. Das kann ja gut werden!

30. März. Abends recht kalt. Ich serviere im Offizierkasino. Nebenbei muß ich reiten lernen. Ich habe mich in einer Rumpelkammer des Kasinos häuslich eingerichtet, befürchte nur, daß die Herrlichkeit nicht lange dauernd wird.

1. April. Karfreitag. Von Karfreitagsstimmung ist im Kriege nichts zu merken. Die Brandung ist jetzt so stark, daß sie das Gleis von der Mole weggespült hat.

3. April. Ostern. Ein Tag wie jeder andere auch, nur nicht für die bedauernswerte Ostabteilung. Ihre Marschkolonne wurde am Ostersonntag bei Okaharui südlich Owikokorero angegriffen, wobei 30 Seesoldaten fielen und etwa 20 Mann verwundet wurden. Ein Kavallerieoffizier lehrte mich heute vorschriftsmäßigen Sattelsitz. Unsere Argentinier sind widerspenstige, tolle Tiere. Sehr viel Mühe und Geduld kostet es, sie an den Stall zu gewöhnen. Stalluft ist doch ein eigener Duft.

7. April. Oberst Dürr wurde an Bord gebracht. Mit ihm wurden die ersten Kranken und Verwundeten in die Heimat gesandt. Unter ihnen bedauerte ich besonders einen Seesoldaten, der durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Schuß ins Gesicht, der wohl noch eine Nervenlähmung nach sich gezogen hatte, jämmerlich entstellt war. Mit dem Dampfer „Bürgermeister" treten sie die Heimreise an. An Bord war reges Leben. In der kleidsamen Corduniform und Reitstiefeln erregten wir Aufsehen und Staunen. Obwohl erst kurze Zeit auf afrikanischem Boden, war es uns doch zwischen all dem europäischen Leben und Luxus, als seien wir schon jahrelang von aller Kultur abgeschnitten gewesen. Die Damen in ihren duftigen Anzügen kamen uns vor wie Angehörige einer besseren Welt. Auf der Rückfahrt geschah uns noch das Mißgeschick, daß das die Barkasse mit dem Leichter verbindende Tau riß. So trieben wir eine ganze Weile auf der Reede, und es schien, als wollten wir hinter dem „Bürgermeister" hertreiben, eine peinliche Lage. Endlich hatten wir wieder Verbindung mit der Barkasse, und mit großer Verspätung gelangten wir an die Mole.

Wir kehrten bald von Swakopmund nach Okahandja zurück und begaben uns sofort zur Front. Durch dies Begleitkommando nach Swakopmund ist mir leider die Spange für Onganjira verloren gegangen. Der Unterstab hatte meist an dem Gefechte selbst teilgenommen. In Otjosazu trat ich nunmehr zum Stabe des Herrn Oberst Leutwein über.

Drittes Kapitel.

Im Felde und auf der Padd.

Unter Oberst Leutweins Kommando. — Gefecht bei Oganjira. — Briefe Samuel Mahareros. — Feuertaufe bei Oviumbo. — Hauptmann von Bagenskis Tod und Begräbnis. — Schreckenstage für das Missionshaus in Otjosazu. — Auf der Padd. — Fahrt im Ochsenwagen. — Die Studien über Land und Leute werden fortgesetzt. — Weitere Berichte über die kriegerischen Vorgänge in Okahandja. — Schilderungen der Flüchtlinge von Otjihaënena. — Über Unruhen in Okombahe, Omburo und Omaruru. — Auf dem Weitermarsche. — Parade und Feldgottesdienst. — Hererogräber. — Sauko, der Bambuse. — Reformen und Neuerungen. — Grasbrand.

Anfang April begann Oberst Leutwein seinen Vormarsch. Es stand ihm eine hierzulande noch nie gesehene Truppenmacht zur Verfügung. Die am 7. April ausrückende Hauptabteilung bestand aus:

a) **Avantgarde.** Hauptmann von Heydebreck.
- I. Feldkompagnie Oberleutnant Graf von Stillfried.
- Bastardabteilung Oberleutnant Böttlin.
- Gebirgsbatterie Leutnant Hirschberg.
- 3 Maschinengewehre Leutnant Runkel.

b) **Gros.** Major von Estorff.
- II. Feldkompagnie Hauptmann Franke.
- IV. Feldkompagnie Oberleutnant Epp.
- I. Feldbatterie Hauptmann von Oertzen.
- 1. Zug der V. Feldkompagnie.
- III. Feldbatterie Oberleutnant Bauszus.
- V. Feldkompagnie Hauptmann Puder.
- VI. Feldkompagnie Hauptmann von Bagenski.
- 3 Maschinengewehre Leutnant Schmidt „vom Habicht".
- II. Kompagnie des Seebataillons Hauptmann Schering.

c) **Rechte Seitendeckung.**
- Witboi-Abteilung Leutnant Müller von Berneck.
- 1 Zug Gebirgsbatterie.

d) **Erste Wagenstaffel.** Feldwebel Hamer.

e) **Zweite Wagenstaffel.** Zahlmeister Prange.

f) **Feldpostexpedition.**

Die Gesamtzahl betrug ungefähr 1000 Mann.

Für die Front kamen jedoch einschließlich Bastard- und Witboi-Abteilung höchstens 850 Mann in Betracht. Die Kolonne Glasenapp fiel infolge starker Gefechtsverluste und Abgänge durch Krankheiten, hauptsächlich Typhus, ganz aus, und über 500 Mann standen auf der etwa 380 km langen Eisenbahnlinie als Bahnschutz und bei den Etappen. Rechnet man von obigen 850 Mann noch die Bedeckung für die erste und zweite Staffel und für die Heliographenposten ab und bedenkt, daß jede Kompagnie im Gefecht mindestens 20 Pferdehalter zurückbehält, so kommen für die eigentliche Feuerfront höchstens 600 Mann in Betracht, darunter etwa 250 Artilleristen und Bedienungsmannschaften der Maschinengewehre. Daß selbst eine europäische Truppe nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen einen wütenden Eingeborenenstamm, der über 6000 bis 10 000 Krieger und mindestens 3000 Gewehre verfügt, bei solchen Stärkeverhältnissen in zwei bis drei Schlägen niederwerfen kann, wird jedem klar sein. Bei Onganjira (9. April) lagen allerdings günstige Verhältnisse vor, denn hier kam unsere Artillerie zu voller Wirkung, da der Gegner sich an einem Bergabhange in nicht allzu dichtem Busch festgesetzt und teilweise sehr gut verschanzt hatte. Deshalb gingen auch die Herero, die an diesem Tage 300 bis 400 Tote und Verwundete hatten, am Abend und in der Nacht zum 10. April unter Zurücklassung ihres notwendigsten Hausrates, einzelner Wagen und Karren, in wilder Flucht zurück. An dem Tage fielen unter anderen Oberleutnant v. Estorff, der Bruder des Majors v. Estorff, und Leutnant v. Erffa. Noch ein solcher Schlag, und der Hereroaufstand wäre beendet gewesen. Doch von nun ab mieden die Herero das offene Gelände.

Nach unserem siegreichen Gefecht von Onganjira befand sich beim Hauptquartier ein gefangener, schwer verwundeter Herero. Es hieß, er wisse nichts. Leutnant der Reserve G. Voigts verschaffte ihm Essen und Trinken, setzte sich zu ihm, unterhielt sich einige Stunden mit ihm in seiner Sprache und erfuhr so manches über das Gefecht. Er fragte ihn dann auch über die Ursachen des Aufstandes, worauf der Herero erwiderte, weshalb er um solche Sachen gefragt werde. Auf weiteres Drängen, in Erinnerung an die bisherige langjährige Freundschaft, antwortete er schließlich: „Ja, anfangs, als Ihr noch wenige waret, haben wir an Eure Freundschaft geglaubt, aber nachher habt ihr immer mehr Soldaten geholt, da wurde uns bange. Früher haben wir so viele Gewehre und Munition gekauft, wie wir bezahlen konnten oder auf Kredit erhielten. Bald aber wolltet Ihr unter Vorspiegelung von Freundschaft über uns herrschen, habt den Weg zugemacht, woher schon unsere Väter ihre Waffen bekamen, so daß wir wehrlos wurden. Wir nennen das ovinea, Hinterlist." Von Händlern oder anderen Ursachen erwähnte der sterbende Herero nichts. Diese einfachen Worte des Hereros sagen mehr als hundert gedruckte Seiten. Von der wahnsinnigen Verblendung und Überhebung der Herero

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugt übrigens ein angeblich von Samuel herrührender Brief, worin er schrieb, daß er die Deutschen bei Onganjira erwarte. An diesem Tage solle dann der Swakop vom Blute der Deutschen fließen.

Gleich merkwürdig sind folgende vier Briefe, von denen je zwei an den Kapitän Hendrik Witboi und an den Bastardkapitän Hermanus van Wyk gerichtet sind. Sie sind in der jüngsten amtlichen Denkschrift veröffentlicht worden. Alle vier Briefe gab der Bastardkapitän an das Distriktsamt Rehoboth ab. Obwohl sicher nicht ohne Zustimmung des Oberhäuptlings abgefaßt und versandt, trugen sie doch nicht seine eigene Unterschrift. Sie lauten wie folgt:

Ohne Datum.

An den Hochwohlgeborenen Kapitän H. Witboi
Gibeon.

(Anfang fehlt.)

Denn all unser Gehorsam und Geduld mit den Deutschen hilft uns nichts, denn sie schießen jeden Tag einen Mann für nichts tot und lassen Sie, mein Bruder, nicht Ihr erstes Wort gelten, um von dem Aufstand abzustehen, sondern ganz Afrika gegen die Deutschen fechten und uns lieber zusammen sterben und nicht sterben durch Mißhandlung, Gefängnis oder auf alle andere Weise. Ferner machen Sie es allen Kapitänen da unten bekannt, daß sie aufstehen und arbeiten. Ich schließe meinen Brief mit herzlichsten Grüßen und mit dem Vertrauen, daß der Kapitän meinen Wunsch erfüllen wird. Und schicken Sie mir noch vier von ihren Männern, daß wir von Mund zu Mund sprechen, verhindern Sie den Krieg des Gouverneurs, daß er nicht vorbeikommt. Und machen Sie doch schnell, daß wir Windhuk stürmen, dann haben wir Munition. Weiter, ich fechte nicht allein, wir fechten alle zusammen.

Kapitän Zacharias, Otjimbingwe.
Kapitän Michael, Omaruru.
Kapitän David, Waterberg.

Viele Grüße von mir und meinen Ratsleuten an Sie, Kapitän, und Ihr ganzes Volk.

Kapitän Samuel Maharero.
Assa Riarua.
Johannes (oder Barkab).
Wilhelm (Schulmeister).

Okahandja, den 11. Januar 1904.

An den Kapitän H. Witboi.

Ich mache Dir bekannt, daß die Weißen ihren Frieden mit mir gebrochen haben, und der Friede ist wirklich gebrochen. Und halte es gut fest, so als wir hören. Und wir sollen für unseren Teil in unserer Schwachheit tun, was wir können. Und wenn es Gottes Wille ist, laß die Arbeit in Namagualand nicht zurückgehen. Es bleibt noch übrig, daß Du kommst, um nach Swakopmund zu gehen, um zu sehen,

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

was Sie dort machen. Und ich bin ohne Munition. Wenn Ihr Munition bekommen habt, helft mir und gebt mir zwei englische und zwei deutsche Gewehre, denn ich bin ohne Gewehr. Das ist alles. Grüße. Ich bin der Kapitän der Herero. Samuel Maharero.

Aber wir müssen allezeit voneinander wissen.

Okahandja, den 2. Januar 1904.

An den Hochwohlgeborenen Kapitän Hermanus van Wyk.

Mit diesen wenigen Zeilen will ich Sie, Kapitän, benachrichtigen, daß ich keine Gelegenheit habe, mit Tinte zu schreiben. Weiter will ich Sie, Kapitän, wissen lassen, daß ich mit meinen anderen Kapitänen den Traktat zwischen mir und den Deutschen gebrochen habe. Hier auf Okahandja haben wir dreimal gefochten mit Maschinen (wahrscheinlich mit Gewehr 88) und ich habe gewonnen. Ich fechte jeden Tag mit Maschinen. Weiter will ich Sie, Kapitän, benachrichtigen, daß mein Wunsch der ist, daß wir schwache Nationen von ganz Afrika aufstehen gegen die Deutschen, laß sie uns lieber aufreiben. Alles andere wird uns nichts helfen. Weiter seien Sie so gut und lassen Sie vier Ratsmänner zu mir kommen, daß wir zusammen sprechen von Mund zu Mund und machen Sie auf schnellste Weise, daß wir Windhuk in die Hände bekommen, wo genug Munition ist. Weiter habe ich alle Händler ermordet außer Hülbig, Dannert, Buren, Redecker und Engländer. Hiermit schließe ich meinen Brief mit Grüßen an Sie und Ihr Volk.

Ich bin der Kapitän
Samuel Maharero,
und meine Unterkapitäne
Assa Riarua,
Daniel Kanjeri,
Kajata Kamuaha,
Johannes Mupurua.

Okahandja, den 11. Januar 1904.

An den Kapitän H. van Wyk.

Ich mache Dir bekannt, daß unser Bündnis zwischen uns und den Deutschen gebrochen ist. Wir sind nun Feinde geworden, das mache ich Euch bekannt, daß Ihr wissend seid, denn Ihr müßt wissen, daß ein Bastard ein Herero ist und ein Namaqua und ein Englischman. Ein Bergdamara ist ein Knecht der genannten Stämme. Das sind alle von unserer Seite, da ist es, nimm es hin und halte es fest. Und mach diese Arbeit fertig, und das ist alles, kommt, laßt uns nach Swakopmund gehen und laßt uns dort bleiben. Den einliegenden Brief sende weiter. Und halt Deinen Mann fest, er hat keine Arbeit. Rühre keinen Bur an und keinen Englischman.

Ich bin der Samuel Maharero, Kapitän der Herero.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der gleichfalls am Tage vor dem Ausbruch der Empörung von Samuel geschriebene Brief hatte folgenden Wortlaut und ging auch durch verschiedene Zeitungen:

Okahandja, den 11. Januar 1904.

Großleute meines Landes. Ich bin der Oberhäuptling der Hereros, Samuel Maharero. Ich habe ein Gesetz erlassen und ein rechtes Wort und bestimme es für alle meine Leute, daß sie nicht ihre Hände legen an folgende, nämlich Missionare, Engländer, Bastarde, Bergdamara, Nama-Buren. An diese alle legen wir unsere Hände nicht. Tut diese Sache nicht. Ich habe einen Eid dazu getan, daß diese Sache nicht offenbar werde, auch nicht den Missionaren. Genug.

Ich bin der Häuptling Sam. Maharero, Okahandja.

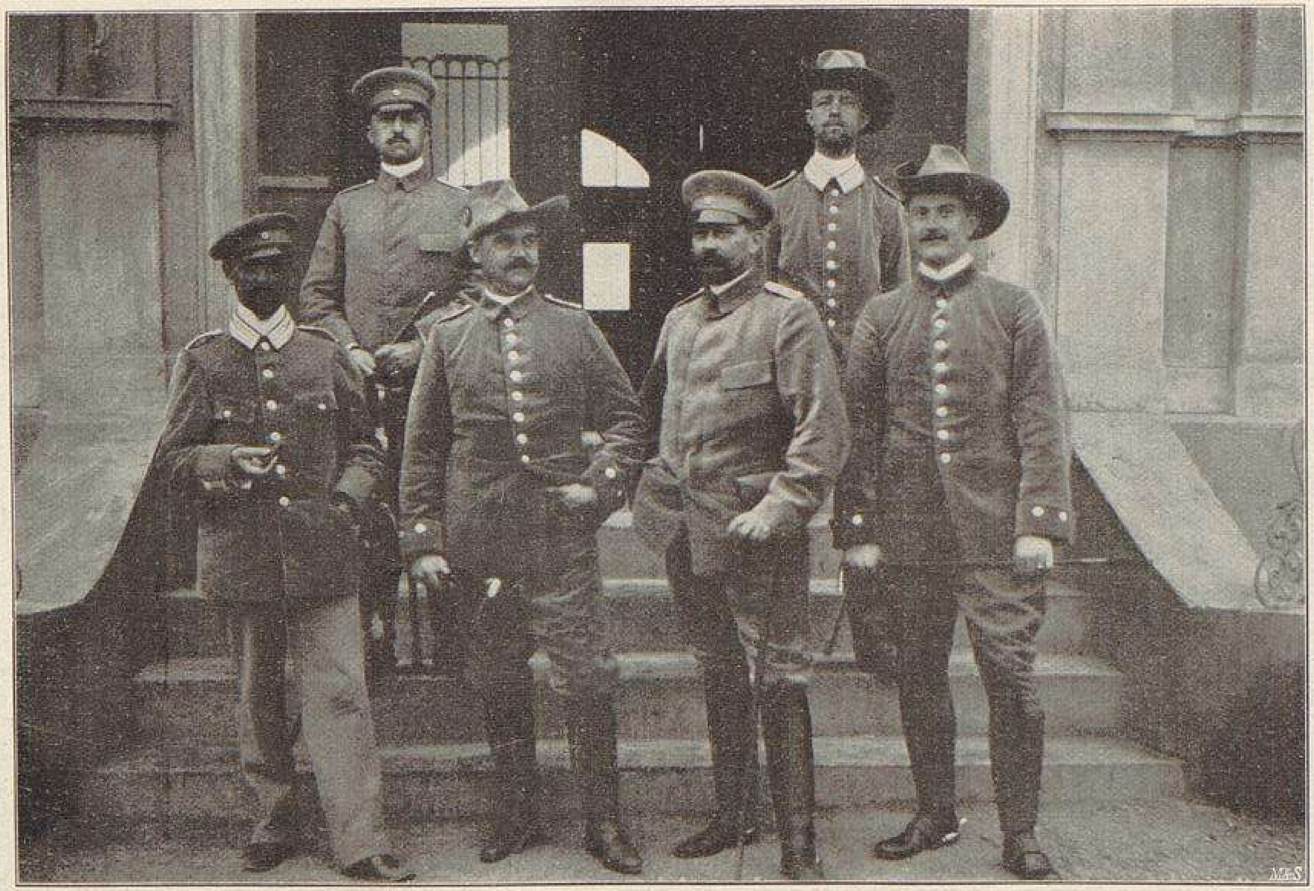
Am 13. April, einem herrlichen Morgen, rückten wir gegen 6°° Uhr von Otjosazu ab. Wenn nicht eine so feierliche Stille geherrscht hätte, würde nichts auf ein bevorstehendes Gefecht hingedeutet haben. Nach Beratung mit seinen Offizieren entschloß sich Herr Oberst Leutwein, den starken Gegner anzugreifen. Die Truppen entwickelten sich zum Angriff, und es kam zu einem elfstündigen Gefecht. Ich empfing hier meine Feuertaufe. Der Feind hatte sich im dichtesten Dornbusch bei Oviumbo in einem Gelände festgesetzt, wo er zwanzig Jahre früher erfolgreich gegen die vereinigten Witboileute und Rehoboter Bastards gekämpft hatte. Mehrfach zurückgeschlagen, konnte er wegen der Ungunst der Geländeverhältnisse nicht so geworfen werden, daß ein bedingungsloser Friede hätte nachfolgen können. Bei Oviumbo wurde der Kampf nur auf allernächste Entfernung geführt, wobei der großkalibrige feindliche Vorderlader Henry Martini und M/71 besser wirkten, als unsere kleinen 88er und 98er Geschosse, die nur bei Kopf- oder Herzschuß wirklich totschießen. Auf 50 bis 200 m Entfernung konnte natürlich auch unsere Artillerie, die stets in der Schützenlinie stand, nicht zu voller Wirkung kommen, sondern nur moralischen Eindruck erzielen. Ganz vorzüglich aber wirkten die Maschinengewehre, die so recht das Hauptkampfmittel im afrikanischen Buschkriege sind. Mehrfache Versuche, aus dem nahen Revier Wasser zu entnehmen, mußten wohl jedesmal infolge lebhaften Feuers des Gegners aufgegeben werden. Gleich zu Anfang des Gefechtes fielen der allgemein beliebte Hauptmann v. Bagenski und Oberleutnant Reiß. Dieser war mit einer kleinen Schar, die sich später zurückziehen mußte, den Kämpfenden weit voraus geeilt. Reiter F., selbst schwer verwundet, erzählte mir später noch Näheres über den Tod des Oberleutnants Reiß. Der sogenannte Unterstab wurde ebenfalls unmittelbar im Gefecht verwandt. Abends 6°° Uhr hatte ich mit Bestimmtheit meinen ersten Herero angesprochen. Nach Einbruch der Dunkelheit formierten wir uns zum Rückzug, der eine großartige Leistung darstellte. All die

Gespanne und Truppenkörper, ohne jedes laute Kommando in tiefer Dunkelheit zu einer ordnungsmäßigen Marschkolonne zu gestalten, war eine schwere Aufgabe, die dennoch tadellos durchgeführt wurde. Mit starken Seitendeckungen und aufgepflanztem Seitengewehr marschierten wir in die dunkle Nacht hinein. Und wie abgespannt waren alle! Wie sehnte man sich nach einer Pfeife Tabak, die man jedoch nicht anbrennen durfte. Die Leiche unseres verehrten Hauptmanns v. Bagenski war auf einer Karre unseres Stabes mitgeführt worden. Nach längerem Marsche erreichten wir das zerstörte Missionshaus Okatumba. Hier galt es zunächst, das ermattete Vieh zu tränken. An Schlaf war nicht zu denken. Gegen 1⁰⁰ Uhr morgens brachen wir nach Otjosazu auf, wo wir bei Tagesgrauen ankamen. Trotz allen Zusammenreißens konnte man sich der Müdigkeit kaum erwehren. Von der Nachtkälte durchschauert, ertappte ich mich mehreremale im Sattel sitzend beim Schlafen. Die Nacht vom 13. bis zum 14. wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben. Herr Oberst Leutwein verglich am anderen Tage das gestrige Gefecht mit Kitcheners Karreeschlacht bei Omdurman. Das am 14. April aufgegebene Telegramm lautete:

„Kolonne Leutwein bei Oviumbo in dichtem Gebüsch, das die ganze Gegend auf beiden Ufern des oberen Swakop bedeckt, durch stark überlegene Hereros von vier Seiten angegriffen. Artilleriewirkung kam nicht zur Geltung. Angriff nach zehnstündigem Gefecht durch Infanterie und Maschinengewehr abgewiesen. Da weiteres Vordringen in diesem Gelände keinen Erfolg versprach und Munitionsvorräte bei der ständigen Bedrohung der Verbindungslinie nicht herangeführt werden konnten, vereinigte sich Kolonne Leutwein durch nächtlichen, in mustergültiger Weise ausgeführten Abmarsch mit ihrer Staffel bei Otjosazu."

Wie sahen wir aber am anderen Tage aus! Zerrissene Kleider und von den scharfen Dornen zerfetzte Hände. Nach einer kurzen Ruhepause begannen wir mit dem Herrichten der Gräber. Jenseits des Swakops, gegenüber der Missionsstation, unter schattigen Bäumen, fand Hauptmann v. Bagenski mit einigen Soldaten seine Ruhestätte. Auf meine Veranlassung kappten wir in dem Missionsgarten von den Palmen einige Wedel. Gelbe Kürbisblumen und roter Oleander waren die einzigen aufzutreibenden Blüten. Oberleutnant Reiß fand mit einigen Leuten seine Begräbnisstätte auf dem Gefechtsfelde von Oviumbo.

Samuel Maharero hat nach Aussagen von Gefangenen und Überläufern bei Ongangira und Oviumbo im ganzen acht seiner eigenen Leute, die sich weigerten, von neuem zum Sturm vorzugehen, selbst erschossen. Bei Onganjira erschoß er sogar gegen Abend eines Großmanns Sohn, der ihm erklärte, er ginge jetzt mit seiner Abteilung zurück. Diese Schärfe hätte hier niemand diesem Trunkenbold



Hauptmann v. Bagenski im Kreise seiner Kameraden.

Oblt. v. Zülow — Hptm. v. Bagenski † — Hptm. Fromm — Lt. v. Wurmb †
Lt. Graf Saurma — Oblt. Frhr. v. Fritsch

zugetraut. In der zweiten Hälfte des April trennten sich dann später die Hereros. Samuel, Tjetjo, Michael und Zacharias gingen nach Norden, Marschziel Waterberg; Traugott (Tjetjos Sohn) und Kajata (der begabteste Herero, Inhaber des deutschen Militärehrenzeichens zweiter Klasse vom Feldzug 1896, 60 Jahre alt) zogen nach Osten, Marschziel Britisch-Betschuanaland. Als sie schon mit der englischen Grenzpolizei wegen Übertritts verhandelten, kam ein Brief von Samuel, sie sollten schleunigst zurückkommen, da aus dem Ovambolande drei Wagen, befrachtet mit Gewehren und Munition, angekommen sein; „sie könnten also wieder Krieg machen“. Tatsächlich kehrten daraufhin, etwa um den 10. Mai, Traugott und Kajata um und treckten nach dem Waterberg. Nach der Aussage eines übergelaufenen Herero soll die Sache mit den Wagen eine Finte Samuels gewesen sein, um die beiden Großleute mit ihrem starken Stamm wieder heranzuziehen. Der erwähnte Überläufer sagte jedoch ferner aus, daß es dem Feinde nicht an 1888er Munition (er hat ungefähr 200 Gewehre M/88 mit entsprechender Munition durch Überfälle der Stationen, Abschießen der Patrouillen usw. in Besitz) und Patronen zu Henry Martini-Gewehren mangelte. Ein großer Teil der Kriegsleute hätte außer der Gurtmunition noch die Taschen voll Patronen. Die Kirche von Otjosazu ist zum Lazarett umgewandelt. Teilweise wurden die Kirchstühle zu Schreibpulten umgemodelt. In dem Turm der Kirche ist eine Heliographenstation eingerichtet. Das Missionshaus selbst trägt ebenfalls reichliche Spuren der Verwüstung.

Über die Vorgänge in Otjosazu berichtet Missionar Brockmann an die Rheinische Missions-Gesellschaft in Barmen, wie folgt: „Auch hier war es der 12. Januar, als die Geschichte begann. An diesem Tage, mittags gegen 12⁰⁰ Uhr, gerade als Missionar Brockmann sich in seinem Hause in der Schreinerei befand, kam seine Magd Petrine und sagte: »Muhonge (Lehrer), sieh doch einmal, wie die Leute von der Werft (Eingeborenendorf) nach dem Store laufen. Was mag dort los sein?« Der Store, einem Herrn Martens gehörig, lag 400 bis 500 m vom Missionshaus entfernt. Missionar Brockmann sah, wie die Leute in den Store stürzten, Frauen und Kinder mit Bündeln auf dem Kopf wieder herauskamen und der Werft zueilten. Der Store wurde geplündert. Eben wollte Brockmann hingehen, als er sah, wie der Besitzer Martens, von 8 bis 10 Herero begleitet, auf das Missionshaus zukam und von seinen Begleitern abgeliefert wurde. Martens erzählte dann dem Missionar, was geschehen: Es sei auf einmal eine große Anzahl Leute gekommen, sein Haus auszuräumen. Er solle sich aber still verhalten und nichts anrühren, Widerstand würde sein Verderben sein. Es solle ihm persönlich nichts geschehen, sie würden ihn zu seiner Sicherheit ins Missionshaus bringen. Martens hatte die Eingeborenen stets sehr freundlich behandelt und war bei ihnen beliebt. Zudem galt er für einen Engländer, da er gut Englisch spricht. Beides hatte ihm das Leben gerettet, aber auch nur das nackte

Leben. Etwas mitzunehmen hatte man ihm nicht gestattet. Eine halbe Stunde später kam ein zweiter Ansiedler, Friedrichs aus Okatjapja, ins Missionshaus geflüchtet. Er war wenig beliebt bei den Eingeborenen. Er fürchtete für sein Leben und sann darauf, wie er nach Windhuk entkommen könnte; er wagte gar nicht mehr, sich außerhalb des Hauses zu zeigen, während Martens und Brockmann sich noch ruhig draußen bewegen konnten. Da nahte gegen 2⁰⁰ oder 3⁰⁰ Uhr mittags, während sich Martens und Brockmann draußen ergingen, ein Trupp von etwa 15 schwerbewaffneten Treibern (Herero), begrüßten die beiden, versicherten Martens noch einmal, daß ihm nichts geschehen würde, sagten dann aber, es sei noch ein Weißer im Haus, der könne nicht dort bleiben, Brockmann solle hingehen und ihn holen. Natürlich weigerte sich Brockmann; der Mann habe ihm nie etwas zuleide getan. Brockmann und Martens mußten an der drohenden Haltung der Leute erkennen, daß kein Widerstand half. Es sprangen einfach einige Leute vom Pferde, holten, ohne daß es die beiden hätten hindern können, Herrn Friedrichs aus dem Hause und zogen mit ihm in der Richtung auf Okahandja zu ab. Eine Stunde von der Station haben sie ihn dann erschossen. Am späten Nachmittag kam dann noch ein Händler ins Missionshaus, Franke von Okandjira, 1½ Stunden östlich von Otjosazu, 23 Jahre alt, und ein Freund von Martens, seit etwa dreiviertel Jahren im Lande. Er erzählte, unerwartet seien die Leute gekommen, hätten seinen Store geplündert, er selbst sei entkommen und auch nicht verfolgt worden. Da Franke immer im guten Einvernehmen mit den Leuten gestanden hatte, hoffte Missionar Brockmann, er werde wenigstens fürs erste in seinem Hause sicher sein. Trotzdem gingen alle an dem Abend sorgenvoll zu Bett. Am folgenden Tage, den 13. Januar, wurde beratschlagt, wo Franke versteckt werden sollte. Das sollte unter dem Dunkel der kommenden Nacht geschehen; bei Tageslicht ging es nicht, da das Missionshaus fortgesetzt beobachtet wurde. Aber Franke sollte den Abend nicht mehr erleben; noch vor Mittag kamen Herero, etwa 10, alle bewaffnet, und verlangten die Auslieferung Frankes. Vergeblich waren alle Gegenvorstellungen von Missionar Brockmann und Herrn Martens. Sie wurden von zwei Leuten aus dem Haus geführt und nach dem Schulhaus gebracht. Als sie wieder zurückkamen, war das Haus leer, von Franke keine Spur mehr. Sie hörten später, daß er 1 Stunde östlich von Otjosazu erschossen worden sei. Allmählich bekam das Missionshaus immer mehr Gäste, ein Engländer Dickson mit seiner Frau, eine Däne, namens Dittmar, und vier Bauern. Dittmar hatte für sein Leben zu fürchten, nur weil er für einen Deutschen galt. Immer wieder wurden Martens und Brockmann gefragt, ob er nicht Deutscher sei. Endlich beruhigten sich die Eingeborenen. Weiter kam am Mittwoch (13. Januar) noch Frau Külbel aus Oviumbo mit ihrem zweijährigen Kinde auf dem Rücken, das Kleid mit Blut bespritzt. Die Herero selber brachten sie. Man hatte ihren Mann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

getötet, das Vieh weggenommen, das Haus verbrannt. Frau Külbel hatte an Kopf und Schulter zwei Streifschüsse erhalten, worüber sich die Leute nachher bei ihr entschuldigt haben; denn, so sagten sie, sie wollten keine wehrlosen Frauen töten. Am 14. kam dann noch eine Frau Bremen aus Otjozonjati mit ihren fünf Kindern; auch sie war von den Herero zu der Missionsstation geschickt worden, ja man hatte ihr sogar gestattet, eine ganze Anzahl von Kühen und über 200 Stück Kleinvieh mitzunehmen; sie ist eine Bastard und aus dem Lande gebürtig. Ihren Mann hatte man allerdings sehr übel behandelt. Man hatte ihn gebunden, bis auf das Unterzeug entkleidet und in diesem Zustand eine Nacht und einen halben Tag liegen lassen, ehe man ihn tötete. Außer ihm waren noch vier andere Weiße in Otjozonjati ermordet worden. Das Missionshaus in Otjosazu war allmählich voller Menschen geworden, die hier inmitten der Greuel eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Bis dahin hatte Missionar Brockmann einsam als Junggeselle dort gewohnt. Glücklicherweise hatte er noch einen guten Vorrat an Mehl und Reis. Das Vieh der Frau Bremen war gleichfalls bei Erwägung der Bedürfnisfrage sehr willkommen. Sonntag, den 17. Januar hielten die Flüchtlinge Gottesdienst im Missionshause, bei welcher Gelegenheit das jüngste Kind von Frau Bremen getauft wurde. Kurz zuvor war noch ein Bur, namens Keet, mit der Frau des ermordeten Pilet (Farmer) und deren Schwester, Fräulein Dömsky, gekommen; auch sie waren durch einen Hererobrief der Obhut des Missionars empfohlen worden. Wir mögen uns denken, daß die Flüchtlingskolonie im Missionshause von Otjosazu schwere Tage der Sorge und Unruhe durchmachte. Eine Schreckensnachricht jagte die andere. Und wenn auch die Herero, soweit sie überhaupt in Otjosazu selbst waren, es waren nur noch wenige, immer wieder versicherten, im Missionshause würde niemand ein Leid geschehen, so zog doch viel Raubgesindel täglich an der Station vorbei, und die Heiden fühlten sich durchaus nicht an die oben erwähnte, von Samuel Maharero ausgegebene Parole gebunden. Missionar Brockmann bat daher die Otjosazuer Leute um Schutz während der Nacht, wurde aber mit leeren Versprechungen hingehalten. Um so treuer hielten sein Hirte Paul und seine Magd Petrine aus und haben auch manches Böse abgewandt. So forderte ein frecher Bursche wiederholt Brockmanns Sattel, wurde aber von Petrine mit recht derben Worten abgewiesen. Am Abend kam ein Bastard, Campbell mit Namen, mit etwa zehn Bewaffneten und forderte die Frauen, die der Missionar beherbergte. Ganz insgeheim sandte Petrine sofort ein kleines Mädchen in die Eingeborenenwerft, und es dauerte kaum fünf Minuten, da erschien Hilfe unter Führung des Kapitäns Johannes, der, leicht verwundet, aus Okahandja zurückgekehrt war. Unter seinem Schutz mußten alle mit nach der Werft kommen, um dort zu übernachten. Allerdings keine angenehme Lage. Denn manche der Herero auf der Werft waren rechte Halunken. Einige machten den

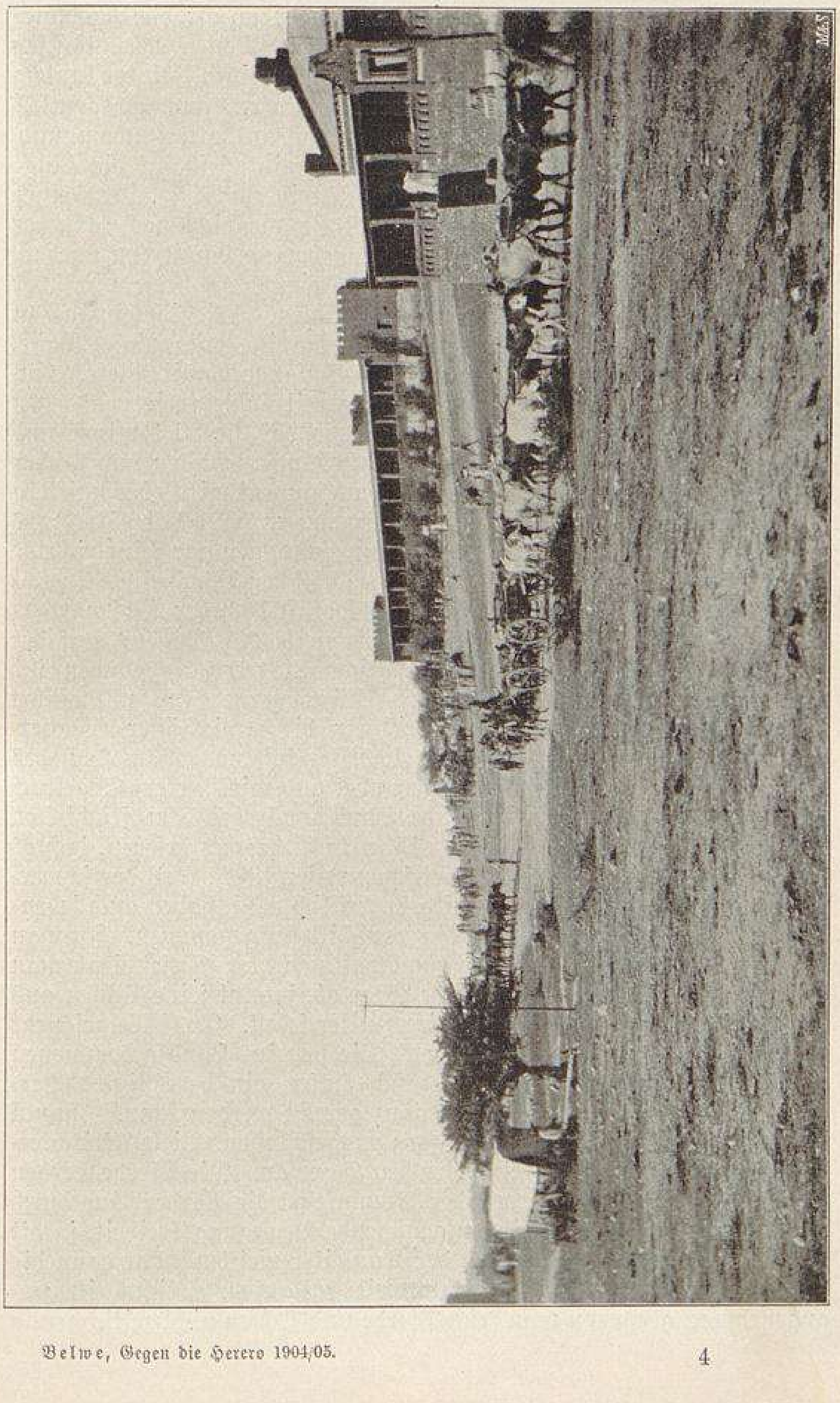
Frauen sogar einen Heiratsantrag, und es gelang nur dadurch, sie zurückzuweisen, daß sie sagten, weiße Frauen pflegten ein Jahr zu trauern, bevor sie wieder heiraten. Überdies müßten sie die Sache mit dem Missionar besprechen. Unter solchen Erlebnissen gingen die ersten vierzehn Tage hin. Alle warteten sehnlich auf eine Änderung ihrer Lage. Die Gerüchte wurden immer beunruhigender. Hendrik Witboi, so lautete eins, habe gemeinsame Sache mit den Herero gemacht und eigenhändig den Gouverneur Leutwein getötet; Windhuk sei genommen und Okahandja werde sich bald ergeben müssen. Da kam Dienstag, am 26. Januar, Befehl von Samuel Maharero, die Engländer sollten Otjosazu verlassen, die einen sollten nach Karibib gehen, die anderen nach einem Ort 30 km hinter Okahandja. Herr Martens, der aus Furcht vor den Herero nur noch Englisch sprach, ebenso Herr Dittmar, der Däne, schlossen sich den Engländern an; als Geleitsmann wurde ihnen der eben erwähnte Campbell gegeben. Missionar Brockmann hat seitdem nichts mehr von ihnen gehört. Er blieb nun allein mit vier Frauen und sechs Kindern zurück. Am anderen Morgen, am Kaisersgeburtstag, tönte Kanonendonner aus der Richtung von Okahandja her, ein Zeichen, daß Hilfe nahte, wenigstens für Okahandja. Wie es sich nachher herausstellte, war es der Kampf des Hauptmanns Franke am Kaiser Wilhelmsberg bei Okahandja, in dem er die Hauptmacht der Eingeborenen aus ihren befestigten Plätzen vertrieb. Die Folge war, daß die Werft der Eingeborenen, die Nachricht erhalten hatte, in große Aufregung geriet. Brockmann hörte, sie wolle noch an demselben Tage fortziehen. Sie zogen auch wirklich ab, nahmen aber alles Vieh mit fort. Ein Christ brachte Brockmann hinterlistigerweise um sein Pferd; er sagte, er wolle es ihm aufheben, benutzte es aber zur Flucht. Selbst Petrine verließ den Missionar, ohne ein Wort zu sagen. Nur eine Frau Sarah hatte erklärt, sie wolle mit dem Missionar leben und sterben. Der durchziehenden Hererohorden wegen wurde es immer unsicherer. Im Schutze der Dunkelheit ging deshalb Brockmann in Sarahs Werft, um dort zu übernachten. Ein Ältester, Eliphas, besprach mit ihm die Lage und meinte, Brockmann solle am anderen Morgen in aller Frühe mit seinen Schützlingen nach Okahandja fahren, er selber, Eliphas, mit Familie, wolle noch in derselben Nacht flüchten. Auf Eliphas Rat kehrten darauf alle, bis auf Frau Bremen, ins Missionshaus zurück. Nun kam noch eine sehr unruhige Nacht. Es wurde an der Tür gepoltert. Es waren die Leute des Kapitäns Johannes, die in unverschämter Weise noch allerlei forderten, was sie zur Flucht gebrauchen zu können meinten. Brockmann öffnete die Tür nicht, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen und ihnen dies und jenes durchs Fenster reichen. Endlich entfernten sie sich, nachdem ihnen Brockmann ernstlich ihr Tun verwiesen hatte. Er hörte dann noch, wie sie die Wagenremise aufbrachen, sämtliches Vieh, auch das der Frau Bremen, forttrieben; dann ward es still. Die Herero waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

abgezogen. So brach der Morgen an. Auch Frau Bremen war verschwunden; sie war mit den Herero gezogen. Aber wie fortkommen? Kein Wagen, kein Zugvieh war mehr da. Und doch mußte Brockmann mit seinen ihm noch verbliebenen Schützlingen fort. Denn sie waren jetzt den umherziehenden fremden Hererobanden hilflos preisgegeben. So nahm er dann mit schwerem Herzen Abschied von seiner ihm lieb gewordenen Arbeitsstätte und langte mit seinen Schutzbefohlenen nach achtstündiger, beschwerlicher Fußwanderung bei Anbruch der Nacht in Okahandja an, ohne unterwegs auch nur einem einzigen Herero zu begegnen. Auf der Militärstation erregten sie allgemeines Aufsehen, da man sie schon für tot gehalten hatte. Frau Pilot und ihre Schwester sollten sogar in vier Teile auseinandergeschnitten und ihr Fleisch auf die Büsche gehängt worden sein. So hatte man erzählt. In Okahandja war nun keine weitere Gefahr mehr. Brockmann blieb dort einige Tage und begab sich dann nach Windhuk. Am 31. Januar zog Hauptmann Franke von Okahandja nach Otjimbingue, um auch dort reine Bahn zu machen. Die Eingeborenenhütten (Pontoks) wurden verbrannt, die Lehmhäuser teilweise zerschossen. Kirche und Missionshaus sollen unbeschädigt geblieben sein.

18. April. Auf der Padd. Nachmittags verließen wir mit vier Ochsenwagen und einer Karre Otjosazu, uns nach Okahandja zurückbegebend. Mein Rappe hatte durch zu enges Schnallen der Spannfesseln Sehnenscheidenentzündung bekommen. Da ich ihn also nicht reiten konnte, mußte ich mich wohl oder übel auf den Ochsenwagen setzen; ihn von dort aus zu führen, war auch ein recht zweifelhaftes Vergnügen.

Wie alles in der Welt, so hat auch die hierzulande beliebte Weise des Reisens neben ihren Licht- recht bedeutende Schattenseiten; sie ist aber von allen in Afrika gebräuchlichen Arten die bequemste. Ich meine nämlich die Fahrt im „Ochsenwagen". So lernte ich auch dieses so eigentümliche Fortbewegungsmittel kennen, das im behaglichen Tempo der unermüdlichen, geduldigen Zugtiere Felsengebirge und Wüsten durchzieht, einen zwar nur langsam, dafür aber um so sicherer zum Ziele bringt. Der wunde Punkt ist immer der des Einspannens. Ein Gespann besteht aus 16 bis 20 Ochsen. An der langen eisernen Treckkette sind Doppeljoche angebracht, in die man die Hörnerträger paarweise einspannt. Ältere Tiere, die den Spaß schon öfter mitgemacht haben, lassen sich ruhig das Joch auflegen; aber die Jugend! Ganze Ausbunde! Zumal wenn sie erst eingefahren werden sollen. Brüllend in allen Tonarten, springend und tobend, lassen sie die Arbeit schon verwickelter werden. Doch da darf man sich weder die Zeit lang werden lassen, noch die Geduld verlieren. Einfach die allbewährte Shagpfeife angezündet und sich ins Unvermeidliche gefügt! Ist das Fuhrwerk erst einmal in Gang gebracht, so geht



Treckendes Detachement.

es dahin über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, oft im Trab, manchmal sogar im Galopp. Bewundert habe ich oft die Ausdauer der eingeborenen Treiber, die stets um die Ochsen herumlaufen müssen und durch Zuruf und Peitschenschlag antreiben. Unter lautem „Werk, Werk" und sonstigen anfeuernden Rufen, auch gelegentlich deutschen Schimpfworten, wie z. B.: „Paß mal auf, alter Sweinhund, willst du wacker werk!", läßt der Treiber sein Gespann die lange Peitsche fühlen. Die Schwibb' ist des Treibers Stolz. An einer mehrere Meter langen Bambusstange ist ein vielleicht noch längerer Riemen befestigt; geschickt weiß der Eingeborene damit umzugehen. Sie hochschwingend, kreisend, läßt er die Schwibb entweder nur über ihre Köpfe sausen oder auch klatschend fühlen. Wie ich einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, verwendete sie ein Bastard als Waffe, indem er durch geschicktes Schlagen eine Schlange damit tötete. Ein Weißer dürfte sich auf die Dauer niemals mit Ochsentreiben abgeben können. Die Wagen sind schwer gebaut, so daß sie 80 Zentner und mehr laden und manchen Puff vertragen können. Kasten und Fächer sind so angebracht, daß man einen ganzen Hausrat mit Lebensmitteln unterbringen kann und alles immer bequem zur Hand hat. Und was so ein Wagen nicht alles birgt, man kann sich davon gar keine richtige Vorstellung machen. Er gleicht dem unersättlichen Bauch eines Ozeandampfers. Erst einmal draußen im Felde, ist doch der Ochsenwagen unser ein und Alles. Auch an der Außenseite des Wagens, auf der „Reeling"-Decken, „Kommpers", eingeschnallt werden, befinden sich Behälter, in denen Handwerkszeug, Küchengerät usw. mitgeführt wird. Hintenauf, achter, stehen noch ein bis zwei Fässer (Wasserfässer) mit Trinkwasser, je 30 bis 40 Liter fassend. Das Dach des Wagens ist wie ein Schiffsdeck abgerundet und mit starkem Segeltuch überzogen, so daß dieses fahrende Haus auch bei dem feuchtesten Wetter dicht und geschützt bleibt. Man kann daraus ersehen, daß es sich auf diese Weise in dem Gefährt schon reisen läßt. Weil der schwerfällige Ochsenwagen auf Südafrika so trefflich paßt, haben auch jedenfalls die Buren sein Bild in ihr Wappenschild aufgenommen. Ist man an einer Stelle angelangt, wo man haltmachen will, so biegt man seitwärts in das Dorngebüsch vom Wege ab, spannt seine Ochsen aus und läßt sie laufen; sie suchen sich ihr Futter selbst. Dasselbe geschieht mit den Pferden, die man mitführt. Die neu ins Land gekommenen deutschen Pferde allerdings loben sich Hafer, ein berechtigtes Verlangen, dem man nicht immer so ganz gerecht werden kann. Zumal später am Waterberg war es fast ganz ausgeschlossen. Viele Afrikaner-Pferde hingegen rührten kein Körnchen Hafer an. Die Pferde werden gespannt, d. h. es werden mit der Spannfessel die Vorderbeine durch eine Kette verbunden, die ihnen genügende Bewegungsfreiheit, ja oft zu viel gestattet. Ein Treiber, der Tauleiter meistens, hat dann die Aufsicht, damit sie nicht gar zu weit entlaufen. Nichts ist unangenehmer, als wenn man früh Pferde und Ochsen nicht zeitig genug

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einbringen kann. Kommt es doch vor, daß man oft den ganzen Tag dazu braucht, ehe man sie zusammengetrieben hat.

Zu einem Ochsengespann gehören gewöhnlich drei Treiber: der Tauleiter, der die Leitochsen führt, die meistens alte Tiere sind; der zweite hat seinen Platz auf der Voorkiste, dem Vordersitz des Wagens, und treibt die Achterochsen, gewöhnlich eingefahrene und starke Tiere. Eigentliche Hauptperson ist der mit der Peitsche Bewaffnete, so eine Art herrschaftlicher Kutscher. Im Notfalle treiben mehrere. Die Zeit über Mittag ist zum Reisen wenig geeignet, da Menschen und Tiere zu sehr unter der Hitze leiden. Gewöhnlich reist man in Absätzen von 3 bis 4 Stunden. Der Aufbruch erfolgt nach Sonnenaufgang, so daß der Wagen etwa von 6^{00} bis 10^{00} Uhr unterwegs ist. Dann folgt die Ruhepause. Von 3^{00} bis 4^{00} ab bis Sonnenuntergang wird wieder gefahren. Wenn Wassermangel zum Zurücklegen einer weiteren Strecke zwingt, so wird von 2^{00} bis 6^{00} Uhr morgens noch ein dritter Treck eingeschoben. Keinesfalls darf man den Aufbruch so ansetzen, daß während des Sonnenaufgangs gefahren wird, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Ochsen dann sofort schlaff werden. Übrigens ist die vorerwähnte Reisebeschreibung und -einteilung die der friedlichen Zeit. Auf unseren Märschen, z. B. am Waterberg, wurde an die Menschen sowohl wie an die Tiere der Kriegsmaßstab angelegt, und dabei ging es begreiflicherweise weniger gemütlich zu.

19. April. Glücklich in Okahandja angekommen, ich hatte doch nun auch das Paddleben kennen gelernt. Freilich ahnte ich damals nicht, daß ich noch einmal 7 Monate auf der Padd sein sollte.

21. April. Hier sind neue Truppen angekommen. Mein Rappe „Fritz“ befindet sich auf dem Wege der Besserung.

26. April. Ich nahm heute von dem Offizierproviant, der mir besonders anvertraut war, große Inventur auf. Herr Oberst Leutwein fuhr mit dem ersten Zuge mit seinen Offizieren nach Windhuk, wohin für einige Tage das Hauptquartier verlegt werden soll.

27. April. Heute bin ich ebenfalls nach Windhuk gefahren. Unter den Fahrgästen habe ich interessante Studien gemacht. Da kein offener Planwagen zur Verfügung stand, fuhren wir allesamt, einschließlich einer Dame, in einem kleinen geschlossenen Wagen. Ich hatte es mir auf den Postsäcken bequem gemacht, der fürchterlichen Enge wegen meine „Gamaschten“ einfach zum Fenster hinausbaumeln lassend. Am Abend zuvor habe ich deutsche Post erhalten.

3. Mai. Dieser Tage lernte ich eine Frau Lange und deren Schwester aus Klein-Barmen kennen. Sie erzählte, wie ihr Mann im Januar vor ihren Augen erschlagen und ihr jüngstes Kind zwischen der Tür ihres Hauses zerdrückt worden sei. (Wie sich später herausgestellt hatte, war das Kind glücklich am Leben geblieben. Es wurde zur Frau Missionar Viehe in Barmen und später nach Okahandja

4*

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

gebracht.) Ihr selbst gelang es, während die Herero das Haus plünderten, mit den beiden älteren Kindern zu entfliehen. Drei Tage und drei Nächte irrte sie im Feld umher, sich und die Kinder von Feldkost nährend. Da wurde sie von Herero aufgegriffen und zu Assa Riaruas Werft gebracht. Man wollte sie töten, aber auf Fürsprache einer alten Eingeborenenfrau, die sie mitgenommen, ließ man ihr das Leben, und mit gräßlich zerschlagenem Kopf setzte sie die Flucht fort und kam nach viertägigem Umherirren mit den beiden ältesten Kindern von vielleicht 6 und 7 Jahren blutend und barfuß nach Okahandja. Ihrer Schwester war es ähnlich ergangen. Als sie sah, wie ihr Schwager von den Herero mit Kirri erschlagen wurde, ergriff sie die Flucht, um nach achtzehnstündigem Wege glücklich Otjimbingue zu erreichen.

Recht niedergeschlagen war ich, als heute hier drei Todesfälle an Typhus bekannt wurden, ein Zivilist und zwei Kameraden. Viehdiebstähle in der engeren Umgegend von Windhuk werden fast täglich gemeldet. Die daraufhin ausgesandten Patrouillen kehren meistenteils unverrichteter Sache wieder zurück.

Hier in Windhuk hatte ich Gelegenheit, in allen Klassen und Berufszweigen Studien zu machen. Ich erfuhr auf diese Weise vieles über Land und Leute sowie über den Ausbruch und Verlauf des Aufstandes an den verschiedenen Orten. Auf die rheinische Mission scheint man hierzulande, im Gegensatz zu der katholischen, schlecht zu sprechen zu sein. Ich besuchte deshalb auch einmal die beiden evangelischen Missionare Meyer und Wanfried. Missionar Meyer klärte mich über vieles auf. Einen von ihm durch die „Kölnische Zeitung“ veröffentlichten Brief, der sich auf die Vorgänge in Okahandja bezieht, lasse ich in ungefährem Wortlaute folgen:

„Es war am 12. Januar noch ziemlich früh, als das Unglück losbrach. Herrlich, wie immer, war die Sonne aufgegangen. Wer hätte gedacht, daß dieser Tag so Schreckliches bringen würde! Es sah allerdings schon seit Sonntag, den 10. Januar, bedrohlich aus. In der Nacht vom Sonntag auf Montag und im Laufe des Montags waren viele Herero, etwa 300, mit Gewehren und Munition reichlich versehen, einige auch mit Kirris bewaffnet, nach Okahandja gekommen, um, wie es hieß, in Gemeinschaft mit den hiesigen Eingeborenen, besonders mit den Großleuten und dem Oberhäuptling Maharero über die Wiederbesetzung einzelner Häuptlingsstellen zu verhandeln. Sie waren meistens aus dem Waterberger Gebiet. Verdächtig war, daß ein Händler mit der Kunde hereingeritten kam, Eingeborene, in Stärke von 60 Mann, hätten Okandu, etwa 1½ Stunden von hier, besetzt. Auch dem Polizisten, der kurz vorher von Waterberg zurückgekehrt war, war eine merkwürdige Unruhe und Bewegung unter den Leuten aufgefallen. Herr Distriktschef Zürn traf darum nach Besprechung mit Missionar Diehl, dem Präses der Herero-Mission, alle Maßregeln, um einer etwaigen Gefahr vorzubeugen. Er telegraphierte

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

nach Windhuk um Verstärkung, die auch bereits am Montag Morgen, bestehend aus 17 Mann unter Bergrat Duft, hier eintraf. Ich selbst ging (am Montag) in die Eingeborenenwerft, um mich zu erkundigen, was denn dieser Menschenauflauf zu bedeuten habe. „Muhange (Lehrer)", sagten sie zu mir, „Du weißt doch, daß in letzter Zeit viele Häuptlinge gestorben sind. Wir haben weiter gar nichts vor, als daß wir diese Stellen neu besetzen wollen." Als ich weiter in sie drang, da mir vieles doch unverständlich in ihrem Benehmen war, meinten sie: „Ja, sieh, wir begreifen auch nicht, was das fortwährende Patrouillieren der Deutschen soll. Und wozu flüchten sich die Weißen alle auf die Feste?" Sie waren nämlich schon alle bei den ersten Anzeichen von Gefahr auf die Militärstation geflüchtet; nur das Missionshaus war noch bewohnt. „Wenn es Dir auffällt, daß wir alle Gewehre bei uns haben, ja, weißt Du denn nicht, daß das Brauch bei uns ist, wenn es sich um eine Häuptlingswahl handelt?" Am Nachmittag desselben Montags fand noch eine Verhandlung statt; auf der einen Seite Bergrat Duft und der hiesige Distriktschef, auf der anderen Seite Häuptlinge von Waterberg und Großleute von Okahandja. Auf halbem Wege waren sich die beiden Parteien entgegengekommen. Man hatte die Eingeborenen nicht bewegen können, zur Station zu kommen. Missionar Diehl sen. machte den Dolmetscher. Die Eingeborenen sagten: „Wir denken gar nicht daran, den Schutzvertrag zu brechen, den wir mit dem Deutschen Kaiser geschlossen haben. Wir sind hier nur zusammengekommen, um die Häuptlingsstellen wieder zu besetzen." Bergrat Duft mahnte sie ernstlich, wenn das wirklich so wäre, so sollten sie doch darauf achten, daß alles in Frieden abliefe, was sie auch versprachen, worauf einer noch meinte, die Regierung möge dann aber auch keine Patrouillen mehr umherreiten lassen. Das Volk würde dadurch nur beunruhigt. Sie, die Weißen, hätten von ihnen, den Eingeborenen, nichts zu fürchten. Dann kam der verhängnisvolle Dienstag, der 12. Januar. Ich war am Morgen noch einmal auf der Werft gewesen und hatte alles ruhig gefunden. Auch Bergrat Duft und einige andere Herren waren auf dem Wege dahin, als ihnen der Kirchenälteste Johannes zurief, sie möchten sich zurückziehen. Noch einige Minuten, und die ersten Schüsse waren von der Hereroseite gefallen. Damit waren aber auch die ersten Mordtaten hier auf Okahandja geschehen. Der Händler Dickmann, dessen Haus dicht beim Hererolager lag, war mit seiner Frau noch einmal nach dem Hause gegangen, um einiges zu besorgen und sich dann wieder auf die Militärstation zurückzuziehen. Auch ein Herr Kuntze ging mit einem jungen Mädchen auf das Dickmannsche Haus zu. Als sie zurückgehen wollten, traf zuerst Frau Dickmann eine Kugel in den Rücken, so daß sie gleich zusammenbrach. Ihr Mann warf sich über sie, wurde aber im nächsten Augenblick totgeschlagen. Ebenso fiel Herr Kuntze. Nur das Mädchen entkam und brachte, von zwei Kugeln getroffen, die grausige Meldung auf die

Station. Die Eingeborenen zerstörten nun sofort die Eisenbahn und den Telegraphen. Gegen 11⁰⁰ Uhr kam die von Windhuk erwartete weitere Verstärkung und versuchte nach Okahandja durchzudringen. Ein heftiges Gewehrfeuer entstand. Aber leider war die Übermacht der Herero so groß, auch das Gelände, auf dem der Kampf stattfand, derart beschaffen, daß ein Durchkommen zur Feste unmöglich war. Gegen Abend ging Missionar Diehl mit einer weißen Fahne zur Militärstation hinauf. Unser Missionshaus nämlich, obwohl gar nicht in der Schußlinie liegend, bekam Feuer von der Militärstation her. Die Herero hatten die Kirche, Samuels Haus und die Klippen rechts davon besetzt. Wie es kam, daß unser Haus beschossen wurde, wird sich ja wohl noch aufklären. Auf der Militärstation hörte dann Missionar Diehl von grausigen Mordtaten. Wir waren in großer Aufregung. Schon ging das Dickmannsche Haus in Flammen auf. An anderen Storen und Häusern wurden die Türen eingeschlagen.

Am folgenden Tage, Mittwoch, den 13. Januar, war Okahandja regelrecht eingeschlossen. Am Nachmittag des 13. versuchte noch einmal die Windhuker Truppe mit dem Maschinengewehr von außen her durchzukommen. Es gelang aber nicht. Der 14. verlief ziemlich ruhig. In der Frühe des Freitag, 15. Januar, kam ein Bote von Ouhandja, dem Häuptling von Otjikurume, und übergab dem Missionar Diehl einen Brief zur Übermittlung an den Distriktschef Zürn, etwa des Inhalts, er, Ouhandja, würde noch sehr kämpfen. Der Oberleutnant möge aber die Frauen und Kinder aus der Feste schicken, damit sie nach Deutschland gingen, denn gegen diese zu kämpfen, hielten die Herero nicht für schön. Der Bote, ein heidnischer Herero, sollte auf Antwort warten. Als Diehl von der Station zurückkehrte, gingen Diehl jun. und ich mit ihm auf die Werft der Eingeborenen, um den Leuten die Antwort auf ihren Brief mitzuteilen. Der Brief lautete: »An den Kapitän Ouhandja. Ihr habt mir gesagt, Ihr wolltet den Schutzvertrag mit dem Deutschen Kaiser aufrechterhalten. Aber Ihr habt gelogen. Ich habe Euch versprochen, nicht zu schießen. Aber Ihr habt zuerst gemordet und sogar auch Frauen. Wie soll ich Euch da noch glauben? Ich bleibe hier und werde hier bleiben als Offizier von Okahandja, was der Deutsche Kaiser mir befohlen hat. Tut, was Ihr wollt. Wenn Ihr nicht Frieden macht und nicht aufhört zu schießen und zu morden, dann werdet Ihr von unserem Kaiser, der viele Schiffe und Soldaten hat, mit dem Tode bestraft werden. Kehrt Ihr jedoch jetzt noch um und hört Ihr auf, so kann ich für Euch sprechen, tut Ihr es nicht, so tragt Ihr die Schuld für das, was folgen wird. Und die Strafe wird dann schrecklich sein, glaubt mir. Unsere Frauen bleiben hier. Ich werde sie nicht zu Dir schicken, wo ich Dir nicht trauen kann. Du warst freundschaftlich zu mir und ich habe Dich gern gehabt. Wenn Du mit mir verhandeln willst, so sprich zu dem Missionar. Duft, Zürn.« Die Leute waren wie verblendet. Man konnte, nachdem der Brief vorgelesen war, trotzdem es Diehl an den

ernstesten Ermahnungen und Vorstellungen nicht hatte fehlen lassen, auch nicht die geringste Spur wahrnehmen, daß ihnen ihr böses Tun und Treiben leidgetan hätte. Im Gegenteil, feste Entschlossenheit lag auf allen Gesichtern, das Schreckliche, das sie sich vorgenommen hatten, noch auszuführen. Wann die Abteilung des Oberleutnants v. Zülow mit 50 Mann von Karibib und Swakopmund hier angekommen ist, ob noch am Nachmittag des Freitag oder erst in der darauffolgenden Nacht, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls wehte am Sonnabend Morgen auf dem Bahnhofsgebäude die deutsche Flagge." (Die Entsetzung erfolgte bekanntlich am 27. Januar 1904 durch Hauptmann Franke.) Ich lasse nun hier die ergreifende Geschichte von der Flucht der beiden Missionarsfamilien von Otjihaënena, einer Station drei oder vier Tagereisen südöstlich von Otjosazu, geschildert von Frau Missionar Hammann, folgen:

„Wir saßen all die Wochen vom 12. Januar ganz allein zwischen den Räubern und Mördern, die von Tag zu Tag frecher wurden und uns wie Gefangene hielten. Wir waren nicht Herren im eigenen Hause, und was wir an Angst erdulden mußten in jenen Tagen, weiß nur Gott allein. Doch hielten unsere Christen soweit die Hand über uns, daß niemand unser Leben anrühren durfte. Dann, Mittwoch, den 27. Januar, hörten wir, daß Soldaten bis zum Nossob vorgerückt seien, und sofort flohen alle unsere Leute vom kleinsten Kinde bis zum ältesten Greise noch in derselben Nacht, und wir saßen mit einigen Flüchtlingen ganz allein auf der Station, jeden Augenblick das Kommen der Soldaten erwartend oder das Erscheinen unserer Mörder. Zwei Tage lang warteten wir; aber es kam weder Freund noch Feind. Unsere Not wurde immer größer; an Schlafen und Essen dachten wir kaum. Am Donnerstag voriger Woche, 28. Januar, kamen dann vier Wagen mit Flüchtlingen hier durch und rieten uns, ihnen zu folgen und nach Rehoboth zu fahren. Wir hofften, daß die Bastards dort sich nicht am Aufstande beteiligt hätten, wußten aber nichts Bestimmtes; doch sagten uns zwei Flüchtlinge, daß die Bastards keine Missionare töten würden. Die Herero hatten unser Vieh zum Teil mitgenommen, besonders Bruder Langs Vieh. Doch hatten wir noch so viel Ochsen, daß wir die Karre und einen Wagen bespannen konnten. Das war aber eine Arbeit! Keinen Menschen zur Hilfe, keinen Hirten, keinen Treiber, keinen Tauleiter, nur ein paar alte Frauen und Kinder, die selbst schutzsuchend zu uns geflohen waren. Missionar Lang, mein Mann und ein Herr Conrad, der auch nichts vom Fahren verstand, mußten alles machen. Unsere Sachen hatte ich schon längst gepackt, und in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag fuhren wir ab. Wir mußten über einen Fluß, unsere Karre zuerst. Schon haten wir das jenseitige Ufer erreicht, da blieb die Karre vor dem hohen Ufer stecken und ließ sich nicht herausbringen. Bei den verzweifelten Bemühungen, die Karre aus dem Wasser an das Land zu bringen, zerbrach die Deichsel, und nun war alle Hoffnung, die

Karre herauszubringen, dahin. Frau v. Falkenhausen mit ihren beiden Kindern und ich mit Karlchen saßen darin und wir mußten bis zum Morgen sitzen bleiben, denn in der Nacht konnte nichts geschafft werden. Ich hatte die ganze Nacht genug zu tun, die Kinder festzuhalten, die immer herunterzurutschen und ins Wasser zu fallen drohten. Es war eine entsetzliche Nacht, aber endlich wurde es doch Morgen und dann gelang es den Männern nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich, Langs Wagen aus dem Fluß zu bringen. Wir wurden aus der Karre in den Wagen gebracht, mußten aber alle unsere Sachen im Stich lassen; nur was wir auf dem Leibe trugen, besaßen wir, und mein Plaid und etwas Wäsche und Kleider konnte ich noch herausziehen. Nun schlugen wir den Weg nach Rehoboth ein, hoffend, unterwegs jemand zu treffen, der uns sagen konnte, ob in Rehoboth auch Aufstand sei oder nicht. Aber vergebens, kein Mensch begegnete uns, und wo wir an Wohnstätten vorbeikamen, sahen wir unbeschreibliche Greuel der Verwüstung. Nichts war den Händen der Wüteriche entgangen. Möbel, Bücher, Bilder, Briefe, alles, alles zerstört. Die Betten aufgerissen, die Federn umhergestreut, die Sofas zerschlagen, die Füllung herausgerissen, das Geschirr zu Scherben zerschlagen, die Öfen auseinandergerissen, nichts, nichts war verschont geblieben, die Menschen erschlagen oder geflohen. Vier Tage fuhren wir an diesen Orten der Verwüstung umher, und es war uns, als seien wir die einzigen Menschen auf der Welt." Endlich, am 4. Februar, langten die Flüchtlinge, zum Tode erschöpft, in Hohewarte bei Windhuk an, wo sie gastfreundliche Aufnahme fanden.

Aus Okombahe berichtete die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung" über den Beginn und Verlauf der Unruhen noch nachstehende Einzelheiten:

„Als etwa am 16. Januar die ersten Nachrichten vom Hereroaufstande nach Okombahe kamen, befand sich auf der Station nur ein Reiter mit 19 Patronen M/71. Von weißen Einwohnern waren außer dem Missionar Baumann mit Familie nur Frau Merker mit zwei Kindern und Frau v. Eckenbrecher mit einem Kinde in Okombahe anwesend. Herr Merker befand sich auf seiner Farm, Herr v. Eckenbrecher war nach Omaruru zum Militärdienst eingezogen worden und war am 16. mit den Truppenpferden von Sorris-Sorris dorthin unterwegs. Am Abend desselben Tages gelangte eine Botschaft des schon seit Jahren als Aufwiegler berüchtigten Daniel Kariko an Cornelius, den Kapitän der Bergdamaras in Okombahe, daß er am Morgen des 17. die Häuser von Okombahe überfallen würde. Herr v. Eckenbrecher traf auf dem Wege nach Omaruru den Bergkaffer Gottfried, den er Tags zuvor mit einem seine Kleider und Wäsche enthaltenden Koffer nach Omaruru vorausgeschickt hatte. Die Herero hatten dem Boten die ihm anvertrauten Sachen geraubt und ihn mit dem höhnischen Auftrag nach Okombahe zurückgeschickt, sie dankten

Herrn v. Eckenbrecher für die guten Sachen und würden am nächsten Morgen kommen, um sich den Rest aus seinem Hause selbst zu holen. Auf diese Weise erfuhr Herr v. Eckenbrecher von dem durch die Herero beabsichtigten Überfall Okombahes. Er ließ den Boten mit einer entsprechenden Warnung an die Station nach Okombahe zurücklaufen und ritt selbst in beschleunigtem Tempo nach Omaruru weiter. Kurz vor Omaruru stieß er glücklicherweise auf eine Patrouille von 15 Mann, die ihm zur Hilfe beim Einbringen der Pferde entgegengesandt war. Ohne diese wäre es kaum gelungen, die Pferde durch die Herero, die bereits in großen Scharen Omaruru umlagerten, sicher hindurch zu bringen. Nachdem Stabsarzt Kuhn die bedrohte Lage von Okombahe erfahren hatte, sandte er Herrn v. Eckenbrecher mit vier Mann, mit reichlicher Munition versehen, zur Verstärkung von Okombahe zurück. Bei Eintritt der Nacht gelang es der Patrouille unter dem Schutze der Dunkelheit und eines heftigen Regens, unbehelligt durch die Lager der Herero bei Omaruru zu kommen. Infolge des starken Regens begann das Omarururivier zu fließen, und die Patrouille mußte mit dem abkommenden Fluß um die Wette reiten, damit sie noch vor dem Wasser das Rivier bei Okarundu überschreiten konnte. Von hier ab bis Kawab mußten sich die Reiter vorsichtig durch die zu beiden Seiten des Weges in großer Anzahl lodernden Wachtfeuer der Herero schleichen. Hinter Kawab, eine halbe Stunde von Okombahe gelegen, gebrauchten sie die List, die Pferde nebeneinander in trippelnder Gangart gehen zu lassen, um die Spuren zu vermeiden und den Feind über ihre Anzahl zu täuschen. Gegen 4^{30} Uhr morgens traf die Patrouille in Okombahe ein. Hier waren während der Nacht die christlichen Schulmeister Samuel Kariko (Evangelist), Ismael und Gert Afrika zu Kapitän Cornelius gekommen und hatten ihn zu überreden gesucht, daß er den Herero gestattete, die Häuser der Weißen in Okombahe zu plündern. Den Kaffern sollte nichts geschehen. Bezeichnend für die Falschheit und Heuchelei selbst der christlichen Herero ist es, daß dieselben Kerle wochenlang vorher den Missionar ständig mit Vorwürfen überhäuft hatten, daß er seine treue Gemeinde in Kawab allzusehr vernachlässigte; sie wollten Ochsen und Wagen schicken, er solle nur zu ihnen kommen, um zu konfirmieren und das Abendmahl zu geben. Sie hätten ein großes Verlangen danach. Da Cornelius die Verführer abwies und erklärte, die Weißen schützen zu wollen, und wohl auch durch die Spuren der Patrouille über die Stärke der Besatzung getäuscht, zogen sich die Herero zurück, ohne den geplanten Überfall auszuführen. Sie gingen nach der Farm Merkers, der inzwischen nach Okombahe zurückgekehrt war, und trieben dort das Vieh weg. Am 17. begann sich nun eine große Tätigkeit auf der Station zu entwickeln. Das bewegliche Hab und Gut der wenigen Einwohner von Okombahe wurde auf die Station geschafft und diese, so gut es ging, zu einer Festung umgewandelt. Die wegen eines beabsichtigten Umbaus zum

Teil niedergerissenen Mauern der Station wurden wieder aufgebaut, Fenster und Türen, soweit nicht unbedingt notwendig, vermauert und die Mauern mit Schießscharten versehen. Die Feste wurde aus der etwa 5 Minuten entfernten Wasserstelle reichlich mit Wasservorrat versorgt, alle anwesenden Wagen und Karren wurden vor die Feste gefahren und eine richtige Wagenburg gebaut. Auch wurde ein regelmäßiger Wachtdienst eingeführt; denn die Gefahr für Okombahe war durch das Abziehen der Herero durchaus noch nicht gehoben. Es kamen nämlich von den Hererokapitänen fast täglich Briefe an Cornelius, die ihn zum Überfall und zur Ermordung der Weißen zu bewegen suchten. So schrieb der Unterkapitän Mutate: „Du bist schwarz, alles was schwarz ist, wird fallen unter den Händen der Weißen, darum müssen die Schwarzen zusammenhalten, und darum gehörst Du zu uns. Ich weiß, daß die Aufgabe, die wir Dir stellen, sehr schwierig ist, doch Du wirst sie schaffen. Mach aber schnell, denn wir brauchen Dich.“ Und Kapitän Michael selbst schrieb:

„Mein lieber Cornelius!

Hast Du die Arbeit, die Dir zugewiesen ist, noch immer nicht vollbracht? Beeile Dich. Ich, der ich bin der Kapitän Michael, Omuhona.“

Die ganze Hinterlist der Herero offenbart sich aber in den Briefen des Unterkapitäns von Kawab, Johannes. In heuchlerischer Weise schreibt er anfangs: „Die Weißen sollten vor den Herero auf der Hut sein, er hätte sein Möglichstes getan, um die jungen Leute zurückzuhalten, aber sie hörten nicht mehr auf das Alter; hätte ihn doch der Herr hinweggenommen vor diesem schrecklichen Kriege. Er sei ein Freund der Weißen und würde jede Botschaft an die Weißen weitergeben. Sie könnten ihm vertrauen. Seine Spione seien auch Spione der Weißen und würden alles berichten.“ Tatsächlich hat Johannes dann auch eine Patrouille davor gewarnt, nach Kawab zu reiten, da sie abgeschlossen werden würde, aber bald zeigte er seinen wahren Charakter in einem Schreiben an Cornelius folgenden Inhalts: „Lieber Cornelius! Du mußt so schlau sein wie ich und es nicht so machen wie unsere Leute in Omaruru; wären sie vorsichtiger gewesen und hätten mehr Gift gebraucht, dann wären sie jetzt weiter. Ich habe mich zurückgehalten und habe die Weißen getäuscht, und ich werde damit weiterkommen.“

Mit diesem Schreiben an Cornelius schickte er einen Brief an Herrn Merker des Inhalts: „Lieber Herr Merker. Ich bin ein alter Mann, verlassen von meinem Volke; ich sitze auf Deiner Farm mit wenigen meiner Getreuen und fürchte, daß ich von meinen eigenen Leuten ermordet werde, darum sei so gut und schicke mir Ochsen herunter und mehrere von der weißen Besatzung der Station, dann will ich Deinen Wagen, der hier steht, einspannen und zu Euch auf die Station in Sicherheit kommen.“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch mündliche Botschaften von Michael gelangten an Cornelius. Eine besagte: Die Weißen möchten sich nun bereit machen, ihre letzte Stunde hätte geschlagen. Die Kompagnie Franke wäre aufgerieben, Franke selbst und die meisten Offiziere gefallen. Windhuk, Okahandja und Omaruru seien in den Händen der Herero. Cornelius vermutete sofort, daß dieser Botschaft nicht zu trauen sei, indem er meinte, wenn sie wahr wäre, hätte Michael geschrieben. Er scheine sich aber zu schämen, solche Lügen zu schreiben, deshalb bestelle er sie mündlich durch den Boten. Die Stellung des Kapitäns Cornelius war keineswegs leicht; denn unter seinen eigenen Leuten gab es viele, die geneigt waren, mit den Herero mitzumachen. Da sie es noch nicht wagten, offen gegen ihren Kapitän zu revoltieren und auch wohl die wenn auch geringe Besatzung der Station fürchteten, so versuchten sie durch eine List, von Okombahe fortzukommen, indem sie erklärten, sie wollten, um ihre Neutralität gegenüber den fortwährenden Aufreizungen der Herero besser wahren zu können, ohne ihre Frauen auf die Namib ziehen und dort ihr Lager aufschlagen. Cornelius hatte noch Ansehen genug, um das zu verhindern, doch gewann die feindliche Partei immer mehr Anhang, und seine Lage wurde immer schwieriger, so daß er am 23. oder 24. Januar auf die Station kam und erklärte, daß er von seinem Volke schwer bedrängt würde und fürchtete, falls die Herero von neuem nach Okombahe kämen, würden ihn seine Leute selbst ermorden und sich den Herero anschließen. So war die Lage in Okombahe gefährlich genug geworden. Da erschien am 25. Januar ein Bote (Bergkaffer) von Swakopmund. Dieser war von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika mit Briefen an ihren Farmverwalter in Spitzkopje, Herrn Loutsch, geschickt worden, hatte die Farm verlassen gefunden und war einer von dem Farmhause nach Okombahe führenden frischen Wagenspur gefolgt in der Annahme, daß Loutsch nach Okombahe gefahren war. Auf der Station wurde, da man bereits wußte, daß Loutsch ermordet sei, das Paket Briefschaften amtlich geöffnet, und es herrschte großer Jubel, als man darin die letzten Nummern der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung" mit den Meldungen von den demnächst zu erwartenden Truppenverstärkungen aus der Heimat vorfand. Die erfreulichen Nachrichten wurden den Weißen vorgelesen, und als Herr v. Eckenbrecher die deutsche Flagge hißte und daraufhin die Kaffern neugierig in hellen Haufen zur Station kamen, wurden auch ihnen diese Nachrichten verdolmetscht. Dadurch gewann die den Weißen freundliche Partei unter den Bergkaffern wieder die Oberhand, und Cornelius konnte von nun an mit größerer Strenge gegen die zum Abfall Neigenden unter seinen Leuten auftreten, so daß zunächst die von den Kaffern her drohende Gefahr schwand, bis Anfang Februar mit der Nachricht von der Entsetzung Omarurus durch Hauptmann Franke auch die letzte Gefahr für Okombahe beseitigt war."

Über die Vorgänge in Omburo bei Ausbruch des Aufstandes berichtete u. a. Missionar Bernsmann, der den Krieg 1870/71 mitgemacht hat, wie folgt:

„Wie bekannt, rückte kurz vor Weihnachten 1903 Herr Hauptmann Franke mit der Feldkompagnie von Omaruru ins Feld nach dem Süden, und Herr Oberleutnant Kuhn nahm seine Stelle in Omaruru ein. Dieser kam am 9. Januar 1904 nach Omburo, um die Leute zu ermahnen, ruhig zu bleiben und sich nicht von Aufwieglern beeinflussen zu lassen. Ich habe mein Bestes getan, den Herrn Oberleutnant in seinen Bestrebungen, hier Frieden und Ruhe zu erhalten, zu unterstützen, und auch nach seinem Weggang am 11. jede Gelegenheit wahrgenommen, den Leuten klarzulegen, wie töricht von ihnen und wie verderblich es für sie wäre, wenn sie sich empörten. Sie schienen dies auch einzusehen, äußerten darauf sich wenigstens verständig, wie das auch die Großleute in Omaruru getan hatten und auch Mutate, der erste Berater des Oberhäuptlings Michael in Omaruru, es tat. Er war auf der Reise, und der Herr Oberleutnant ließ ihn von Omataruzu, 6 Stunden von Omburu, rufen und sprach hier mit ihm. Als der Herr Oberleutnant nach Omaruru zurückkehrte, kehrte Mutate nach Omataruzu zurück. Gleich in der folgenden Nacht um 3°° Uhr (12.) kam Herr Vespermann, Bezirksamtsschreiber, der mit Herrn Oberleutnant hier gewesen war, zurück, um Mutate und die Großleute von Omburo nach Omaruru zu holen. Es waren sehr beunruhigende Nachrichten gekommen. Herr Vespermann mußte bis zum folgenden Morgen warten, bis Mutate mit verschiedenen Großleuten kam. Er ritt dann vormittag, den 13., mit ihnen und hiesigen Großleuten, darunter der Häuptling Friedrich, nach Omaruru; manche andere Herero hier, unter ihnen der Gemeindeälteste Gottfried mit verschiedenen Gemeindegliedern und Taufschülern, folgten zu Fuß. So blieben nur einige wenige Leute hier, auf die ich größeren Einfluß hatte, die sich leider nachher zu schwach und unfähig erwiesen, die bösen Elemente zurückzuhalten. L. ging am 12. nach Omaruru, um dort eine vierzehntägige Gefängnisstrafe zu verbüßen. Er hatte sie dafür bekommen, daß er vor zwei Jahren auf einen Herero geschossen hatte. Zur Aufsicht über sein Eigentum ließ er Herrn Fuchs zurück, den er von seiner letzten Handelsreise im Dezember des vorigen Jahres mit hierher brachte. Fuchs war auf dem Rostocker Dampfer „Fanny" gewesen, der im Januar 1894 zwischen Sandwichhafen und Lüderitzbucht scheiterte und dessen Besatzung, fast verdurstet, den Strand entlang nach Lüderitzbucht kam. Er sollte nun hier, wo er wohl früher niemals gewesen war, auf entsetzliche Weise umkommen. Vor einigen Wochen war auch Herr Weiß zu seinem hier schon anwesenden Geschäftsgenossen Nitschke gekommen. Dieser wurde als Reservist einberufen, und Herr Weiß, der am 12. Januar auch nach Omaruru geritten war, kam am 14. mit dessen Karre zurück. Er ahnte nicht, in welche Gefahr er sich begab, sonst wäre er wohl in Omaruru

geblieben. Zum Glück gilt er bei den Herero als Engländer, weil er lange in Transvaal war. Am 15. nachmittags kam Fuchs, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, eingeführt von Herrn Weiß, zu mir und bat mich um Beistand. Er habe die Weisung von L., nichts auf Borg zu geben und würde jetzt immerfort von Leuten umdrängt, die etwas haben wollten. Er könne nicht mit ihnen fertig werden, weil er nicht mit ihnen reden könne. Ich ging mit ihm. Als wir uns L.'s Hause, das, etwa 10 Minuten von der Missionsstation entfernt, auf der gegenüberliegenden (nördlichen) Seite des Omaruflusses steht, näherten, liefen die Leute auseinander. L.'s schwarze Frau erzählte mir, wie es die Leute, besonders ein paar junge Burschen von Omaruru, Johannes und Eliefer, gemacht hatten, und wie sie ihnen auch auf ihr Drängen einige Sachen herausgegeben hätte. Dabei kam auch heraus, daß L.'s Vieh mit dem von Herrn Wronski in Omaruru, das unter L.'s Aufsicht war, über 100 Stück Rindvieh und 500 bis 600 Stück Kleinvieh, weggetrieben war. Einige Leute vom Platz, die uns gefolgt waren, gingen darauf sofort auf die Suche; andere, darunter mein Diener Alexander, waren schon vorher dem Vieh nachgefolgt, brachten auch am Abend einiges zurück. Es fand sich bis zum nächsten Morgen noch mehr hinzu, aber es wurde nicht an Fuchs zurückgegeben, sondern auf des Häuptlings Werft von dessen Oheim Ngairoo festgehalten, wie er sagte, der Sicherheit wegen. Fuchs konnte nichts dagegen machen. An diesem Tage (16.) hörte ich, daß ein alter Herero, der seine Werft zwei Stunden oberhalb Omburo hat, das Vieh der Ansiedler Setecki und Dunaiski auf Okanekasioti ($1\frac{1}{2}$ Stunden oberhalb Omaruru) weggenommen habe. Es kamen aber zwei Abgesandte von Michael, die es zurückholten. Auch hörte ich, daß der Viehposten des Ansiedlers Hoppe, der 3 Stunden oberhalb Omburo lag, genommen sei, wie man mir sagte, von Leuten von Okahandja. So dachte ich immer noch, daß das Rauben von Fremden verübt war, die jetzt ihre Zeit gekommen sahen, vor anderen schnell Beute zu machen. Jetzt weiß ich, daß man mich absichtlich über die Sachlage bis dahin im Dunkeln gelassen hatte. Selbst mein Diener verriet mir nichts. Ich warnte und warnte immer wieder, aber ich konnte aus den ernsten Gesichtern nicht lesen, ob die Leute es zum Guten oder Bösen aufnahmen. Hätte ich aber schon am 16. gewußt, wie die Lage war, ich hätte Fuchs noch retten können, denn ich hätte ihn jedenfalls schon da in mein Haus aufgenommen, da sonst kein Entkommen für ihn möglich schien. Wie hätte ich auch das Entsetzliche, das sich am folgenden Tage ereignete, voraussehen können, da ich hoffte, daß die wenigen Leute, die von denen, zu denen ich Vertrauen hatte, zurückgeblieben waren, die bösen Elemente zurückhalten könnten und würden. So blieb Fuchs ungewarnt. In der Nacht zum Sonntag, den 17., blieb es ruhig, aber etwa um 7^{00} Uhr des Morgens, hörte ich von L.'s Hause her ein Geschrei. Ich ging zur Häuptlingswerft am Wege dorthin und fragte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was los wäre. Ich sah nur böse, aufgeregte Gesichter, und niemand antwortete mir. Da ging ich noch weiter auf L.'s Haus zu, wo ich meinem Diener begegnete. Auf meine Frage, was es denn gebe, antwortete er nur: „Lehrer, geh doch nach Hause." Da höre ich vom Fluß her, schon etwas hinter mir, den Ruf: „Herr Missionar!" Ich wende mich dahin und sehe vier Kerls, die den armen, vollständig nackten Fuchs zwischen sich hatten. Ich schrie ihnen zu: „Was macht Ihr?", und lief, so schnell ich konnte, hinzu. Da ließen die Kerls Fuchs los und gingen davon. Ich habe sie nicht erkannt; sie kamen mir in dem Gebüsch und bei den Felsen in der Nähe gleich aus dem Gesicht. Fuchs sagte mir nachher, der eine von ihnen sei der oben erwähnte Johannes gewesen. Wäre ich nicht dazu gekommen, so hätten sie ihn schon da getötet. Ich deckte nun den blutenden Mann mit meiner Person bis zu meinem Hause und gab ihm gleich Hemd, Hose und Hausschuhe, dazu Wasser, um sich das Blut am Kopfe abzuwaschen. Er hatte eine große, blutige Beule hinter dem linken Ohr und auf dem Ohr, am Halse, auf dem Rücken und um die Gelenke der Hände viele Hautabschürfungen. Ich ließ ihn sich ein wenig erholen und bereitete ihm nachher ein Bad, um alles Blut am Leibe abzuwaschen. Dann behandelte ich die Beule und die Hautabschürfungen mit Arnikaöl und ließ ihn auf einem Matratzenlager, das wir ihm am Boden in meinem Schlafzimmer neben meinem Bett bereiteten, sich von seinem Schrecken ausruhen. Während ich ihm half, erzählte er, wie es ihm ergangen war. Er war dabei gewesen, sich im Schlafzimmer zu waschen, als eine große Bande anstürmte und in das Haus drang. Er wurde mit Riemen um Hals, Hände und Füße gebunden und im Schlafzimmer so liegen gelassen. Dann ging das Plündern von L.'s Laden an. Inzwischen gelang es Fuchs, den Riemen um die zusammengebundenen Hände entzweizudrehen, der um die Füße löste sich von selbst, und so konnte er aus dem Schlafzimmerfenster nach der Hinterseite des Hauses entspringen und nach meinem Hause hinlaufen. Aber er wurde bald gesehen, und man schrie hinter ihm her. Einige der Bande setzten ihm nach und ereilten ihn am Fluß, schlugen ihn hinters Ohr mit einem Knüttel und zogen ihm auch noch Hemd und Unterhose aus, die er nur noch anhatte, wobei sie ihn über den Flußkies schleiften. Er raffte sich aber wieder auf und lief weiter durch den Fluß, bis er das diesseitige Ufer erreichte, wo die Mordbuben ihn wieder einholten, ich aber noch dazukam. Ich dachte nun, daß er unter dem Schutze des Missionars einigermaßen in Sicherheit wäre, denn ich glaubte noch soviel Einfluß zu besitzen, daß ich die Bande von meinem Hause abhalten könne. Da ich fürchtete, daß Weiß, obwohl er „Engländer" war, bei dem Lodern der Leidenschaften auch Übles geschehen könne, so wollte ich ihn auch gern bei mir im Hause haben. Aber ich durfte Fuchs nicht verlassen. Da erbot sich meine Tochter, ihn zu holen. Bald darauf hörte ich sie rufen. Ich lief hinaus und sah sie auf der Häuptlingswerft zwischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Anzahl Leute lebhaft sprechen. Sollte man meine Tochter auch antasten wollen? Das Herz stand mir fast stille bei dem Gedanken. So schnell ich konnte, lief ich hinzu und sah nun auch Weiß, der von einigen Kerlen zurückgehalten wurde. Ich trieb sie auseinander, wobei mich Wilhelm, älterer Bruder meines Dieners Alexander, eins meiner besten Gemeindeglieder, unterstützte. So gelangte auch Herr Weiß in mein Haus. Da ich immer noch nicht wußte, wie die Lage in Omaruru war, und man mir gesagt hatte, daß Leute von der Okahandjaer Seite her angefangen hätten, L.'s Vieh zu rauben, und daß nur wenige Omburoer sich dabei beteiligt hätten, so dachte ich, daß noch von Omaruru her Hilfe gegen die Bande kommen könnte, daß vielleicht die beiden Herren noch herausgeholt und in Sicherheit gebracht werden könnten. Ich schrieb deshalb an meinen Kollegen, den Missionar Dannert in Omaruru, ihm mitzuteilen, was sich hier ereignet hätte, und suchte nach einem Boten. Aber niemand von denen, die ich für zuverlässig hielt, wollte gehen, selbst mein Diener weigerte sich auf das bestimmteste unter dem Vorgehen, er müsse auf sein und das ihm anvertraute Vieh sehen. Er hat nämlich das Gemeindevieh, worunter sich auch einiges von mir befindet (alles Kleinvieh) unter Aufsicht. Ein paar Leute, die man mir als Boten stellte, mußte ich abweisen, weil ich ihnen nicht vertrauen konnte. Unterdessen sagte der Taufschüler Kaizetjitavi meiner Tochter, daß in der nächsten Nacht die Bande mein Haus überfallen wolle. Dann kam die schwarze Frau L.'s zu mir. Von ihr erfuhr ich, daß die Plünderer Leute vom Platz und von den umliegenden Viehposten (von diesen kenne ich nur wenige) und einige von weiter auswärts gewesen seien. Das Zeichen zum Plündern habe der oben erwähnte Ngairoo gegeben, indem er das Gewehr nahm, das Nitschke Herrn Fuchs geliehen hatte. Dieser würde wohl bald getötet worden sein, wenn nicht Kaizetjitavi und sein Vater Katjaita, der von Otjihaenenamaparero gekommen war, die Bande davon abgewehrt hätten. Nun sahen wir, wie groß die Gefahr war, und unsere Seelen schrien um Hilfe und Errettung. Gegen 11^{00} Uhr kam Wilhelm zu mir ins Studierzimmer, um mich auf das Schreckliche, was kommen sollte, vorzubereiten. Weiß saß bei mir, Fuchs lag auf dem Lager, das wir ihm bereitet hatten, nebenan in meinem Schlafzimmer, dessen Fenster, der Vorhang vorgezogen, geschlossen war. Neben meinem Schlafzimmer ist das Schlafzimmer meiner Tochter und dahinter das Wohnzimmer; in beiden waren die Fenster offen: Türen verbinden die genannten Zimmer. Vom Wohnzimmer führt eine Tür nach dem Flur mit der Haustür in der Mitte der Nordlängsseite des Hauses. Das Studierzimmer bildet die Nordostecke des Hauses und hat eine Außentür nach Osten. Mein Schlafzimmer ist die Südostecke. Sein Fenster wie auch die Fenster des anderen Schlafzimmers und Wohnzimmers stehen nach Süden, wo keine Tür nach außen führt. Es dauerte eine Weile, bis ich begriffen hatte, was Wilhelm eigentlich wollte, denn

er kam nicht gleich offen mit der Sprache heraus. Er sagte, in der letzten Nacht habe ein Mann die Nachricht gebracht, die Herero und Deutschen seien auseinander. Die Großleute von Omaruru, zu denen Abgesandte von Samuel Maharero gekommen wären, hätten dem Omuhonge (Missionar) Dannert erklärt, es sei jetzt Krieg, er solle aufhören, zu vermitteln, es diene zu nichts. Er solle sich jetzt nur ganz stille verhalten, denn den Missionaren, als Dienern und Gesalbten Gottes, würde nichts geschehen, auch den Engländern und anderen Nichtdeutschen nicht, aber mit den Deutschen wollten sie nichts mehr zu tun haben; also der offene Aufstand. Ich erinnerte darauf Wilhelm daran, was wohl weniger Omburoer wissen werden, wie ich vor 23 Jahren in Otjimbingue viele Frauen und Kinder der Herero in meinem Hause vor der Wut der Nama geschützt und sie dann nach Ombujovahuame in Sicherheit gebracht habe. Das sollten die Herero doch bedenken. Ich würde jetzt nicht anders handeln an meinen Gastfreunden; ich hielte sie unter meinem Schutz, und man müsse mich erst antasten, ehe man sie herausbekäme. Wilhelm sagte, ich solle doch nachgeben, mir und meiner Tochter und dem Engländer würde ja nichts geschehen, aber die Leute wollten den Deutschen heraus haben. Unterdessen hatte sich eine Bande von etwa 30 Mann dem Hause genähert. Meine Tochter lief, um die Haustür zu verriegeln. Mein Diener kam schon herein ins Studierzimmer und bat und beschwor mich mit Wilhelm. Ich aber rief ihnen auf das bestimmteste zu: „Ich gebe meinen Nächsten nicht heraus, muß ich nicht mein Leben für ihn einsetzen? Geht, geht!“ Da, während ich so mit dem Rücken gegen die Schlafzimmertür zu den beiden rede, höre ich den Ruf: „Herr Missionar!“ Ich wende mich um und sehe, wie Kerle aus dem Schlafzimmer meiner Tochter herein und auf Herrn Fuchs zukommen. Er hatte sie eher als ich gesehen. Sie waren durchs offene Fenster gestiegen, ehe meine Tochter vom Verschließen der Haustür zurückkommen konnte. Ich laufe zu Fuchs, stelle mich über ihn, wehre und wehre, und rufe die Namen derer, die ich kannte, Reinhard, Kaamujame und Leonhard Katjindee, zwei ausgeschlossene Gemeindeglieder, sie durchdringend ansehend. Da fliegt meine Tochter, die man hatte zurückhalten wollen, mit dem Rufe: „Vater!“ heran und hängt sich an mich. Im Augenblick ist das halbe Schlafzimmer voll Mordbuben. Sie greifen um mich herum nach dem wehrlosen Verwundeten; Reinhard lädt das Gewehr, das ihm genommen war; da muß ich einsehen, daß ich schwacher, kränklicher Mann ihn nicht retten kann; ich dachte auch an meine Tochter, die mich fest umfaßt hielt. So ließen wir uns von Wilhelm und Alexander wegziehen und sanken in unsagbarem Grauen im Wohnzimmer auf die Knie und riefen zu Gott. Alles das spielte sich in etwa einer halben Minute ab. Weiß mußte sich ruhig verhalten. Als wir uns nach einigen Minuten von den Knien erhoben, war unterdessen der durch die Studierzimmertür hinausgeschleppte arme Fuchs, wenige Schritte

vom Hause, mit Knopfknütteln totgeschlagen worden. Bei einem der Mordbuben habe ich auch, als wir Weiß holten, einen eisernen Stock mit einem Griff gesehen; der wird wohl auch gebraucht worden sein. Ich sah noch, wie ein paar Mordbuben ihm noch einige Schläge versetzten. Dann zog die Bande ab. Ich habe den blutigen Leichnam nicht näher besehen, es war mir zu grauenhaft; auch Weiß tat es nicht. Wir gaben Alexander ein Laken, den Leichnam darin einzunähen. Er, Kaizetjitavi, der Evangelist Eberhard von Otjihinomaparero und das Gemeindeglied Kleophas wickelten die Leiche ein und trugen sie weiter vom Hause weg, wo sie sie einnähten. Dann trugen sie sie auf meine Anordnung nach dem Christenfriedhof, wo sie das Grab gruben. Wir senkten dann den Ermordeten ein, und ich betete in Deutsch um gnädige Aufnahme seiner Seele und um Schutz für uns, sprach die deutsche Beerdigungsformel und betete dann in Herero im Sinne des „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", und segnete zum Schluß in Deutsch die Leiche ein. Weiß blieb am Grabe, bis es zugeschüttet war. Gegen Abend kehrte er nach dem Hause, wo er wohnt, zurück. Es ist ihm bis heute, wo ich dieses schreibe (26. Januar), nichts geschehen, doch hindern ihn die Leute, uns zu besuchen. Ich gehe auch nicht zu ihm, um sie nicht zu reizen und Verdacht von ihm abzuwenden. Gott möge ihn ferner schützen, wie auch uns.

31. Januar. Vorgestern wurde Herr Weiß auf Anordnung der Großleute in Omaruru durch Gottfried, Wilhelm und Alexander nach Omaruru gebracht und dem Schutz von Mr. Tatlow übergeben."

Einen ebenfalls wissenswerten Aufsatz, vom 9. März aus Omaruru, den auch die „Südwestafrikanische Zeitung" brachte, lasse ich noch folgen:

„Mit welchem Interesse und welcher allerdings verzeihlichen Neugierde man in unseren unruhigen Zeiten die Ankunft der Zeitungen erwartet, hat wohl jeder an sich selbst erfahren; hat man doch allenthalben im Lande Bekannte, über deren Schicksal Nachrichten zu empfangen, man als sein gutes Recht ansieht. Aus allen Ecken und Enden, wo das Hererogelichter sein heimtückisches Wesen getrieben hat, sind denn auch schon Berichte in den Zeitungen erschienen, doch über Omaruru und dessen Belagerung fand man nur eine kurze Bemerkung. Da uns, wie es scheint, niemand den Gefallen tut, die Zwangslage der Bewohner Omarurus eingehender zu erwähnen, müssen wir schon selbst in aller Bescheidenheit vermelden, daß es auch bei uns nicht so ganz ohne war.

Ich war zu der Zeit, als die Gerüchte von einem Aufstand der Okahandja-Herero schon eine bestimmtere Form angenommen hatten, auf der Farm der Herren Setecki und Dunaiski in Okaneosioti, dreiviertel Reitstunden von Omaruru, um den Betrieb in Gang

zu halten, da die beiden in Omaruru eingezogen waren. In Omaruru war man allgemein der Ansicht, daß die Michaelschen Leute neutral bleiben würden. Dennoch sollte man annehmen, daß man die Möglichkeit hätte in Betracht ziehen müssen, sie könnten durch Okahandjaleute aufgestachelt und anderen Sinnes werden, und wie dann Omaruru für diesen Fall zu verteidigen sei. Wer die dortige Feste genauer betrachtet hat, wird erkannt haben, daß sie nicht leicht in Verteidigungszustand versetzt werden kann. Ihre tiefe Lage nahe dem Rivier ermöglicht einem Feinde, von den Höhen in nicht allzu weiter Entfernung den Hof zu beschießen. Die in geringer Entfernung befindlichen Felsgruppen und in den Anlagen zur Zierde errichteten Klippmauern in halber Mannshöhe bieten zum Heranschleichen die beste Deckung. Zwar ist im Hofe der Feste ein 2 cbm fassender Wasserbehälter, die Pumpen aber, die er speist, sind im Truppengarten aufgestellt. Hinter einem Gartenhäuschen versteckt, wie es liegt, wäre es dem Feinde ein leichtes, es nachts zu zerstören. Die Kaserne sollte augenscheinlich keinen Verteidigungszwecken dienen, deshalb wurden die Hauptgebäude villenartig mit luftigen Veranden an der Vorder- und Hinterfront aufgebaut. So standen die Sachen in Omaruru am 14. Januar, als Oberleutnant Kuhn ernster Nachrichten halber nach Karibib abgeritten war, Omaruru und die Verantwortung dafür seinem Nachfolger, Stabsarzt à l. s. Kuhn, überlassend. Am 15. Januar gegen Mittag brachte mir einer unserer eingeborenen Arbeiter, selbst ein Herero, die Botschaft, daß unser in der Nähe des Gartens weidendes Großvieh, während der Junge Treckochsen zum Düngerfahren hereinbrachte, von vier Reitern weggetrieben worden sei. Auf meine sofort nach Omaruru entsandte Meldung des Vorfalls schickte man mir drei berittene Herero von den braven, zahmen des Herrn Missionars. Sie fochten mich natürlich sofort um Tabak an und meinten, der Wächter werde mir wohl das Vieh haben weglaufen lassen. Der Erfolg der Expedition war natürlich ähnlich, wie wenn einer seinem jungen Hühnerhund mit einer Blutwurst das Apportieren beibringen will. Am Sonnabend in aller Frühe kam ein Herero in meine Stube und grüßte mich mit dem üblichen »morro, tu pa o'makaya u' ovikurià«. Gleich nachher kamen noch fünf der Halunken an, aber alle wollten sie auf Schuld kaufen. Ich brachte sie zur Tür hinaus, indem ich sie aufforderte, in den Proviantraum zu gehen, und steckte mir zwei Revolver ein. Als sie nun immer mehr und mehr kaufen wollten, stellte ich ihnen vor, daß ich als Angestellter nichts mehr auf Borg geben könne. Da hielt mir einer der Schurken, freundlich grinsend, seinen Kirri unter die Nase und meinte: »matu sora — wir können«. Nun, dachte ich, ist Schluß, und meine beiden Revolver aus der Tasche ziehend, sagte ich ihnen, daß, wenn sie Orlog haben wollten, sie es sagen möchten. Gekauft hatten sie jetzt genug. »Ji opuuo«, meinte einer, und schleunigst verließen sie den Raum und das Gehöft, nicht ohne meinen

Leuten noch zuzurufen: »Wir kommen wieder.« Den zweiten freundlichen Besuch wartete ich natürlich nicht ab, sondern spannte die Karre ein und ließ das Notwendigste aufladen. »Rasch verließ er diesen Ort und begab sich weiter fort«, und zwar im Trab nach Omaruru. Sogar noch eine zweite Karre mit Proviant brachten unsere Leute herein, als aber trotz meiner Warnung auch eine dritte Karre noch hereingeholt werden sollte, kamen Leute und Fuhrwerk nicht wieder. Daß es höchste Zeit war, zu verschwinden, geht daraus hervor, daß sie schon am nächsten Morgen den armen Peter Fuchs im Beisein des Missionars und des Händlers Weiß, der sich für einen Engländer ausgab und als solcher geschont wurde, in Omburo mit Kirris zu Tode geprügelt haben. In Omaruru erwarteten mich schlimmere Nachrichten. Die Greueltaten im Okahandjabezirk waren schon gerüchtweise bekannt, verbürgt aber die Nachrichten von der Ermordung der Händler Krause, Jost und Müller. Auch die Viehposten einiger Ansiedler Omarurus waren schon beraubt worden. Nach diesen Vorkommnissen konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die Absichten der Omaruruleute keineswegs friedlich seien. Stabsarzt Kuhn ließ daher die Ansiedler auffordern, sich mit ihren notwendigsten Habseligkeiten nach der alten Feste zu begeben. Sie kamen im Laufe des Nachmittags mit ihren Familien dorthin, mit Ausnahme der Engländer Tatlow und Struys, des Schweden Lindholm, des Finnen Purainen und des Missionars.

Der Nachmittag wurde dazu benutzt, die Fensteröffnungen zu vermauern und die Verandenmauern mit Sandsäcken zu verschanzen. Es galt nun, die Omaruruleute in dem Glauben zu lassen, daß man ihnen weiter vertraue, und deshalb beauftragte Stabsarzt Kuhn den Missionar nochmals, sie darauf aufmerksam zu machen, daß unsere Vorsichtsmaßregeln nicht ihnen, sondern den Okahandjaleuten, die auf dem Wege hierher sein sollten, gälten. Von der Kaserne aus war kurz nach Mittag eine starke Patrouille den vom Pferdeposten Sorris-Sorris erwarteten Pferden und Mauleseln entgegengeschickt worden, die auch schon nach einer knappen Stunde damit ohne Zwischenfall anlangte. Sie hatte den Transport nahe bei Omaruru am Wege getroffen. Zwei weitere Patrouillen ritten am Abend im Schutze der Dunkelheit und bei strömendem Regen, eine nach Okaknativi und Omatjene, die dortigen Heliographenposten einzuholen, und eine andere zur Verteidigung nach der bedrohten Polizeistation Okombahe. Von beiden hörten wir nichts mehr und fürchteten bei den späteren Vorgängen, daß sie verloren wären. Nach dem Entsatz erfuhren wir zu unserer Freude, daß sie glücklich in dem mit Hilfe des treu gebliebenen Bergdamara Cornelius gehaltenen Okombahe angekommen waren und nach Einziehung erwähnter Posten sich nach der Militärstation Outjo durchgeschlagen hatten.

So war die Nacht hereingebrochen und mit ihr eine Regenzeit, daß es wie mit Scheffeln goß. Daß unsere Laune in dieser ungewissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lage nicht rosig war, läßt sich denken. Von den herbeigeflüchteten Ansiedlern waren einige nicht Soldat gewesen, andere hatten sogar nie ein Gewehr in der Hand gehabt, vier waren Ganzinvaliden und nur drei konnten bescheidenen Ansprüchen genügen. Alle Dienstfähigen waren ja schon eingezogen. Mit solcher Besatzung die Feste zu halten, erschien Stabsarzt Kuhn zweifelhaft, und die in der Kaserne liegende Ersatz-Kompagnie konnte auch keinen Mann entbehren, wenn sie sie halten wollte. Überdies befand sich auch das Geschütz dort. Stabsarzt Kuhn faßte daher den Entschluß, die Feste zu verlassen und die Kaserne gemeinschaftlich zu besetzen und zu verteidigen. Einige Ansiedler wollten davon allerdings nichts wissen, da sie sich in dem Häuserviereck sicherer fühlten, die Zukunft aber lehrte, daß der Entschluß richtig war. Die 88er und 77er Munition sollte nach der Kaserne geschafft, die Verkaufsmunition und Getränke, die von den Ansiedlern wohlweislich nach der Feste geschafft worden waren, sollten in die Luft gesprengt werden. Um die schönen Tropfen war's ja jammerschade, aber den Herero konnte man doch nicht noch muteinflößende Mittel zurücklassen. Die Sprengung sollte erst gleich nach dem Verlassen der Feste vor sich gehen, und die Vorbereitungen dazu mußten sofort in der Nacht beginnen. Als gegen 1^{00} Uhr nachts von uns eine Patrouille von 3 Mann, von der Kaserne durch einige Mann verstärkt, von dort wieder zurückkam, brachen wir, Frauen und Kinder in die Mitte nehmend, auf. Die Nacht war so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sah, für uns also jedenfalls von großem Vorteil. Gleich nach Ankunft ging es an die Verschanzung der Kaserne, und alle Mann, mit Ausnahme der Wachen und einer Kolonne, die 88er Munition von der Feste heraufholte, mußten aus dem Proviantraum Kisten, Reis- und Mehlsäcke zum Aufbauen von Wällen schleppen. Manch einer hat da gearbeitet wie wohl im Leben selten zuvor, und mancher Tropfen Schweiß ist geronnen, der kostbarer war, wie Maurerschweiß sein soll. Als der Morgen graute, waren die Zwischenräume der drei Veranden an der Flußfront und die Giebelöffnungen zugebaut.

Zwischen Feste und Kaserne liegt, etwa 300 m von dieser, Mutates Werft, aus der dessen Weiber und Dienstpersonal die Habseligkeiten wegschleppten. In einer Art Übereinkommen ließen wir sie in Ruhe, während wir, von den Hereros ungestört, wieder Zeit hatten, noch bis Nachmittag Frachten von Munition, die Kasse mit ungefähr 10 000 Mark Inhalt und die Habseligkeiten der Ansiedler heraufzufahren und auch die Verschanzung mit Säcken auf den Verandenmauern und den Zwischenräumen nach dem Hofe zu zu vervollständigen. Die freien Stellen zwischen den Nebengebäuden westlich wurden tunlichst mit Dornbüschen verzäunt und das Geschütz an der Haupteinfahrt, schußfertig und nach den Werften gerichtet, aufgestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

So hatten wir in fieberhafter Eile das Notdürftigste fertiggestellt, als gegen 4⁰⁰ Uhr nachmittags in kürzeren und längeren Zwischenräumen die sechs Minen in der Feste loskrachten. Leider waren die Minen in der Eile nicht ganz richtig angelegt; denn, wie sich nachher herausstellte, fiel die Verkaufsmunition, insbesondere die Schrotpatronen, zum großen Teil unbeschädigt in die Hände der Herero. Gegen 5⁰⁰ Uhr brachte ein zuverlässiger Diener des Stabsarztes, der Bergdamara Max, die Nachricht, daß der Unteroffizier Schneidewind, den Oberleutnant Kuhn bei Frau Joost in Etiro zurückgelassen hatte, um sie und deren zwei Kinder nach Omaruru zu bringen, nahe hinter Manasses Werft ankomme. Sofort schickte Stabsarzt Kuhn ihnen zwei reitende und eine Fußpatrouille entgegen. Die erste kam fast bis nach Manasses Haus, bekam aber dort aus den Klippen am Wege heftiges Feuer, das aber keinen Schaden anrichtete. Die Reiter mußten natürlich, wollten sie nicht alle verloren sein, schleunigst Kehrt machen und nahmen die zweite Patrouille auf der Flucht mit. Die Fußpatrouille bekam schon hinter Mutates Haus im Rücken Feuer. Das Pferd des Gefreiten Besser stürzte beim Durchreiten des kleinen Riviers so unglücklich, daß beim Anziehen der Zügel das ganze Zaumzeug sich vom Kopfe streifte. Der Gaul lief davon und konnte des fehlenden Zaumzeuges halber auch von dem hinter Besser folgenden Reiter nicht eingefangen werden. Besser blieb daher weiter nichts übrig, als im Schutze des tiefen Riviers sich aus dem Staube zu machen. Er wartete die Nacht ab, und es gelang ihm auch, sich wieder in der Dunkelheit in die Kaserne zurückzuschleichen.

Der Frau Joost gestattete Kapitän Michael in einer Anwandlung von Großmut, sich mit ihren beiden Kindern zum Missionar Dannert zu begeben, das Schicksal des armen Schneidewind war jedenfalls ein grausamer Tod. Bei den ersten Schüssen erscholl das Kommando: „An die Gewehre!" Nach einem kurzen Drängen und Hasten in den Stuben stand bald jeder auf seinem Posten auf den Veranden. Die am Wege liegenden Pontoks, aus denen die Schüsse fielen, wurden sofort unter Gewehrfeuer genommen, während das Geschütz die weiter entfernten Klippen beschoß. Die Leute der Patrouillen erreichten so, mit Ausnahme Bessers, wohlbehalten die Kaserne. Es begann nun eine tolle Schießerei. Die Kugeln zischten von allen Seiten um die Veranden und schlugen klatschend in die Backsteinmauern. Die Geschosse der Pavian-Bautzen surrten heran wie große Brummkäfer. Von uns aus wurde auf jeden Lappen und jedes aufsteigende Rauchwölkchen geschossen, das zu sehen war. Die Schufte ließen sich selbstverständlich nicht sehen, und wo sie eine freie Stelle überschreiten mußten, liefen sie wie die Hasen. Zum Einschießen kamen sie dank unserm Feuer nicht, so daß wir keine Verluste zu beklagen hatten, während wir, wie sich nachher herausstellte, trotz der Ungenauigkeit der Ziele und der Entfernung von 500 bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

800 m mehrere Treffer hatten. Gegen Abend wurden die Schüsse der Schwarzen seltener, und mit Sonnenuntergang hatten wir auch das letzte Gewehr zum Schweigen gebracht.

Am Nachmittag vorher, schon ehe die Knatterei begonnen hatte, mußten wir zusehen, wie die Halunken anfingen, im Wronskyschen Laden einzukaufen. Wir konnten indessen damals nicht eingreifen, da unsere Befestigungsarbeiten noch nicht vollendet waren. Am 18. bei Tagesgrauen waren sie schon wieder oder noch bei dieser ersprießlichen Tätigkeit. In aller Stille ließen wir den „ollen Bullrian", das Geschütz, um die Ecke gucken, die Herrn Kaffern dürften die Störung aber schon unangenehm empfunden haben, als plötzlich dicht unter dem Fenster ein „Zuckerhut" krachend in die Bude fuhr. Sie sollen nachher die Knochen von einigen Kerlen mit dem Besen zusammengefegt haben. Trotzdem konnten wir nicht hindern, daß die Räuber sämtliche Häuser in der Nacht ausplünderten, das nicht Verwendbare demolierten, die Räume unflätig verunreinigten und von ihrem Raube herrlich und in Freuden lebten. Die Höhe des angerichteten Schadens läßt sich jetzt noch gar nicht ermessen, ist aber jedenfalls sehr beträchtlich.

Die Tage verliefen nun einer wie der andere. Von früh bis spät gefiel es einigen dieser Halunken, uns durch ihr Geballer im Gang zu halten. Während der Nacht war der Wachtdienst so angeordnet, daß stets die halbe Mannschaft auf Posten stand, während die andere auf den Veranden schlief. Bei einem Alarm stand so in einer halben Minute jeder auf seinem Posten. Tagsüber wurden die Wachen natürlich stets verringert, da die übrigen immer noch die Verschanzungen zu verbessern hatten. Daß dieses Leben, mit dem ewigen Aufpassen aufregend war, läßt sich denken. Nachtsüber wachen und tagsüber arbeiten erschlaffte auch die Stärksten, und an ruhigere Zeit war ja gar nicht zu denken. Durch den fortgesetzten Regen drohte der Proviant zu verderben, und darum sollten die Sackwälle durch Backsteinmauern ersetzt werden. Dann waren Dornbüsche zu kappen und heranzuschleppen zur vollständigen Einzäunung des Hofes und Herstellung der Viehhürden. Hierzu mußten wir die schützenden Gebäude verlassen, und hätten uns die Kaffern, sei es nun aus Dummheit oder wahrscheinlich aus Furcht vor unseren Gewehren und dem Geschütz nicht so ziemlich unbehelligt gelassen, so hätten wir bei dem Arbeitsdienst wohl manchen Verlust gehabt. Einzelne Schüsse fielen ja, namentlich beim Aufbau zweier Schützentürme an zwei gegenüberliegenden Ecken der Kasernen, von denen alle vier Seiten des Rechtecks bestrichen werden konnten, den ganzen Tag, sobald sie es aber zu bunt machten, brachten wir die Schützen durch günstige Erwiderung des Feuers immer wieder zum Schweigen, so daß wir unsere Arbeit wieder aufnehmen konnten. Sehr viel Mühe machten die Pferde und das Vieh, denn auf diese hatten es die Herero in erster Linie abgesehen. Das Vieh weidete, von einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dutzend Bergdamaras bewacht, täglich einige Stunden in der Nähe der Kaserne oder jetzt Festung. Die Sache ging mit Ausnahme einiger Plänkeleien immer ganz tadellos, und wir haben durch Schüsse nur wenige Tiere verloren, deren Fleisch jedoch zu gebrauchen war. Anders war es mit den Pferden, die ihrer Lebhaftigkeit wegen nicht auf die Weide geschickt werden konnten. Sie wurden am Wasserturm im Kasernenhof getränkt und mit Hafer und grünem Mais, den die in den Schutz der Truppe geflüchteten Hottentotten- und Bergdamaraweiber aus den Gärten am Flußufer holten, im Steinkraal gefüttert. Beim Zurückbringen von der Tränke geschah es einmal, daß einige Schüsse, aus Fahrlässigkeit oder in verräterischer Absicht, unserer eigenen Eingeborenen fielen, genug, die Pferde brachen aus und mit ihnen auch das einzutreibende Rindvieh. Alle Abkömmlichen mußten nun hinaus, die Pferde zu kehren. An der Rückseite der Kaserne reichen die Büsche bis ziemlich nahe an den Mauerkraal, und dort lagen wohl ein Dutzend der schwarzen Spitzbuben versteckt, die ein heftiges, aber schlecht gezieltes Feuer auf uns unterhielten. Gekehrt mußten die Pferde auf jeden Fall werden, dabei flogen die Bohnen umher, daß es nur so zischte. Die Hälfte der Leute erwiderte das Feuer, obwohl von den Feinden weiter nichts zu sehen war als die aufsteigenden Rauchwölkchen, die anderen kehrten, und so gelang es uns, von dem Feuer der auf dem Wasserturm stehenden Schützen des Ausgucks wirksam unterstützt, die Pferde, Esel und Rinder in wildem Durcheinander wieder in den Kraal zu bringen. Um die Wiederholung eines solchen Falles zu vermeiden, ließ Stabsarzt Kuhn nun 20 der besten Pferde im Proviantraum, den Rest aber von 50 Stück in einer aus allen vorhandenen Karren und Wagen und einem Wellblechzaun hergestellten Hürde auf dem Hofe unterbringen. Auch für die Rinder, die bisher frei im Hof gestanden hatten, wurde ein großer Dornkraal geworfen. So hatten wir alles beisammen und konnten es im Falle eines Angriffs besser aushalten. Aber eine schwere Zeit war es dennoch. Mehr als 4 bis 5 Stunden Schlaf mit umgeschnalltem Patronengurt konnte man beim besten Willen nicht herausbekommen; denn der Schlaf am Tage war nicht zu rechnen. Und war man wirklich bei dem Lärm mal eingeschlafen, dann ging gewiß das Geknatter wieder los, und mit dem Schlafen war's vorbei. Und daß der Koch, wenn die blauen Bohnen an die Küchenmauern klatschten, den dicken im Topf keine allzu große Sorgfalt schenkte und überhaupt keine Feinschmeckergerichte auf den Tisch brachte, läßt sich denken. Wenn Ruhe war, ließ das Essen aber nichts zu wünschen übrig, und bei Ausgabe sonstiger Lebensmittel wurde nicht gespart. Nur zu wenig Ruhe!, hieß es immer, obgleich jeder einsah, daß daran nichts geändert werden konnte. Trotz alles Fluchens ging uns doch die gute Laune nicht aus und äußerte sich in allerdings mehr kräftigen als geistreichen Witzen. Ein großes Gezeter gab es eines Tages, besonders

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei der holden Weiblichkeit, als der Befehl kam, die unzähligen kleinen Köter, deren Gekläff bei Nacht die Posten störte, müßten getötet werden. Die scheußlichsten Tölen hatten über Nacht die vortrefflichsten Eigenschaften bekommen; jeder der Besitzer und Besitzerinnen gab wohl zu, daß die anderen Mopps und Bopps »Schindludersch« seien, der eigene aber geradezu unerreichbar in allen Kötertugenden. Es half aber nichts, und nur die in unauffindbaren Verstecken verschwunden waren, kamen nachher wieder langsam zum Vorschein. So war der 27., des Kaisers Geburtstag, herangekommen. Zur Wahrnehmung des Tages ließ uns Stabsarzt Kuhn alle antreten und hielt eine kurze militärische Ansprache, worin er auf den Ernst der Zeit und auf die Pflicht eines jeden hinwies, seine Schuldigkeit bis aufs äußerste zu tun, und die mit einem dreimaligen Hurra auf Seine Majestät schloß. Die beiden letzten Tage waren so merkwürdig ruhig verlaufen, daß wir nicht wußten, ob nicht mit den abfahrenden Wagen, die wir nachts hatten poltern hören, und die vermutlich das geraubte Gut in Sicherheit bringen sollten, auch ein Teil der belagernden Feinde mit abgezogen sei. Stabsarzt Kuhn wollte sich darüber Gewißheit und zugleich Verbindung mit dem Missionar und den neutralen Ausländern verschaffen, und beschloß zu diesem Zweck, eine Patrouille von 10 Mann, geführt von einem Unteroffizier, nach dem jenseitigen Ufer zu schicken. Die Häuser, die versteckt hinter den Bäumen des Rivierufers lagen, steckten voll der schwarzen Halunken, die, nachdem sie sich von ihrer Überraschung erholten hatten, die zwischen den Häusern vordringende Patrouille mit einem mörderischen Feuer begrüßten. Viel ausrichten konnte diese gegen die Übermacht in guter Stellung ja nicht, sie konnten nur auf gut Glück schießen, so daß beim Feind 5 Mann auf der Stelle blieben, mehrere verwundet waren. Leider aber hatten auch wir den Verlust eines braven Kameraden zu beklagen. Reservist Obermayr fiel durch einen Schuß ins linke Auge auf dem Felde der Ehre. Die Bestialität der schwarzen Teufel schonte natürlich, wie wir nachträglich erfahren mußten, selbst die Leiche nicht. Sie hackten dem Leichnam die linke Hand ab und zeigten sie als Trophäe herum. Und da gibt es wirklich noch Leute, die von Schonung dieser Bestien in Menschengestalt sprechen! Den Sanitätsgefreiten der Reserve Czech traf eine Kugel in den rechten Oberarm und den Gefreiten Kaiser der 2. Feldkompagnie riß eine die Mütze vom Kopf. Die Lage der Patrouille war unhaltbar, und so mußte Unteroffizier Klein nach einem vergeblichen Versuch, den Engländer Tatlow herauszutrommeln, Befehl zum Rückzug geben. Von oberhalb am Rivier kamen die Feinde schon in Scharen angelaufen, so mußten die Unsrigen, noch dazu mit einem Verwundeten, eilen, daß ihnen der Rückzug nicht abgeschnitten wurde. Der Abgang Obermayrs wurde durch einen unglücklichen Zufall erst spät gemerkt, und so fiel ein 88er Gewehr mit 100 Patronen leider dem Feinde in die Hände. Der Erfolg wog

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darum die Verluste kaum auf; denn die Schufte konnten doch leichter 10 Mann verlieren, als wir einen.

Nun kam eine tolle Geburtstagsfeier. Aufgestachelt und gereizt durch den kühnen Ausfall und den Verlust an Toten, kamen die Schwarzen mit Benutzung jedes Baumes und Felsens als Deckung rechts an die Feste heran und eröffneten aus vielen Gewehren ein wahnsinniges Feuer. Wir erwiderten es, wo sich nur ein Lappen zeigte, aber der guten Deckung halber konnten wir dem Feinde nicht viel schaden. Die Kante unserer Sackwälle, die noch übrig geblieben war, bot ihm dagegen ein um so deutlicheres Ziel. An einer solchen Stelle erhielt auch noch Gefreiter Invalide Siebers einen Streifschuß am Kopf. Stabsarzt Kuhn ließ nun das Feuer ganz einstellen, um die Herero zum Näherkommen zu veranlassen. Sie hüteten sich indes wohl, dies zu tun, solange es Tag war, schossen aber, daß die Bohnen wie Bienen surrten, glücklicherweise, ohne jemand weiter zu treffen. Als es zu dunkeln anfing, bekamen sie, durch unser Stillschweigen und von ihren kreischenden Weibern aufgestachelt, Mut und näherten sich auf der Westseite unter gellendem Geheul der Festung, und jetzt dachten wir alle bestimmt, werde der befürchtete Sturm stattfinden. „Stürmende Herero auf 100 m!" erscholl das Kommando. „Standvisier! Legt an! Feuer!", tönte es dreimal, und dreimal krachte eine Salve in die heulende Horde, und siehe da, die Herren Herero wählten den besseren Teil der Tapferkeit. Trotz der Dunkelheit mußten einige etwas abbekommen haben, denn im Augenblick war alles ruhig. In der Nacht gab es natürlich kein Schlafen. Es blieb alles ruhig, aber am folgenden Tage hörte die Schießerei nicht auf. Vom 28. auf den 29. nachts machten die Herero nochmals einen recht dummen Versuch, uns die Pferde und das Vieh zu stehlen. Am Abend riefen sie unseren Eingeborenen über das Rivier zu, sie sollten nachts die Kraale öffnen, und brachten in der Nacht eine Herde Groß- und Kleinvieh nahe hinter das unbesetzte Lazarett, um das zu raubende Vieh leichter wegtreiben zu können. Wie die Schakale schlichen sie dann in den Büschen umher, hatten aber doch nicht den Mut, die freie Fläche, auf der wir sie im Mondschein arg beschossen hätten, zu überschreiten und an die Kraale heranzukommen. Wir wünschten ernstlich, sie möchten stürmen, denn in den hellen Haufen hätten unsere 88er schon aufgeräumt. Von den Ecktürmen aus konnten selbst solche, die herangekommen wären, noch beschossen werden, und selbst zu dem Versuche, überzuklettern, hätte es kommen können, dann hätten eben unsere Seitengewehre ihre Schuldigkeit tun müssen. Aber den Mut, eine derartige Stellung zu stürmen, glaubten wir mit Recht den Herero nicht zutrauen zu dürfen.

Inzwischen waren mehrere Boten von und nach Karibib gegangen. Entsatz war den Nachrichten gemäß zu erwarten, aber der Zeitpunkt noch sehr entfernt. Bald hieß es in einer, bald in zwei

Wochen, und wir, denen doch afrikanische Pünktlichkeit nachgerade nichts Unbekanntes ist, rechneten daher drei bis vier Wochen. Da konnte sich noch viel ereignen. Die Arbeit ging auch nicht aus, die Mauern mit den Schießscharten waren noch lange nicht fertig, und sonst gab es auch immer hier und da eine Verbesserung. Satt hatten wir die Sache auch längst, aber das konnte nichts helfen. So kam der 4. Februar heran. Der Entsatz konnte wohl in diesen Tagen kommen, aber wann, das war unbestimmt. Alles ging seinen gewohnten Gang, als auf einmal gegen 9⁰⁰ Uhr morgens Kanonendonner erscholl. Bei Manasses Haus sahen wir die Rauchwolken in die Luft steigen. „Hurra! Sie kommen!" ertönte es freudig überall, und nun kam Leben in die Bude. Das vom Stabsarzt Kuhn schon einige Tage vorher aus aktiven Reservisten und Landwehrleuten zusammengestellte Ausfallkommando von 20 Mann unter Führung des Feldwebels Müller mußte antreten und marschierte gleich an der Höhe, südlich der Kaserne, entlang nach dem Gefechtsfeld. Die Beschreibung des Gefechts selbst überlasse ich anderen, da ich nicht mit dabei war. Ich weiß aber, daß den Meldungen des Stabsarztes Kuhn nicht genügend Bedeutung beigelegt zu sein scheint. Nahm man doch bei der 2. Feldkompagnie an, wahrscheinlich ungehindert in Omaruru einreiten zu können. Die Hereroschanzen am Wege, in denen die Schwarzen wie die Bienen saßen, zeigten, daß die Patsche, in der wir steckten, doch nicht so ohne war. Das schönste war, daß wir vor Schluß des Gefechtes noch gar nicht wußten, wer uns entsetzte, und an jedermann eher gedacht hätten als an Herrn Hauptmann Franke. In welchen Eilmärschen war er von Gibeon im Süden nach Windhuk, Karibib, Okahandja und Omaruru gerückt mit seiner an Strapazen wie keine andere gewöhnten Abteilung. Nach seiner eigenen Aussage saßen die Herero in Omaruru am hartnäckigsten, und er fand durch unser Ausfallkommando, das dem Feinde in den Rücken fiel, wirksamste Unterstützung. Daß der Kampf hier heiß war, zeigte die Verlustliste: 2 Tote und 2 Verwundete kamen davon auf unser kleines Häuflein; in der von ihm gestürmten Felsenschanze lagen auch die meisten toten Feinde; man sprach von 17. Von der Festung aus sahen wir die Feinde über die Höhen am rechtseitigen Flußufer fliehen und schossen auch auf die weite Entfernung von 1200 bis 1300 m in die fliehenden Haufen. Auch der „Olle" brummte in einem fort mit gutem Erfolge. Nachdem unsere braven Reiter die Schwarzen mit eisernen Besen auch aus der alten Feste, in der sie sich festzusetzen versuchten, herausgefegt hatten, versuchten diese nochmals, in dem Klippengelände vor den Anwesen von Tatlow und Kindt und in deren Häusern selbst Fuß zu fassen. Nun ließ Stabsarzt Kuhn das Geschütz anspannen und machte mit 9 Mann und einigen Eingeborenen noch einen Ausfall. Leider brach hierbei die morsche Deichsel und das Geschütz mußte natürlich zurückbleiben. Mit Hurra drang die kleine Abteilung nun in den Kindtschen Store ein, die Kaffern aber auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ebenso schnell hinaus. Und das war nur zum Glück für unsere Leute, denn kaum hatten sie die vorderen Räume verlassen, als auch schon eine Granate krachend hineinsauste. Die Artillerie der 2. Feldkompagnie hatte unsere Leute nicht erkannt und die Häuser, die sie voll Herero wähnte, beschossen. Ein Eingeborener, Sepp mit Namen, der einzige Herero, der uns hier treu geblieben war, fiel von einer Kugel unserer eigenen Leute. Nun war bei den Herero kein Halten mehr. Wie gehetztes Wild jagten sie über das Rivier, aber die nachsausenden Kugeln unserer Reiter suchten und fanden manches Opfer. Wieviel Verwundete noch entkamen, ist nicht zu schätzen, da die Eingeborenen mit einem 88er Gewehrschuß noch weit zu fliehen vermögen. Noch Tage nachher fanden wir da und dort einen Toten, der in den Busch gekrochen und dort verendet war. Zu bedauern waren unsere armen Verwundeten, die, notdürftig verbunden, auf dem holprigen Wege wegen des starken Feuers in Eile nach den Kasernen gebracht und in rasch geräumten Mannschaftsstuben gebettet wurden. Der erste Transport brachte die Schwerverwundeten, dann holten wir mit 10 Mann noch die leichter Verletzten heran, und nach einigen Stunden fieberhafter Tätigkeit der genügend vorhandenen Ärzte war den Ärmsten die erste Hilfe und Linderung zuteil geworden. Ein Landwehrmann mit einem schweren Lungenschuß starb leider schon in der Nacht. Am folgenden Tage wurden die Verwundeten besser im wieder eingerichteten Lazarett untergebracht.

Am Nachmittage des Gefechtstages erhielt die alte Besatzung unter Führung des Stabsarztes Kuhn den Befehl, einen unter Bedeckung von 10 Mann und 1 Feldwebel zurückgebliebenen Wagen der 2. Feldkompagnie, der eigentlich schon längst hätte da sein müssen, einzuholen. Wir marschierten, in Schützenlinie aufgelöst, über das Gefechtsfeld nach dem Manasseschen Hause zu. Etwa 300 m davor liegt eine Hereroschanze, auf die wir, um uns zu vergewissern, ob sie nicht etwa wieder besetzt sei, zwei Salven abgaben. Doch sie war tatsächlich leer, ebenso die Manassesche Werft. Etwa 500 m dahinter sahen wir den erwarteten Wagen, auf unser Zurufen aber regte sich nichts. Wir waren schon ziemlich nahe herangekommen, als wir bemerkten, daß die Bedeckungsmannschaft in Gefechtsstellung war und uns nun erst auf unser wiederholtes Zurufen erkannte. Wir waren eben recht gekommen. Seit vier Stunden hatten die Herero den Wagen beschossen. Bis 50 m waren sie herangekommen, auf unsere zwei Salven aber ausgerissen. Leider war auch hier ein Mann durch einen Schuß in den Hals sofort getötet worden, und ein Eingeborener hatte acht Schüsse erhalten. Der arme Kerl starb erst auf dem Rückwege. Von den 20 Ochsen des Gespannes waren nur 8 völlig unverletzt, 6 waren so schwer verwundet, daß wir sie totschießen mußten, und mit 14 traten wir, nachdem wir den wirren Knäuel, den die erschreckten Tiere mit Treckkette und Jochen gebildet hatten, erst in Ordnung gebracht, den Rückzug an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Von den Gefallenen konnten wir nur die Leichen des Feldwebels Müller und der Gefreiten Seelmann und Linke auffinden. Die der Unteroffiziere Prüß und Otto wurden einige Tage später geborgen. Trotz der tollen Flucht hatten noch einige der Schwarzen Zeit gefunden, die Leichen mehr oder weniger zu entkleiden. Am Abend erreichten wir ohne Zwischenfall mit unserer traurigen Last wieder die Kaserne. Am nächsten Tage wurden die Gefallenen bestattet, woran sich einige Tage darauf eine militärische Begräbnisfeier schloß. Hauptmann Franke und Missionar Dannert gedachten, jeder seiner Eigenschaft entsprechend, in bewegten Worten der Toten, und drei Geschützschüsse erwiesen ihnen die letzte Ehre. Leider sollten wir bald nachher schon wieder am Grabe eines in der Blüte der Jugend dahingerafften, allgemein beliebten Offiziers, des Leutnants v. Woellwarth-Lauterburg, stehen, der an den Folgen eines Schusses ins Bein den Heldentod gestorben ist. Ehre dem Andenken aller!

Herr Hauptmann Franke sprach uns erfreulicherweise seine Anerkennung aus über unsere Führung während der Belagerung. Daß uns diese Anerkennung nach all den schweren Tagen zur Genugtuung gereichte, wird man uns wohl nicht verdenken. Ihm wiederum und seiner 2. Feldkompagnie wird die Bewohnerschaft Omarurus stets Dank wissen für die opferwillige Hilfeleistung. Auch Stabsarzt Kuhn haben wir die Erhaltung Omarurus, insbesondere auch das Leben so vieler Frauen und Kinder zu verdanken."

Die engere Umgebung Windhuks habe ich so ziemlich kennen gelernt. Auf dem Bureau wird angestrengt gearbeitet. Mitte Mai traf Herr Major v. Glasenapp, von Otjihaënena kommend, wo er mit seiner Kolonne in Quarantäne gelegen, in Windhuk ein; von den Offizieren war ihm ein Empfangsabend veranstaltet worden. Einen ihm von China her bekannten Offizier nannte er scherzend seinen „Gneisenau". Dieser Tage erregte das Extrablatt der „Südwestafrikanischen Zeitung": „Prinz Joachim von Preußen kommt hierher", großes Aufsehen. (Telegramm aus Berlin vom 12. Mai.) Ich verabschiedete mich heute von der Damara- und Namaqua-Gesellschaft, in deren Hause ich so manche nette Stunde angenehm verbracht hatte. Wer weiß, ob ich's nochmal erleben werde!

20. Mai von Windhuk nach Okahandja gefahren. Ich bekam das Gerede bestätigt, daß auch ich anläßlich des 13. April zur Dekoration vorgeschlagen sei.

30. Mai. Oberst Leutwein hält Parade über seine Abteilung ab. Anschließend Feldgottesdienst mit Abendmahl, aus welchem Anlaß Pastor Anz von Windhuk gekommen ist. Da ich vormittags keine Zeit finden konnte, um zum heiligen Abendmahle mitzugehen, so gab der Geistliche auf meinen Wunsch mir und einem Kameraden das Sakra-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ment abends besonders. Die Handlung wirkte um so ergreifender, da wir uns in einem der kleinen niedrigen Zimmer des Missionars Diehl befanden und es sehr einfach zuging. Pastor Anz begann mit Matth. 18, 20: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Der Tag des Ausrückens ist noch nicht festgesetzt.

2. Juni. Heute abend gegen 6⁰⁰ Uhr rückten die ersten Truppen von Okahandja aus.

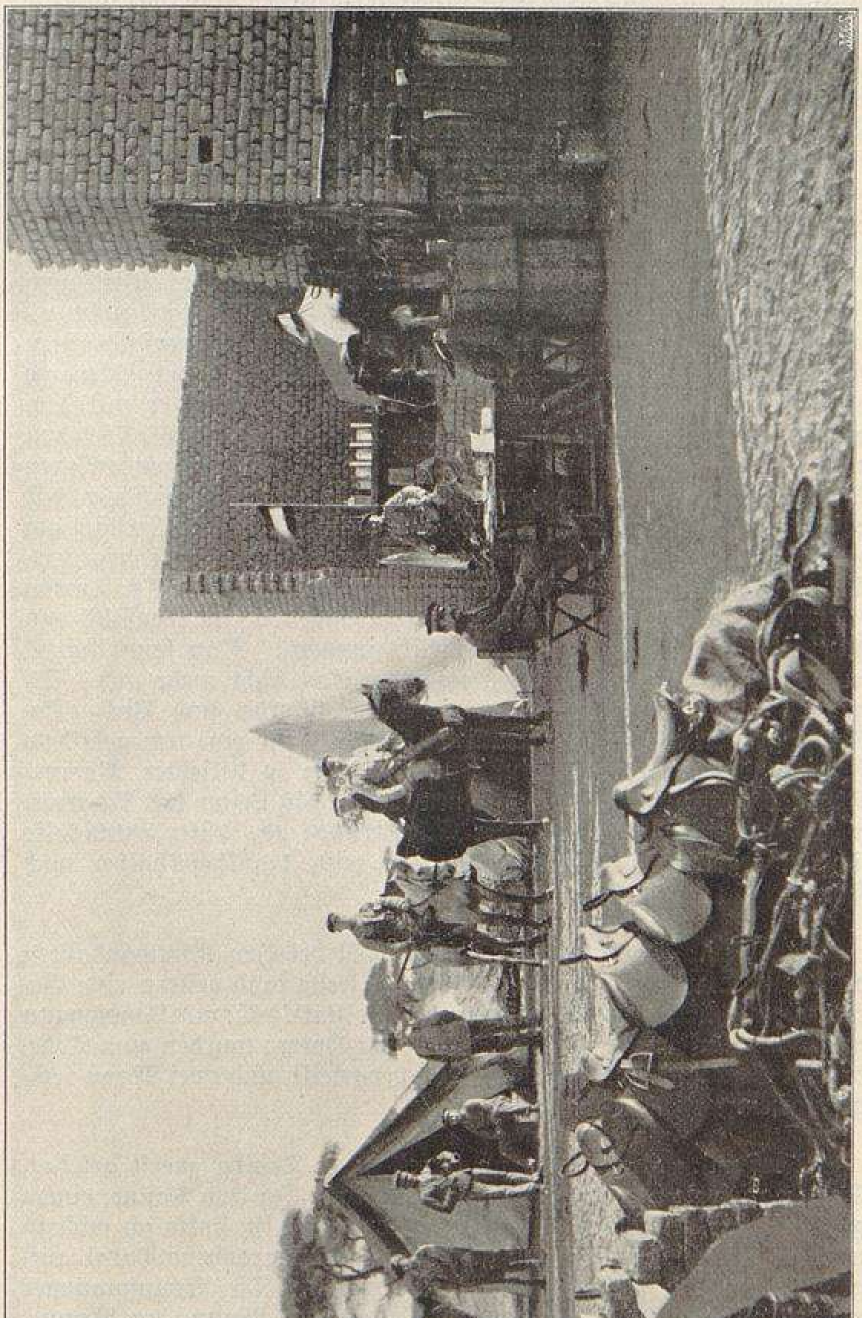
11. Juni. Ich schreibe im Lager von Oviumbo. Mehrere Tage sind wir schon unterwegs. Am 9. Juni unternahm Herr Oberst Leutwein von Otjosazu aus einen größeren Ritt nach dem Schlachtfeld von Onganjira. Wegen seines Beinleidens benutzte der Herr Oberst seinen Kapstädter Reisewagen und setzte sich erst später zu Pferde. Draußen angelangt, hielt er den Offizieren, besonders für die neu ins Land gekommenen Herren, einen Vortrag über das Gefecht vom 9. April, in dem er die Artillerie, die den Kampf entschieden hätte, besonders hervorhob. Neben mir ritt der schon wegen seiner Körpergröße (er maß über 2 m) bekannte Bur van Deventer. Da er einen kleinen Afrikaner ritt, „fiel er auf" und reizte zum unfreiwilligen Lachen. Van Deventer hat den Burenkrieg mitgemacht und auch sonst in mehreren Feldzügen gegen Eingeborene mitgekämpft. Er war beim Präsidenten Krüger Ordonnanz zur persönlichen Bedienung. Im Gelände fanden wir einen schon stark in Verwesung übergegangenen Herero. Seine Hose und seine selbstgefertigten Feldschuhe waren gut erhalten, alles übrige Lumpen. Einen schon von der Sonne stark gebleichten Schädel nahm ich mir als Erinnerung mit. Zum ersten Male ritt ich übrigens heute einen kleinen, braunen Afrikaner. Das auf ihn gesungene Loblied fand ich nicht bestätigt, vielmehr verzieh ich in Gedanken meinem rauhbeinen Argentinier alle seine Mucken.

16. Juni. Wir befinden uns schon einige Tage in Owikokorero. Ich traf hier einen Unteroffizier des Seebataillons, der als Patrouille Heliogramme überbrachte. Er war der Ansicht, daß „es" nunmehr nur noch drei Wochen dauern könne. Er hatte nicht recht! Am 14. Juni begab sich ein Stabsoffizier zurück nach Okahandja, stand doch die Ankunft Seiner Exzellenz des Generalleutnants v. Trotha bevor. Einige Mannschaften, zu denen auch ich kommandiert war, geleiteten ihn bis an den Owikokoreroberg. Hier verabschiedete sich unser Offizier, der nun die auf dem Berge gelegene Heliographenstation zu besichtigen hatte. Einige hundert Schritt vor der Bergspitze mußten wir die Pferde stehen lassen, über die ein Eingeborener die Aufsicht hatte, und setzten unseren Weg zu Fuß fort. Damit die Heliographisten Verbindung mit den anderen Stationen bekommen sollten, hatten wir einige Sträucher und Bäume zu kappen. Mein Bobmesser leistete mir hierbei sehr gute Dienste. Unser Offizier legte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst Hand mit an. Nach beendeter mühevoller Arbeit trank er uns seine Feldflasche Rotwein zu. Auf dem Rückwege kamen wir an dem Grab eines Herero-Großen vorbei. Es war dadurch kenntlich, daß die Hörner der anläßlich seines Ablebens geschlachteten Ochsen, an einer langen Stange befestigt, über seinem Grab in der Erde steckten. Dergleichen Gräber sah ich später noch oft. Auf dem Heimweg überraschte uns bereits die Dunkelheit. Als wir uns dem Lager näherten, tönte uns schon das scharfe: „Halt, wer da!" der Außenposten entgegen: „Offizier!" und wir passierten. Die Nächte sind jetzt bitter kalt; das Wasser in den Futtersäcken ist meistens früh gefroren. Unangenehm empfindlich macht sich für uns das starke Steigen der Temperatur in den Mittagsstunden, und dabei fröstelt man im Schatten. Über unserem Lager steht schon längere Zeit ein Fesselballon; doch scheinen sich die Funker noch nicht so richtig eingefuchst zu haben. Die in der Luft liegende Spannung und Ungewißheit löste sich, als bekannt wurde, daß auch wir nach Okahandja gingen.

20. Juni. Im Missionshaus von Okatumba. Die Glocke schmückt die Inschrift: Die Gemeinde Muscau der Gemeinde Salem, außerdem ein Bibelspruch aus dem Evangelium Matthäus. Wir machten hier Mittagsrast. In Otjikuoko hatte ich gestern nachmittag eine längere Unterredung mit einem engeren Landsmann, Oberarzt Dr. T. Da wir durch Otjosazu durchfuhren, aber keinen längeren Aufenthalt nahmen, so konnte ich die dort stationierten befreundeten Kameraden leider nicht besuchen. Der eine von ihnen, ein Koburger, bei dem ich so oft Gastfreundschaft genossen und dem ich so oft später noch beim Durchkommen heißbegehrte Zigaretten und anderes auf seine einsame Etappe mitbrachte, sollte wider alles Erwarten die deutsche Heimat nicht wiedersehen. Kurz vor der Heimsendung des Marine-Expeditionskorps fiel er noch dem Typhus zum Opfer. Hinter Otjosazu, in gutem dürren Gras, bezogen wir wieder Lager. Hier an dieser Stelle will ich nicht verfehlen, unseres Bambusen „Sauko" ganz besonders zu gedenken. Lügen kann er nämlich bildschön und stehlen auch. So hatte ich an meinem Sattel zwei Feldflaschen hängen, die eine war mit dem gelieferten Rum, die andere mit schalem Tee gefüllt. Wir satteln ab; als ich später frischen Tee gekocht hatte, wollte ich mir etwas Rum zusetzen und ging dieserhalb nach meinem Sattel. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich nur noch die eine leere Feldflasche vorfinde. Da mir die Vorliebe der Eingeborenen für Alkohol bekannt war und ich mich genau entsann, die Rumflasche vorhin noch am Sattel gesehen zu haben, lenkte sich mein Verdacht natürlich sofort auf Sauko. Er war auf Pferdewache; ich ging zu ihm hinaus. Die Pferde sind hier bekanntlich auf Weidegang angewiesen, denn die selten gelieferte Haferration läßt den Pferden nur durchsichtige Rippenwände. Diesmal lag die grüne Steppe nicht zu weit ab. Als ich mich den Edlen näherte, waren sie in der lebendigsten Unterhaltung in ihrem Nama. Nachdem ich mir meinen Sauko



Der Verfasser.

Lagerbild in Okahandja.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

herausgeholt und ihn nach dem Verbleib meiner Feldflasche gefragt hatte, erklärte er mir mit ehrlichster Miene, daß er gesehen habe, wie sie beim Traben vom Sattel gefallen sei. Das ging mir denn doch über die Hutschnur. Daß nur er mir über den Verbleib meiner Flasche Auskunft geben konnte, ergab schon der Umstand, daß er merklich nach „Suppie" duftete. Ich nahm ihn mit zum Offizier, erklärte diesem den Sachverhalt, doch auch auf dessen Befragen log er weiter, die Flasche sei eben „kaia" und „uda". Da öffnete ich ihm kurzerhand den Mantel, dann seinen Rock, und siehe da, meine Flasche hing oben an seinen Hosenträgern! Wie er dafür bestraft wurde, ist meinem Gedächtnis entschwunden. Nötig aber wäre sein Diebstahl nicht gewesen, denn die Eingeborenen bekommen auf der Padd ebenfalls ihren Rum. Wie aber die Katze das Mausen nicht läßt, so der Schwarze das Stehlen nicht. Wird er dabei erwischt, so erträgt er mit dem ganzen Gleichmut seiner Rasse die Prügel, um nachher das Lied von neuem anzufangen. Zwölf Uhr mittags erreichten wir am anderen Tage Okahandja. Erstaunt war ich über die Menge der sich zur Zeit daselbst aufhaltenden Offiziere und Beamten. Die große Verstärkung der Schutztruppe hatte auch eine entsprechende Oberleitung erfordert. Der alte Stab wird zum größten Teil dem Stabe Generals v. Trotha einverleibt, auch meine Wenigkeit. Überrascht war ich ebenfalls von den vielen neu eingerichteten Geschäftszimmern. Man kennt sich ja in Okahandja vor allen Zelten und Baracken nicht mehr aus. Da gab es ein Etappenkommando, ein neues Pferde- und Vieh-, Bekleidungs-, Artillerie- und Munitionsdepot, sowie eine neu gebildete Feldintendantur, eine Feldjustiz usw. Unser so beliebter Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke gab seinen Posten als Leiter des Lazarettwesens an einen Korpsarzt der Schutztruppe ab, später entwickelte sich ein regelrechtes Sanitätsamt, und reiste krankheitshalber nach Hause.

24. Juni. Heute war der erste Appell bei dem Kommandanten des Hauptquartiers. Auf dem Hofe der Feste fand gestern eine Gerichtssitzung über sieben gefangene Herero statt. L., ein Landsmann aus Schmalkalden, dolmetschte. Zwei der Herero wurden zum Tode, drei zu Gefängnis mit Zwangsarbeit verurteilt und zwei Mann freigesprochen.

25. Juni. Heute habe ich Exzellenz v. Trotha zuerst gesehen. Sonntag feierte Exzellenz seinen Geburtstag. In dem Kasino, einem großen Zelte, in dem es mittags drückend heiß ist, hatte ich mich in meinem Verschlag mit einem geliehenen Phonographenapparat aufgestellt, um die fehlende Musik zu ersetzen. Die Schlußnummer meines Programms: „Mutter, der Mann, der Mann, der Mann," erregte Beifall und mußte öfters wiederholt werden. Ich bekam dafür die besten Zigarren und die ausgezeichnete Bowle zu kosten.

4. Juli. Seit gestern wütet ein großer Grasbrand in der Richtung auf Windhuk, ein eigentümlich prächtiges Schauspiel. Der heute abend einsetzende starke Wind ließ sogar deutlich die Flammen erkennen. Tagsüber gewahrte man an der Stelle mächtige Rauchwolken.

7. Juli. Glaubte ich schon über die Kinderkrankheit, an der der das Reiten Lernende bekanntlich leiden soll, hinaus zu sein, so sollte ich mich doch noch bitter getäuscht sehen. Trotzdem muß ich wohl täglich weiterreiten, was mir unter den obwaltenden Verhältnissen zur größten Qual wird.

Viertes Kapitel.

Das Unternehmen gegen den Waterberg.

Nach dem Norden. — Auf neuer Padd. — Auf Pferdewache. — Neue Bekanntschaften und Beobachtungen. — Das Geschick der Station Oas. — An neuen Wasserstellen und Pferdeposten. — Etwas von Hendrick und den Witbois. — In Erindi-Ongoahere. — Waterberg. — Estorff, „der alte Römer". — Kampf um die Wasserstelle Hamakari. — Am Massengrab.

Neunter Juli. 3^{00} Uhr nachmittags rückte Exzellenz v. Trotha mit seinem Hauptquartier nach dem Norden ab. Die Ochsenwagen folgten als zweite Staffel. Von Otjosazu wurde ich am anderen Tage 11^{00} Uhr vormittags als Patrouille zurückgesandt, um nach dem Verbleib der Ochsenwagen zu sehen. Ich stieß auf eine Ochsenkarre, die der alte Afrikaner M. führte. Sie nötigten mich zur Rast, und ich half ihnen ihre Perlhühner verzehren, die sie früh geschossen hatten. Afrikanische Gastfreundschaft ist doch etwas Schönes. 1^{15} Uhr verließ ich die Kameraden, ohne gerade Günstiges über das Fortkommen unserer Ochsenwagen gehört zu haben. Eine Stunde später traf ich auf eine zweite Karre, deren Führer ebenfalls über schlechte Ochsen und schweres Vorwärtskommen klagte. Gegen 4^{00} Uhr kamen unweit Okahandja endlich unsere Ochsenwagen in Sicht. Der Führer und seine Leute waren erst vor kurzer Zeit ins Land gekommen und zum ersten Male auf der Padd. Diesem Umstande war wohl hauptsächlich das schlechte Vorwärtskommen der Wagen zuzuschreiben. Meine wenn auch nur geringen Erfahrungen kamen dem Führer doch zustatten, außerdem kannte ich ja auch die Padd. Um 5^{00} Uhr machten wir eine Stunde Rast, um dann bis Otjusazu durchzutrecken, wo wir um 10^{00} Uhr glatt ankamen. Mit einem Reiter war ich vorausgeritten, um die bevorstehende Ankunft der Ochsenwagen dem Etappenkommandanten, Oberleutnant G., zu melden und alles für die Ankunft der Wagen bereitzuhalten. Um 12^{00} Uhr nachts kamen wir endlich zur Ruhe. Von dem Anerbieten, in der Missionskirche zu schlafen, wollte niemand Gebrauch machen, da ein starker Karbol-

geruch jeden Aufenthalt dort verleidete. Die Missionskirche hatte bisher als Lazarett gedient.

11. Juli. Um 6⁰⁰ Uhr morgens standen wir auf und rüsteten uns zum Abmarsch, der eine Stunde später erfolgte. Da die Weide gestern abend sehr schlecht gewesen war, so treckten wir nur bis 8⁰⁰ Uhr und ließen dann die Tiere in gutem Grase bis gegen 11⁰⁰ Uhr weiden. Ein ebenfalls noch nicht „gesalzener“ höherer Postbeamter hatte sich uns heute morgen angeschlossen. Ich ritt jetzt mit einem Eingeborenen (Hottentott) voraus, da der schlimmste und schwierigste Weg überstanden war. Einen vorher aufgegriffenen Herero ließen wir bei dem Ochsenwagen folgen. Ich vermutete das Hauptquartier unweit Oviumbo. 4¹⁵ Uhr fand ich jedoch an einer Wegkreuzung einen für mich bestimmten Notizzettel. Aus diesem ging hervor, daß sich das Hauptquartier auf einer neuen, kürzeren, dafür aber wasserarmen Padd geradeswegs nach Owikokorero begeben habe. Ich entschloß mich deshalb, am selben Abend ebenfalls noch dorthin zu gelangen. Wir machten vorher noch eine Ruhepause. Ein Termitenhügel bot etwas Aussicht über den dichten Dornbusch. Meinem Vorschlage, zur Bereitung warmer Kost ein Feuer anzuzünden, wollte der Eingeborene durchaus nicht nachkommen. Er befürchtete, durch ein Feuer die Aufmerksamkeit des Gegners auf uns zu lenken, und so unterblieb es. Nach einem kleinen Imbiß banden wir unsere Pferde los, zogen die Sattelgurte an und ritten davon. Claas Boickies schien die Furcht nicht überwinden zu können. Seine kleinen mandelförmigen Schlitzaugen, die mich immer an einen Chinesen erinnerten, traten hervor und wurden dreimal so groß wie sonst. Nach beiden Seiten hielten wir scharfen Ausblick. Hin und wieder beobachtete ich das ungemein flüchtige Wild. Bald sprang da ein kleiner Bock auf, bald dort ein Hase mit ganz besonders langen Löffeln, dann wieder lief eine Schar Perlhühner an uns eilig vorbei. Einigemal schossen wir vom Sattel herunter, doch durften wir uns aus Zeitmangel nicht dabei aufhalten. Mittlerweile sank die Nacht hernieder. Die von uns eingeschlagene Padd schien seit langer Zeit zum erstenmal heute wieder vom Hauptquartier benutzt worden zu sein. Die Spuren waren deshalb kaum zu bemerken, und selbst bei größter Aufmerksamkeit konnten wir kaum der Padd folgen. Zeitweise mußten wir absteigen und die Pferde führen, um auf der richtigen Spur zu bleiben. Es war stockdunkle Nacht, der Mond wollte nicht herauskommen. Plötzlich waren wir von der Spur abgekommen und mußten, um auf unsere eigene Spur zurückzukommen, uns mit Hilfe brennender Streichhölzer auf der Erde orientieren. Endlich fanden wir die Fährte wieder. Kaum waren wir weiter geritten, als uns aus dem Busch zwei Hunde ansprangen. Claas ruft mir erschrocken zu: „Komm Mister, bei die Hund ist auch die Mensch.“ „Schenkel ran, Schenkel ran, laßt ihn laufen, was er kann“, ging's davon. Ich ritt den Dunkelfuchs, den scheuen Argentinier, der sonst von meinem Bambusen geritten wurde und

ganz kurzen Schritt hatte. Unglücklicherweise trat er in ein Loch und überschlug sich mit mir mitten im Galopp. Meinen Dunkelfuchs, der schneller auf die Beine gekommen war als ich, fing Claas sofort wieder ein. Schaden schienen wir nicht genommen zu haben. Meinen verloren gegangenen Hut konnte ich nicht wiederfinden, wohl aber die eine Feldflasche. Ich setzte nunmehr meine Mütze auf. Bei dem Sturz hatte ich mir unglücklicherweise mit dem Gewehrkorn auch noch das linke Beinkleid aufgerissen. Kaum waren wir aufgesessen, als sich schon wieder die Hunde einstellten. Ein kurzer Galopp gab uns jedoch Vorsprung. Die Hunde holten uns nicht mehr ein. Später ärgerte ich mich, der Spur nicht auf den Grund gegangen zu sein. — Kurze Zeit darauf begegneten wir einer Fußpatrouille, es war die Ablösung Seesoldaten, die nach dem Heliographenberg wollten. Von ihr erfuhren wir, daß wir nicht mehr weit vom Lager seien. Eine halbe Stunde später meldete ich mich bei Exzellenz. Der Ritt war ziemlich anstrengend gewesen. Hatten wir doch in neun Stunden an die achtzig Kilometer zurückgelegt. In der Nacht schlief ich wie ein Murmeltier. Das Zelt der Feldbäckerei sah mich als Gast; ich lagerte auf der Teigkiste, mein Mantel und einige Säcke bildeten meine Decken.

Die erwähnte Patrouille brachte mir am nächsten Tage meinen Hut mit zurück: er war in einem Baum hängen geblieben.

14. Juli. Nachmittags war ich auf Pferdewache. Im Schatten eines Termitenhügels, auf der Erde liegend, schrieb ich nach Hause. Im rechten Arm plagt mich Rheumatismus, Nachwehen der Nacht vom 13. zum 14. April. Der Fliegen kann man sich hier nicht erwehren. Vormittag 11°° Uhr ist Gewehrappell und Felddienstübung. Vergangene Nacht habe ich im Ochsenwagen geschlafen. Gestern abend hatte ich die Fleischausgabe.

17. Juli. Ich muß seit gestern wieder mit aufwarten. Gestern abend hatten sich zwei Mann von der Pferdewache verlaufen. Es wurde gepfiffen und geschossen; endlich stellten sie sich wieder ein. Zum Abendbrot wurde dann ein Offizier vermißt, der gegen 5°° Uhr zur Jagd gegangen war. Jetzt wurden noch mehr Schüsse abgegeben, Leuchtfeuer angebrannt, und endlich fand auch der Offizier wieder den Weg ins Lager. Man kann sich hierzulande zu leicht verlaufen; besondere Merkmale gibt es nicht, für das Auge des Europäers wiederholt sich dasselbe landschaftliche Bild immer wieder. Offizierpatrouillen kommen und gehen. Major v. Glasenapp wird heute abend erwartet. Einige Tage später wurde ich von Owikokorero mit einem Ochsenwagen nach Okahandja gesandt, um für die Offiziermesse einiges zu besorgen. Auf dem Heimwege begegnete uns ein Ochsenwagentransport mit Proviant und Lazarettwagen für die Abteilung v. Estorff. Hier hatte ich unerwartet Gelegenheit, mit einem Unteroffizier meines alten Regiments zusammenzutreffen, Unteroffizier F.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der die China-Expedition mitgemacht und dafür mit dem Militär-Ehrenzeichen 2. Klasse ausgezeichnet ist; er hatte seine Ehrenzeichen angelegt und weiße Handschuhe angezogen, sich schon dadurch als Neuling im Lande verratend. Führer der Kolonne war ein Farmer. Einen ganz ungewohnten Anblick gewährte uns dessen Frau, die neben ihrem Mann auf einem Pferde dahersprengte. Hier mitten in der Wildnis eine Weiße reitend anzutreffen, erregt begreifliches Aufsehen.

22. Juli. Gegen 7⁰⁰ Uhr abends traf ich in Okahandja ein. Sofort wurden unter meiner Aufsicht die Ochsen getränkt. Große Freude bereitete es mir, mein Zelt noch vorzufinden, das einzige, das von dreien stehen geblieben war. Der schon früher erwähnte Bur bewohnte es, doch bot es Raum für uns beide. Zufällig traf ich am selben Abend noch Herrn G. In seiner Gesellschaft sowie in der Runde der Feldwebel Br., Be. und des Verwalters Sch. verbrachten wir den Abend recht gemütlich.

25. Juli. Mit van Deventer habe ich mich längere Zeit über den Burenkrieg unterhalten. Bei ihm zu Besuch war heute ein in der Weilbäckerschen Wagenbauerei beschäftigter Zivilschlosser. Er hat in der deutschen Marine gedient und erzählte ebenfalls von seinen Erlebnissen im Burenkriege. Er erhält hier monatlich 200 Mark und freie Station, wozu noch monatlich 100 Mark für Überstunden treten. Vorher war er 5 Jahre in der Kapkolonie. In 6 bis 7 Jahren gedenkt er soviel gespart zu haben, um in Deutschland von seinem Gelde leben zu können. Heute habe ich auch einen Kriegsfreiwilligen, Herrn v. R., kennen gelernt. Er ist in Deutschland lange Jahre Kürassieroffizier gewesen und dient jetzt beim ersten Feldregiment als Kriegsfreiwilliger.

Dieser Tage gehen auch zwei Transporte von Kranken und Genesenden nach Deutschland. Heute besuchten einige Buren Deventer. Der eine, namens Schmidt, erzählte von dem Schicksal der Station Oas: „In der Station befanden sich der Gefreite Nordbruch, Reiter Ranzau, die Ansiedler Koscherowsky und Kaiser, die Buren Bouwer und ich, von denen der erste im Laufe des vergangenen Jahres Vieh für die Kapkolonie im Schutzgebiet aufgekauft hatte, das infolge ungünstiger Umstände, zum Teil an Krankheiten, eingegangen war, und, soweit es erhalten geblieben, noch nicht an den Bestimmungsort hatte abgeführt werden können. Es waren noch 324 Stück Treckochsen übrig, die in Oas standen. Einige Tage vor dem 22. Januar gingen einmal Nordbruch und Koscherowsky zusammen zur Eingeborenenwerft, um zu sehen, wo die Rinder blieben, die nicht zur gewohnten Zeit eingetrieben waren. Als sie zur Werft kamen, krachten Schüsse und beide fielen, aus dem Hinterhalt tödlich getroffen. Auf das Schießen wollten Ranzau und Bouwer aus der Station ihren Gefährten zu Hilfe eilen. Noch in der Tür erhielt Ranzau einen Schuß ins Knie. Nunmehr verschanzten wir unversehrt Gebliebenen uns in

der Station, die während der ganzen Nacht heftig beschossen wurde. Auch am nächsten Morgen setzten die Herero das Feuern fort, bis sie alles Vieh zusammen hatten, das sie wegtrieben. Am 22. Januar kamen Bouwer und ich nach Gobabis, um die Vorfälle in Oas zu melden, während Kaiser bei dem schwerverwundeten Ranzau geblieben war. Von Gobabis wurde eine Patrouille entsandt, die die beiden letzten auch glücklich nach Gobabis bringen konnte. Ende Januar gelang es, einen Boten nach Windhuk zu entsenden, der am 30. Januar dort antraf und die ersten Nachrichten über die Lage in Gobabis ins Hauptquartier brachte. Am 7. Februar ging die am 3. in Swakopmund gelandete Ersatzabteilung der Truppe zum Entsatz von Gobabis in eiligen Märschen vor."

Ein anderer der Buren, die Deventer besuchten, der heute mit Major v. Glasenapps Wagen von Norden gekommen war, erzählte, daß Major v. Estorff oben (im Norden) nur eine Stunde von den Herero stehe, die Ochsentränke nur eine halbe Stunde von ihnen entfernt sei und man abends die feindlichen Feuer sehr gut sähe. Ich beobachtete heute eine Hottentottin bei ihrer Toilette. Das ausnahmsweise ganz frisch gewaschene Gesicht fiel mir schon vorher auf. Wohl bemerkte ich ihre Verlegenheit, doch wußte ich noch nicht, was sie vorhabe. Da sah ich in ihrer Hand einen Pilz mit staubigem Kopf und plötzlich leiht sie sich von einer anderen Omakeintu einen kleinen Taschenspiegel (Groschenware), nimmt von der Kaffernkost etwas Reis, um mit diesem und dem Staube des Pilzes sich einen rötlichen Puder zu bereiten. In kurzer Zeit war das eben noch frisch gewaschene Gesicht von einer dicken roten Schminke überzogen, die sie meiner Meinung nach sehr entstellte; sich und den ihrigen schien sie aber ganz außergewöhnlich zu gefallen. Mein Auftrag war mittlerweile erledigt, und so wurde ich einem Offizier des Hauptquartiers angeschlossen, der einige Stabswagen nach oben zu bringen hatte. Der Transport bestand aus einem Ochsenwagen, dem Kapstädter Reisewagen von Oberst Leutwein und einer zweirädrigen Ochsenkarre. Auf dem bekannten Weg Okatumba—Oviumbo—Otjikuoko erreichten wir Owikokorero. Das Hauptquartier hatte sich inzwischen näher an den Waterberg begeben.

28. Juli. Von Owikokorero hatte ich die Nachspitze des Eselwagens. Wir marschierten gewöhnlich vormittags bis 11⁰⁰ Uhr, Mittagspause bis 3⁰⁰ Uhr, ein Treck bis ungefähr 6⁰⁰ Uhr abends endete den Tag. Am nächsten Morgen standen wir dann mit dem Hausknecht auf; zwischen 4⁰⁰ und 5⁰⁰ Uhr waren wir schon wieder auf der Padd. Der Kälte wegen ritten wir im Mantel, den zu rollen oder um etwas zu frühstücken wir von 7⁰⁰ bis 8⁰⁰ Uhr eine kleine Pause machten. Anfänglich hatten wir undurchdringlichen Dornenbusch, aber gute Padd. In dem fälschlich Otjire genannten Groß-Okatjau treffen wir am Abend endlich wieder einmal Menschen. Fünf oder sechs Seesoldaten unter

Ochsenwagen der Kolonne Glasenapp.

einem Gefreiten bildeten die Besatzung der Wasserstelle. Bis vor kurzem war es eine Heliographenstation gewesen. Ein hübsch und brauchbar aufgebauter Turm bildete nächst dem kleinen See das Wahrzeichen von Otjire. Hier erfuhren wir, daß der vorletzte Transport Heliographen Waterberg aufwärts 4 km von Otjire von Herero überfallen, ein Gefreiter erschossen und zwei Mann verwundet worden seien. Die Karre sei aber noch durchgekommen, die Gefallenen und Verwundeten hätten sie noch mitnehmen können. Ich unterhielt mich des Abends mit den Kameraden noch recht lange und lebhaft. Wir verzehrten auch den am Vormittag geschossenen Klippbock. Großen Schmerz bereitete es uns, daß unser, sage und schreibe, einziger Kochtopf unterwegs ein Bein verloren und ein Loch bekommen hatte. Wir standen nun vor der Frage, den Bock wegzuwerfen oder einen großen Topf aufzutreiben. Unsere Hoffnungen auf Otjire erwiesen sich als trügerisch, da die Seesoldaten auch nur jeder ein Kochgeschirr besaßen. Proviant fehlte der Besatzung auch schon mehrere Tage, ebenso Tabak und Streichhölzer. Sie halfen sich nun, so gut es eben ging, und mußten dauernd Feuer unterhalten. Auch wir halfen den netten Kerlen verschiedentlich aus. Auf die einfachste Art hatten sie sich eine Beleuchtungsanlage geschaffen. Da Kerzen hier unbekannt sind, hatten sie sich von den Heliographen Karbid verschafft und auf die Art eine Azetylenlaterne hergestellt. Eine größere und eine kleinere Blechdose bildeten den einfachen Apparat, der tadellos arbeitete. Wasser war allerdings hier viel. Sahen wir doch hier den ersten kleinen See in Afrika, den Enten und Taucher belebten. Am dritten Tage kamen wir bis hinter Okawitumbika. Genannte Wasserstelle ist Pferdeposten und ebenfalls vom Seebataillon belegt. Unser Offizier kaufte hier mehrere Schambocks von den Witbois, das Stück für eine Mark. Diese 19 Witbois entfernten sich übrigens gleich nach den Gefechten am Waterberg, sie waren zur Unterstützung der Besatzung kommandiert. Während die am Gefecht teilnehmenden Stammesgenossen Aussicht auf Erbeutung von Vieh und Gewinn hatten, waren sie auf ihrem Posten von dieser Aussicht abgeschnitten, und das mag nicht nach ihrem Sinne gewesen sein. An das Verbrechen der unerlaubten Entfernung vor dem Feinde legen die Eingeborenen natürlich nicht unseren Maßstab. Allerdings stehen sie schon seit Oktober 1903 im Felde und schienen recht kriegsmüde zu sein; denn eine so lange Kriegsdauer ohne Ruhepausen dazwischen ist in den Kriegen der Eingeborenen niemals üblich gewesen. Die zahlreichen Orlogs der Namas und Damaras spielten sich ganz anders ab. Man denkt hier unwillkürlich auch an die Erzählungen aus dem Burenkriege, daß selbst die Buren in Zwischenräumen von Monaten ihre Abteilungen verließen und einfach wieder auf ihre Farmen gegangen seien, um dort nach dem Rechten zu sehen. Daß aber der bevorstehende Aufstand der Witbois hiermit im Zusammenhang stehen würde, ahnte noch niemand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hendrik Witboi.

(Infolge Verwundung am 3. November 1905 gestorben.)

Hendrik war von der Flucht benachrichtigt worden und richtete daraufhin an seine Leute im Felde einen Brief, der seine Falschheit kennzeichnet. Die „Südwestafrikanische Zeitung" veröffentlichte später diesen Brief, den ich hier folgen lasse.

Gibeon, 23. August 1903.

Mein lieber Unterkapitän Daniel Pitter!

Heute habe ich eine traurige Botschaft gehört, ein Telegramm, daß 19 Witbois geflüchtet sind. Was ist das? Es ist für mich unbegreiflich, und es wird vielleicht nur eine „Storie" sein, aber ich bin sehr traurig über diese Botschaft. Ferner will ich Dir sagen: Ich bleibe noch gut (getreu) zur deutschen Regierung, so gut wie im Beginn, bleib getreu bis in den Tod mit allen den Deinigen und gib Botschaft allen Nationen und allen Hottentotten, daß ich der deutschen Regierung helfen will in allen Punkten. Ich, der Geehrte, befehle Dir also. Sage den Menschen von Bersaba, Bethanien und Gokhas. Grüße.

Dein Kapitän Hendrik Witboi.

Am vierten Tage, ungefähr um 7⁰⁰ Uhr, kamen wir nach mehrstündigem Marsch in Otjurutjondjou an. Hier ist eine Heliographenstation mit einem Otjire ähnlichen Turm, aber ganz aus Dornenwellen aufgebaut. Wir kochten Kaffee und frühstückten. Zwei Bäcker, die sich drei Tage lang verirrt umhergetrieben, nahmen wir auf der Karre mit. Ohne jeden Proviant, ohne Decken, Streichhölzer hatten sie kampiert und waren beinahe verdurstet und verhungert. Gegen Mittag erreichten wir dann endlich Erindi-Ongoahere.

Am 8. August trafen die sechs Ochsenwagen ein, die wir hinter Owikokorero verlassen hatten. Am 10. d. Mts. wird angegriffen werden. Unsere Offizierpatrouille unter Hauptmann B. traf nach viertägiger Abwesenheit heute wieder hier ein. Sie erzählte von einem der letzten Gefechte, in dem dem Feinde ebenfalls wieder Vieh abgenommen worden war. Daß dem Herero sein Vieh über alles ginge, hätten sie wieder einmal deutlich beobachten können. Während und nach dem Gefecht hätten die Kaffern ihnen immer zugeschrieen: „Mister, gib uns unsere Osse (Ochsen) wieder!"

9. August. Heute nachmittag verließen wir Erindi-Ongoahere. Ich bin als zweiter Führer bei der Ochsenkarre. Castro, mein kleiner Dackel, sitzt neben mir. Es herrscht schreckliche Hitze. Diesmal haben wir Betschuanen als Treiber und Tauleiter. Wir bilden die Spitze und reiten angesichts des Waterbergs. Berg meiner Sehnsucht! Endlich erfüllt sich mein Wunsch, mit dir nähere Bekanntschaft zu machen! Gegen Abend erreichten wir Ombuatjipiro. Was wird uns der morgende Tag bringen? Nur Mut und festes Vertrauen auf den Himmel, in dessen Schutz man sich hier viel unmittelbarer fühlt, wo

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

alles so gleichgültig von Tod und Verwundungen spricht und niemand so recht an sich selbst denkt. Wie sagte doch bei meinem Abschiede von Erfurt ein lieber Bekannter? „Und dann ein bischen Gottvertrauen, dann wird's schon gehen!" Oft, recht oft habe ich mich dieser schönen Abschiedsworte erinnern müssen.

10. August. Heute morgen unternahm Exzellenz v. Trotha mit dem Stab einen Erkundungsritt, um sich die Stellung für das morgende Gefecht anzusehen. Nachdem wir eine Weile geritten, krachten plötzlich Schüsse; unsere Spitze bekam Feuer, und schon war Oberleutnant O. Salzmann durch einen Schuß ins Fußgelenk verwundet. Um nicht „ein zweites Owikokorero zu erleben", ließ Exzellenz v. Trotha sofort zurückgehen. Ein Meldereiter jagte augenblicklich zurück ins Lager, um für den verwundeten Offizier eine Eselkarre zu holen. Im Lager herrschte begreiflicherweise große Aufregung. Oberleutnant O. Salzmann lehnte jedoch die Benutzung der Karre ab und erreichte Ombuatjipiro noch im Sattel sitzend.

Als wir uns abends zur Ruhe legten, entdeckte ich noch an einem alten Afrikaner einen hübschen Zug. Seines Zeichens war er Handwerker — bischen durchsiebter Kerl, dem es in Deutschland nicht so recht paßte, weil „da an jeder Ecke ein Schutzmann stünde". Als er sich in seine Decken hüllend niederlegte, meinte er noch: „Na, nun wollen wir noch ein Vaterunser beten; wer weiß, ob wir es morgen abend noch können."

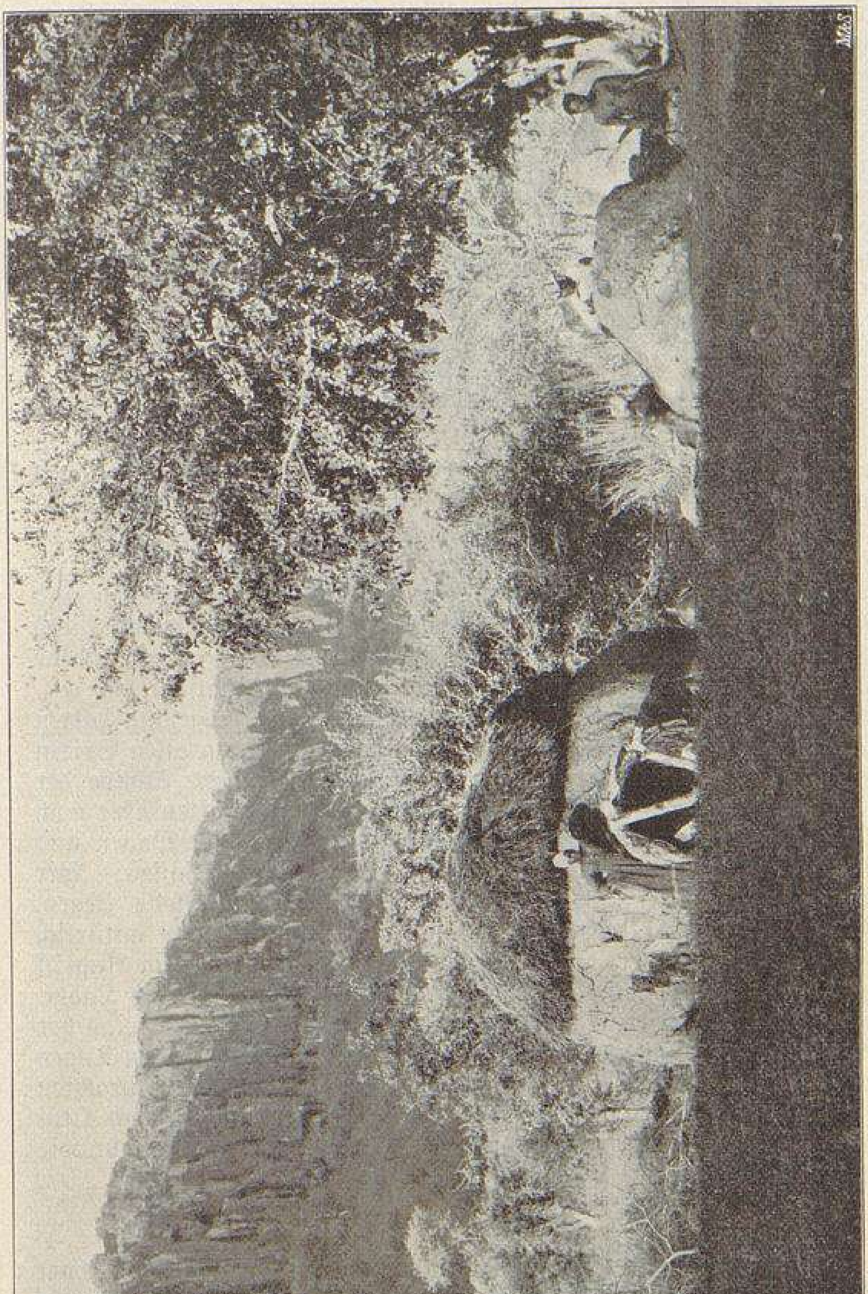
11. August. Gegen 2⁰⁰ Uhr früh rückten wir ab, Hamakari zu, wo die Herero im Busch feste Stellung bezogen hatten. Der Angriff sämtlicher Abteilungen erfolgte von allen Seiten auf die an den Platz Waterberg und die Wasserstelle Hamakari sich anlehnende Stellung des Feindes. Wir ritten bei der Abteilung Müller. Leider stürzte Herr Oberstleutnant Müller sehr schwer mit dem Pferde, so daß das Kommando über die Abteilung nun an Herrn Major v. Mühlenfels überging. Unsere Abteilungen waren zum Angriff so angesetzt, daß sie in erster Linie die um wichtige Wasserstellen versammelten Orlogleute trafen. Die Hauptmasse der Herero stand bei Hamakari; dort befanden sich auch die meisten Großleute, insbesondere Samuel, Assa Riarua, Tjetjo und Kajata.

Es galt zuerst, den Widerstand der Herero zu brechen, ihre Bewaffneten zu schlagen; dann erst war an Wegnahme des Viehs zu denken; denn dieses blieb, wenn auch vielleicht in unsere Hand gelangt, so lange gefährdet, als die Orlogleute unbesiegt im Felde standen. Die Ansetzung aller Abteilungen zum gleichzeitigen Angriff gelang vollkommen. Dies ist hauptsächlich auch den vorzüglichen Diensten der Heliographen und den Stationen der drahtlosen Telegraphie zu verdanken. Von diesen waren drei Wagen mitgeführt, von denen sich einer bei unserem Hauptquartier (Abteilung Müller), ein zweiter bei der Abteilung Heyde, ein dritter bei der Abteilung

Estorff befand. Abteilung Volkmann hatte den Leutnant Auer v. Herrenkirchen mit einem Signalapparat und 40 Mann von Norden her auf die Höhe des Waterbergs geschickt. Diese Signalpatrouille hatte, auf einem Fußpfade vormarschierend, über der vom Feinde noch besetzten Station Waterberg eine Signalstation errichtet, die mit allen vorrückenden Abteilungen über den Feind hinweg Verbindung hielt. Ein Angriff auf die Signalstation wurde mit Erfolg und ohne Verluste abgewiesen. Hervorgehoben sei auch an dieser Stelle, daß die Funkenstationen sich sehr gut bewährten und selbst mitten im Gefecht Nachricht von Abteilung zu Abteilung übermittelten. Wir waren bester Laune und frischen Muts. Anfangs hatten wir einen sehr schlechten Weg mit Löchern, so daß die einzelnen Wagenführer öfter etwas aneinander gerieten. Langsam tagte es, friedlich und heiter schien die Sonne wie immer. Die Aussichten des heutigen Tages wurden lebhaft besprochen, in einem lustigen Durcheinander von Stimmen alle Möglichkeiten erörternd. Selbst die sengende Hitze vermochte die gute Stimmung und frohe Spannkraft eines jeden von uns nicht unterzukriegen.

Gegen 7⁰⁰ Uhr hörten wir den ersten Kanonendonner. Er kam von Estorffs Abteilung. Major v. Estorff ist sehr beliebt bei seinen Leuten, die ihn nur ihren „alten Römer" nennen. Die stets glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen schrieben manche seiner alten Leute seiner großen Frömmigkeit zu. Deshalb könne er nichts seinen Leuten schwerer verzeihen als Trunkenheit. Er selbst lebt äußerst einfach, schläft in keinem Zelt, sondern gleich seinen Leuten nur in seinen wollenen Decken. Man erzählt sich manchen schönen Zug von ihm.

Es war bekannt, daß sich südlich des Hamakari-Riviers bei Ombujomatemba keine feindlichen Kräfte befanden. Deshalb wurde beschlossen, dieses Rivier erst zu erreichen und dann ihn entlang nach Osten den Angriff anzusetzen. Um 8⁰⁰ Uhr vormittags stieß man westlich der Wasserstelle Hamakari auf starke feindliche Kräfte. Kaum waren wir an dem dem Stabe zugewiesenen Ort angelangt, so pfiffen uns auch schon die ersten Kugeln um die Köpfe. Ich entsinne mich nicht, jemals schneller von meinem Pferde gekommen zu sein als an diesem Morgen. Huiii, Huiii! Tziung! Das surrte und schwirrte, sang und heulte, so dicht, daß es einen wirklich verwunderte, wenn man seine Knochen noch zusammenhängen fühlte. Schützenlinien entwickelten sich, und bald lag auch unsere Stabswache ausgeschwärmt. Hier konnte man nun endlich das verwenden, was man seinerzeit auf dem Tempelhofer Felde und den Rehbergen so oft geübt hatte. Es war nur jammerschade, daß man in dem dichten Busch nichts sehen konnte. Wie man sich auch hinlegte und die Stellung veränderte, Busch und Dickicht. Und dabei kommen die Schüsse oft oben aus den Baumkronen. Der Gegner versuchte, wie gewöhnlich, zu umfassen, doch wurden alle seine Vorstöße abgewiesen. Maschinengewehre und



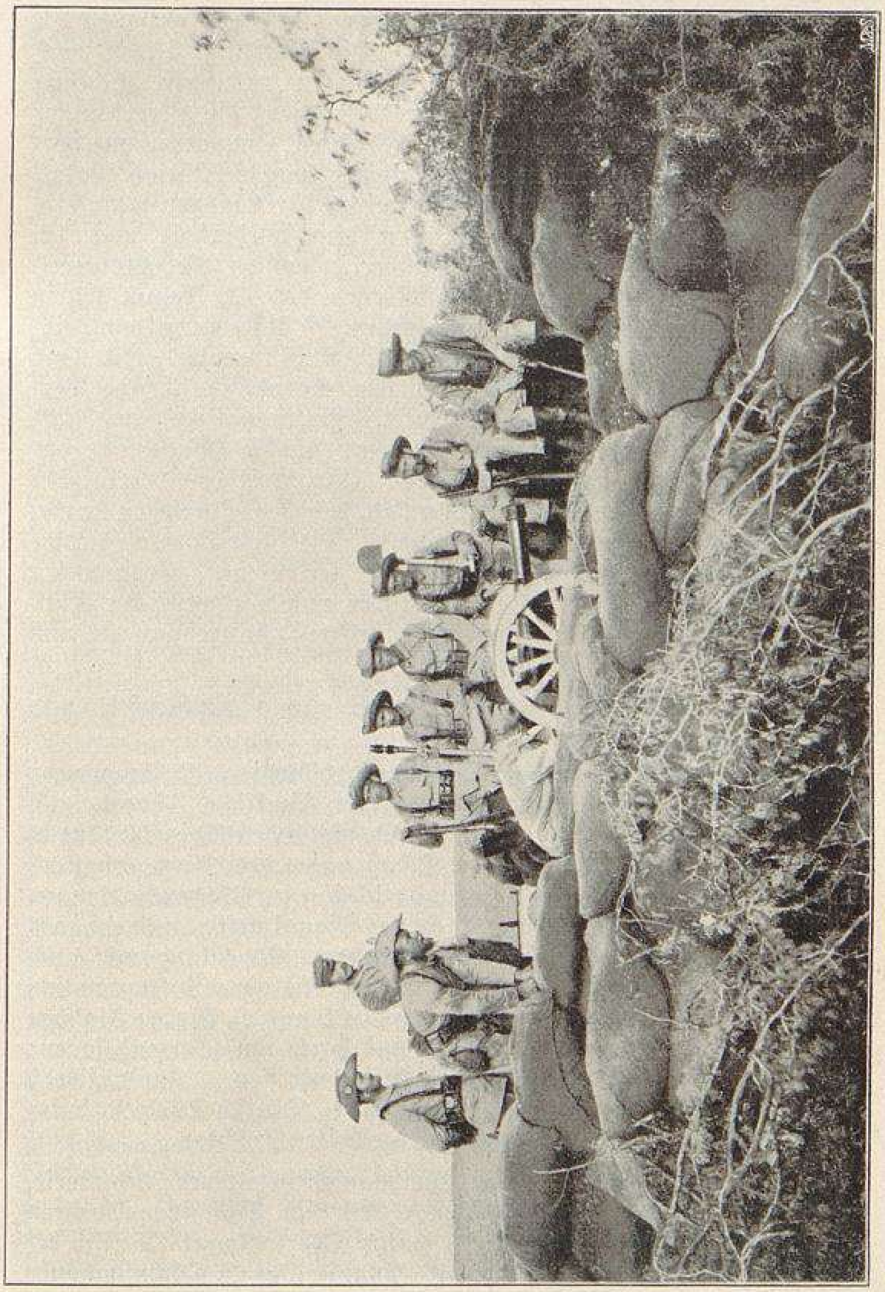
Hererowerft am Waterberg.

Artillerie wirkten lebhaft mit. Ein eigenartiges Sinfoniekonzert. Wenn erst die Geschütze donnern, fühlt man sich doch etwas ruhiger und überlegener. Die Artillerie hatte auch dadurch Erfolge, daß sie weithin streute, in die Werften mit Sprenggranaten schoß, Pontoks ansteckte, und, wie sich später herausstellte, auch viele Treffer gegen die in den Werften befindlichen Herero hatte. Am schwersten empfanden wir die späteren Nachmittagsstunden. Schien es doch, als wenn die Feinde durchaus an unsere Wagen und zu unserem General wollten. Bei diesem hartnäckigen und kräftigen Flankenangriff nahmen auch die Offiziere unseres Stabes lebhaft am Gefecht mit teil. Als ein Wunder ist es zu betrachten, daß keiner unserer Ärzte verwundet wurde. Sie hatten stark zu tun, denn unsere Abteilung hatte die schwersten Verluste, und sie bildeten in ihren weißen Mänteln ein ganz vortreffliches Ziel. Doch, wie bei allen Gefechten, schossen auch hier die Herero meistens zu hoch. Gegen 7^{00} Uhr abends waren wir endlich im Besitz der Wasserstelle. Der Feind, der sonst seine Toten mitzunehmen pflegt, mußte 42 Leichen vor der Abteilung liegen lassen, auch Gewehre und Munition wurden erbeutet. Vor allem aber fiel uns viel Vieh in die Hände. Der Tag hatte uns schwere Verluste gekostet. So waren bei unserer Abteilung allein 3 Offiziere, Hauptmann Gantzer und die Leutnants Graf v. Arnim und Leplow, sowie 10 Mann tot, 2 Offiziere, Oberleutnant Streccius und Leutnant Frhr. v. Watter, sowie 12 Mann schwer, der Führer, Major v. Mühlenfels, selbst durch einen Streifschuß am Halse leicht verwundet. Ferner waren 18 Mann leicht verwundet. Insgesamt hatten wir also 13 Tote und 33 Verwundete. Der Feind, von allen Seiten angegriffen, flüchtete im dichten Busch und unter dem Schutze der Nacht nach verschiedenen Richtungen, mit den Hauptkräften aber nach Südost. Auf dem eiligen Rückzug mußte er viel Vieh, Wagen und Gerät, ja sogar oftmals Frauen und Kinder zurücklassen. Wir blieben, Gewehr im Arm, bei der eroberten Wasserstelle liegen. Hungrig legte man sich schlafen, an Feueranzünden war natürlich nicht zu denken. Der Feind schien die Lust zu nochmaligem Angriff verloren zu haben; nur noch wenige Schüsse feuerte er ins Lager. Ein Mann, der in der Nacht, wohl vom Durst getrieben, in eins der Wasserlöcher gestiegen war, wurde in der Frühe des folgenden Tages mit Kirris erschlagen tot aufgefunden. Zwei Eingeborene brachten am anderen Morgen das Diensttelegramm zur Aufgabe nach Okahandja. Die Zeitungen brachten am 17. August das Telegramm, wie folgt:

„Berlin, 16. August.

Generalleutnant v. Trotha meldet aus Hamakari vom 12. August: Der Angriff wurde am 11. August früh mit vollem Erfolg begonnen. Major v. Mühlenfels, welcher für den mit seinem Pferde schwer gestürzten Oberstleutnant Müller dessen Abteilung über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Gebirgsgeschütz im Dorngestrüpp.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

nommen hatte, warf nach sehr heftigem Kampfe den Feind bis Hamakari zurück und nahm diesen Ort. Die Abteilung v. der Heydt verblieb starken feindlichen Kräften gegenüber in der Nacht vom 11. zum 12. August nordöstlich Hamakaris. Die Abteilung Estorff warf den bei Otjosongombe befindlichen Feind in westlicher Richtung zurück. Die Abteilung Deimling vertrieb morgens die Herero unter Michael aus Omuweroumue, erzwang sich, durch Omuweroumue vordringend, den Paß und nahm abends die verschanzte Station Waterberg. Diese wird zur starken Militärstation für Etappenzwecke eingerichtet. Alle Abteilungen verblieben dem wiederholt noch bei Dunkelheit angreifenden Feind gegenüber in vollster Gefechtsbereitschaft. Deimling setzte am frühen Morgen des 12. August seinen Marsch auf Hamakari fort und traf soeben, 9°° Uhr vormittags, ein. Der Feind, der mit außerordentlicher Zähigkeit kämpfte, erlitt trotz sehr gewandter Aufstellung im dichtesten Dornbusch schwere Verluste. Tausende von Vieh sind erbeutet. Zersprengt und im Rückmarsch nach allen Seiten begriffen, bewegt sich die Hauptmasse des Feindes nach Osten, wohin ich ihm den Abzug mit den vereinigten Abteilungen Deimling, Mühlenfels und v. der Heyde verlegen werde, wobei Estorff von Norden her mitwirkt. Die Abteilungen Fiedler und Volkmann, die am gestrigen Kampfe teilnahmen, verhinderten das Ausweichen des Feindes in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Die Truppen kämpften unter größten Anstrengungen und Entbehrungen mit höchster Bravour."

Das Hauptquartier war bei der Abteilung Mühlenfels und begleitet diese noch weiter.

Hauptmann Gaußer hatte mit aufgepflanztem Seitengewehr stürmen lassen. Seine Kompagnie verlor sämtliche Führer. G. selbst sah ich als ersten Toten. Sein Gesicht bedeckte ein blutdurchtränkter Futtersack, er hatte einen Schuß unter dem Auge erhalten. Sein Tod ging mir besonders nahe, da ich ihn in Okahandja kennen gelernt hatte. Er hatte nämlich keine Signalpfeife, und ich als Marineangehöriger sollte ihm eine besorgen. Es gelang mir auch wirklich, von einem Matrosen eine solche zu erhalten und freute mich, Herrn Hauptmann Gaußer gefällig sein zu können. Einige Flaschen Rum nahm ich von ihm dankend an und hörte ihn scherzend sagen: „Na, wir werden ja jetzt noch öfter zusammentreffen." Zur weiteren Erläuterung gebe ich hier einen Bericht der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung", die noch folgende Einzelheiten brachte:

„Die Ostabteilung, aus drei Kompagnien berittener Infanterie, einer Batterie von vier Geschützen C/96, vier Maschinengewehren und einem Detachement Bastards unter Oberleutnant Böttlin bestehend, befand sich am Abend des 10. August 1904 zu Okamumbonde und marschierte am 11. August, früh 5°° Uhr, nach Otjosongombe auf der Straße nach Waterberg vor. Am Abend vorher hatte eine

Patrouille unter Leutnant Runkel, die nach Otjosongombe vorgeschickt war, beobachtet, daß die feindlichen Wachtfeuer etwa um ein Dutzend vermehrt waren, woraus man schließen konnte, daß die Herero vor dem Nahen der Abteilung auf der Hut waren. Um 6^{30} Uhr morgens stieß die Spitze unter Leutnant Runkel auf die Herero, die alsbald in den Busch verschwanden; die erste Kompagnie entwickelte sich und ging in nördlicher Richtung vor, mit der zweiten Kompagnie auf dem rechten und der vierten Kompagnie auf dem linken Flügel südlich des Weges, einen kleinen Rivier, der den Herero als Schützengraben diente, etwa 1000 m gerade vor sich. Die Artillerie und die Maschinengewehre folgten mit den Bastards als Nachhut. Das erste Feuer der Herero erhielt die erste Kompagnie, von der vier Mann verwundet wurden. Die Herero kamen unter Kriegsgeheul heran, so daß der Busch von ihnen wimmelte, heftig feuernd und durch die Zurufe der hinten befindlichen Weiber aufgestachelt. Gegen 7^{30} Uhr morgens war der linke Flügel hart bedrängt; von der vierten Kompagnie fiel hier, durch den Kopf geschossen, Leutnant Seebeck. Die Herero machten mehrere Versuche, die vierte Kompagnie zu umgehen, allein eine Abteilung der Maschinengewehre unter Leutnant Fürnrohr, die in die Feuerlinie vorgeschoben war, säuberte den Busch, unterstützt durch die zweite Kompagnie, die aufgesessen war und vom rechten Flügel herangaloppierte, sowie auch durch die Bastards. Um 9^{15} Uhr war die Schützenlinie bis auf etwa 500 m an den Rivier herangekommen, und die Herero, die inzwischen in einer Schlucht auf einem ansteigenden, klippigen Gelände sich festgesetzt hatten, beschäftigten gehörig den rechten Flügel, den sie in großer Übermacht angriffen. Die Artillerie schlug nach einem halbstündigen Schnellfeuer, wobei sie von der vom linken Flügel herangezogenen zweiten Kompagnie unterstützt wurde, die Herero zurück, die, verfolgt von dem Feuer der Geschütze, der Maschinengewehre und der Infanterie durch den Busch flohen. Gegen Mittag war der Rivier überschritten, und die Artillerie nahm nunmehr die ganze Schlucht unter Feuer, so daß die zweite Kompagnie die Felsen, die die Stellung der Herero beherrschten, besetzen konnte. Leutnant Schmidt brachte ein Maschinengewehr auf den Berghang, und die Herero, die sich bis dahin langsam zurückgezogen hatten, gingen unter dem Feuer der Maschinengewehre und der zweiten Kompagnie in wilde Flucht über, Tote, Hausrat und Vieh zurücklassend. Um 3^{00} Uhr nachmittags war das Gefecht beendet, und die Abteilung lagerte in der Nähe des Riviers. Die Maschinengewehre unter Leutnant Graf v. Saurma legten wiederum eine Probe ihrer Brauchbarkeit im Buschgefecht ab. Der Artillerie unter dem Leutnant Bauszus kamen die felsigen Abhänge des Berges auf dem rechten Flügel zustatten, die die Geschütze wirksam zur Geltung kommen ließen. Die Verluste auf unserer Seite waren: Tot: Leutnant Seebeck; verwundet: Leutnant Runkel und zehn Mann.

Die Hauptabteilung unter Oberstleutnant Müller, bei der sich auch Generalleutnant v. Trotha mit seinem Stabe befand, war dem Operationsplan entsprechend um 2^{30} Uhr morgens am 11. August aufgebrochen. Um 9^{00} Uhr morgens stieß die Spitze auf Herero, die vor den Wasserlöchern bei Hamakari Pontoks errichtet hatten. Die zehnte und elfte Kompagnie entwickelten sich sogleich und rückten, unterstützt von zwei Maschinengewehren, vor. Die Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck waren auf dem linken Flügel. Die neunte Kompagnie wurde in Reserve gehalten an einem offenen Platze, an den Generalleutnant v. Trothas Stab mit dem Telegraphen-, dem Lazarett-, Proviant- und den Munitionswagen standen. An einem Telegraphenballon war eine rote Flagge mit einem schwarz-weißen Mittelfelde in die Höhe gelassen, die den anderen Abteilungen die Stellung des Generals und seines Stabes anzeigte. Ein Versuch wurde gemacht, die Herero aus ihrer Stellung zu vertreiben und die Wasserlöcher zu erreichen. Bei diesem Angriff verlor die elfte Kompagnie zwei Offiziere: Hauptmann Ganßer und Leutnant Leplow. Oberleutnant Streccius wurde durch einen Schuß in die rechte Schulter schwer verwundet. Da sämtliche Offiziere tot oder gefechtsunfähig waren (Leutnant Graf v. Arnim befand sich bei der Abteilung v. der Heyde und fiel im Gefecht auf der anderen Seite von Hamakari), übernahm der älteste Sergeant das Kommando, wurde aber bald außer Gefecht gesetzt, indem er einen Schuß in den Arm erhielt; das Kommando ging auf den zweitältesten Sergeanten über; als dieser gefallen war, wurde die Kompagnie durch einen Unteroffizier geführt. Um 9^{45} Uhr eröffnete die Artillerie ein Feuer mit Schrapnells über die Köpfe der Infanterie hinweg, und zeitweise schwieg das Feuer der Herero. Um 10^{45} Uhr ging ein Teil der sechsten Batterie im Galopp vor zur Unterstützung der zehnten Kompagnie, auf die die Herero ein heftiges Feuer unterhielten von einem Kraal aus, den sie besetzt hatten, aber bald räumten, als ein Regen von Schrapnells sich darüber ergoß. Um 11^{00} Uhr wurde nach dem linken Flügel, an dem der Widerstand der Herero am heftigsten war, ein Zug der elften Kompagnie gesandt, der später noch durch die neunte Kompagnie und Maxims verstärkt wurde. Der Stoß der Herero gegen den linken Flügel dehnte sich bis auf die Nachhut aus und mußte in mehrstündigem, schwerem Gefecht zurückgeschlagen werden, währenddessen die Herero ganz nahe herankamen. Sie machten verschiedene Versuche, bis zu den Wagen zu kommen, und schienen es besonders darauf abgesehen zu haben, bis zu General v. Trotha zu gelangen. Die Ankunft von Verstärkungen von Omuweroumue, Otjozonjopa und Otjosongombe schien diesem Stoß auf die linke Flanke besonderen Nachdruck zu geben, der in den Stunden von 4^{00} bis 6^{00} am Nachmittage sehr heftig war. Gegen 6^{00} Uhr nachmittags, als die Ärzte beschäftigt waren, die Verwundeten zu verbinden, eröffneten die Herero das Feuer auf die Verwundeten-

wagen. Sofort wurden die Lichter ausgelöscht und die Wagen weiter vorwärts geschickt. Gegen 7⁰⁰ Uhr war die Wasserstelle genommen, und die Abteilung lagerte nahe dabei, in einem Viereck formiert. Da ein nächtlicher Angriff erwartet werden konnte, wurden keine Wachtfeuer angezündet. Die Herero feuerten übrigens nur einige Schüsse ins Lager.

Gegen Mittag hatte Leutnant v. Watter mit drei Mann Befehl erhalten, die Gegend nach dem Waterberg auszukundschaften und die Ursache der in jener Richtung bemerkten Staubwolken festzustellen. Er ritt bis Otjikaru und erkannte von einem Baume aus, daß der Staub von der Kolonne Deimling herrührte. Nachdem er so seinen Auftrag ausgeführt hatte, kehrte er zurück, als er sich aber dem Gefechtsfelde näherte, wurde er beschossen und erhielt drei Wunden, von denen eine schwer ist. Einer seiner Leute wurde getötet, ein anderer verwundet. Die Verluste der Abteilung waren insgesamt: Tot: Hauptmann Gansser, Leutnant Leplow und 10 Mann; verwundet: Oberleutnant Streccius, Leutnant v. Watter und 10 Mann. Die Verluste der Herero waren sehr schwer gewesen. Schon vor dem Gefecht war Oberstleutnant Müller mit dem Pferde schwer gestürzt und hatte sich eine Gehirnerschütterung sowie den Bruch mehrerer Rippen zugezogen. Major v. Mühlenfels übernahm deshalb das Kommando der Abteilung, die aus drei Kompagnien berittener Infanterie je zu vier Geschützen C/96, sechs Maschinengewehren und den Witbois zusammengesetzt war.

Major v. der Heydes Abteilung, bestehend aus drei Kompagnien berittener Infanterie, einer Batterie zu drei Geschützen C/96 und einer Batterie zu vier Gebirgsgeschützen, war am 9. August, 6⁰⁰ Uhr abends, von Omutjatjewa abmarschiert und am 11. um 6⁰⁰ Uhr morgens bei Okakarara eingetroffen. Während der Nacht vom 10. zum 11. sah man einen weiten Lichtschein am Himmel in der Richtung nach Waterberg, der von den zahlreichen Wachtfeuern der Herero ausging. Deren Signalfeuer konnte man in Zwischenräumen aufblitzen sehen. Kurz nach der Ankunft bei Okakarara brachte Oberleutnant v. Leckow die Meldung, daß er auf Herero gestoßen sei, die in nordwestlicher Richtung Kraale besetzt hielten und die ihn beschossen hätten. Die Geschütze nahmen die angegebene Richtung zum Ziel, und es wurde ein Feuer auf die Kraale eröffnet, das die Herero zur Flucht zwang. Um 9⁴⁵ Uhr marschierte die Abteilung auf Otjiwarongo zu, ihr hatte Leutnant Graf v. Arnim sich angeschlossen, der mit Befehlen für Major v. der Heyde von der Hauptabteilung eingetroffen war. Bei Otjiwarongo wurde Halt gemacht und dann auf Hamakari weitermarschiert. Leutnant v. Horn mit dem Telegraphenwagen und einem Reiter-Detachement blieben zurück. Kurz nach dem Aufbruch von Otjiwarongo wurden Pontoks und Kraale gefunden, die offenbar eben erst verlassen waren. Etwa 20 Minuten nach 2⁰⁰ Uhr fielen Schüsse auf dem linken Flügel. Die Spitze erhielt

heftiges Feuer von den an den Krümmungen des Weges lauernden Herero. Die kleine Abteilung war binnen kurzem umzingelt. Oberleutnant v. Lekow und der Feldwebel der fünften Kompagnie fielen. Die fünfte und siebente Kompagnie rückten nun vor und das Gefecht wurde allgemein. Bei seinem Beginn stürmte eine Anzahl mit Kirris bewaffneter Herero zu den Pferden und wollten sie wegführen. Einige wohlgezielte Schüsse veranlaßten sie aber bald, von den Pferden abzulassen und zu fliehen. Die Artillerie unter Major Osterhaus stand in der Nachhut und konnte deswegen nicht ausreichend Hilfe leisten. Die Herero machten mehrere Versuche, an die Artillerie heranzukommen und richteten ihre Aufmerksamkeit namentlich auf die Gebirgsgeschütze, indem sie auf die Maulesel feuerten, von denen auch mehrere getötet wurden. Diese Versuche wurden indessen durch das Feuer der Artillerie mit Erfolg zurückgewiesen. Während die Pferde hinter die Linie in Deckung geführt wurden, unterhielten die Herero von beiden Flanken ein heftiges Feuer. Zwischen 4⁰⁰ und 5⁰⁰ Uhr nachmittags machten sie von allen Seiten einen entschlossenen Angriff. Major Osterhaus wurde verwundet. Vorher war in der Schützenlinie der siebenten Kompagnie Leutnant Graf v. Arnim gefallen. Die Infanterie war einem unaufhörlichen Feuer ausgesetzt und konnte gegen die gewaltige Überzahl des Feindes keinen Raum gewinnen. Während des Gefechtes waren die Herero überall, selbst zwischen der Infanterie und den Geschützen. Nach Dunkelwerden kehrte Major v. der Heyde mit seiner Abteilung nach Otjiwarongo zurück. Nach Aussage eines bei der Abteilung befindlichen Herero leitete Kajata persönlich den Angriff des Feindes. Ein Mann von der siebenten Kompagnie entrann auf wunderbare Weise dem Tode. Während er mit einer Meldung zu den Geschützen zurücklief, erhielt er eine Kugel in die Brust und fiel hin; eine Bande stürzte sofort auf ihn zu, zog ihn aus und warf ihn in den Dornbusch. Nach der Entfernung der Herero erholte der Mann sich langsam wieder und erreichte nackend die Geschütze. Die Herero hatten ihn für tot gehalten, sonst würden sie ihm den Schädel eingeschlagen haben. Verluste der Abteilung: Tot: Oberleutnant v. Lekow, Leutnant Graf v. Arnim und 9 Mann; verwundet: 14 Mann.

Oberst Deimlings Abteilung marschierte am 10. August um 7^{00} Uhr morgens von Okateitei ab und erreichte am 11. morgens 5^{45} Uhr die Kraale von Omuweroumue. Sogleich nach der Ankunft nahm die Artillerie die mit Herero besetzten Kraale unter Feuer, und die Infanterie, die sich mit entwickelt hatte, rückte vor, während die Artillerie folgte. Hauptmann Fiedlers Abteilung, die am 10. August, 6^{00} Uhr morgens, Ozaidjache verlassen hatte, war nach angestrengtem Marsche durch den dichten Busch an einer vorher verabredeten Stelle auf der Straße von Okateitei nach Omuweroumue gelangt. Um 7^{00} Uhr morgens stieß die Abteilung Deimling, der die Kolonne v. Fiedler folgte, durch den Paß, durch den der Feind in großer Unordnung

floh, auf diesen und trieb ihn gegen Waterberg hin vor sich her. Bei der Ankunft an der Wasserstelle von Omuweroumue protzten die Geschütze ab und feuerten zwischen die Fliehenden. Da die Tiere durch den Nachtmarsch ermüdet waren, wurde eine zweistündige Rast gehalten und dann die Verfolgung nach Waterberg zu fortgesetzt. Während des Marsches unterhielten die Herero von den Flügeln her fortgesetzt Feuer, das jedoch durch die Geschütze und durch starke Seitenpatrouillen zum Schweigen gebracht wurde. Um 3^{00} Uhr mittags war Waterberg erreicht und Geschützfeuer auf die Schanzen der Herero auf den Hängen des Berges sowie auf das stark besetzte Missionshaus eröffnet. Um 3^{30} Uhr wurden die Höhen durch die Infanterie gestürmt. Wegen der nun eingetretenen äußersten Erschöpfung der Zugtiere und Pferde konnte der Marsch auf Hamakari an diesem Tage nicht mehr fortgesetzt werden. Es wurde am nächsten Morgen früh angetreten, und um 9^{00} Uhr vormittags war Hamakari erreicht. Oberst Deimlings Abteilung bestand aus vier Kompagnien berittener Infanterie, jede 170 Mann stark, und anderthalb Batterien, zusammen sechs Geschütze C/96. Hauptmann v. Fiedlers Abteilung war durch zwei Kompagnien, von 100 und 170 Mann, und zwei Geschütze gebildet. Die Verluste betrugen bei Oberst Deimlings Abteilung: 1 Mann tot und ein anderer verwundet. Hauptmann v. Fiedlers Abteilung hatte keinen Verlust erlitten.

In der Frühe des 10. August war Leutnant Auer v. Herrenkirchen von der Signalabteilung in Begleitung des Leutnants v. Reibnitz und 40 Mann von der Nordabteilung mit Park-Mauleseln und heliographischen Instrumenten von Otjenga nach der nördlichen Seite des Waterberges geritten und nach Zurücklassung der Pferde zu Fuß mit den Packtieren durch eine nach der Südseite des Berges führende Schlucht gerade über den Waterberg weitermarschiert. Wegen des steilen und felsigen Aufstieges von der Schlucht bis zur Spitze des Berges konnten die Maultiere nicht weiter benutzt werden, und alle Gegenstände wurden durch die Leute hinaufgetragen. Um 6^{00} Uhr nachmittags war die Verbindung mit dem Hauptquartier zu Ombuatjipiro hergestellt. Als die Herero die Station bemerkten, eröffneten sie darauf Feuer, glücklicherweise ohne Erfolg. Ein großartiger Anblick bot sich von oben auf die Wachtfeuer der Herero, die sich von Waterberg nach Otjosongombe und Hamakari erstreckten. Gegen Mittag am 11. konnte man fünf lange Reihen von Rindern, an der Spitze Wagen und Karren bemerken, die auf Waterberg zu sich bewegten, dann aber plötzlich die Richtung änderten, als das Nahen der Kolonne Deimling gemeldet sein mochte. Am 6. August war eine Patrouille von 12 Mann und 1 Eingeborenen unter Leutnant Frhr. v. Bodenhausen von der Abteilung v. Fiedler abgesandt, um nach Viehspuren zu suchen und festzustellen, ob der Paß zwischen dem kleinen und großen Waterberge von Herero besetzt sei. Nach Erledigung der Aufgabe trat Leutnant v. Bodenhausen den Rückweg

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

an, als er etwa 4 km nordwestlich vom kleinen Waterberg von einer Übermacht von Herero umzingelt wurde. Nach tapferer Gegenwehr fielen Leutnant v. Bodenhausen, 10 Mann und der Eingeborene; 2 Mann entkamen und erreichten um 7⁰⁰ Uhr abends das Lager.

Am 13. August brachen die Hauptabteilung und die Abteilung Deimling zur Verfolgung des Feindes von Hamakari nach Omutjatjewa auf; bei Omapaudu setzte indessen der Mangel an Weide und Wasser dem Weitermarsch ein Ziel. Während des Marsches wurde eine Menge Vieh erbeutet. Abteilung v. Fiedler marschierte vom Morgen des 12. August zum Omuweroumue-Paß, um den Abzug einer großen Kolonne Herero, die in dieser Richtung treckten, zu verhindern. Um 6³⁰ Uhr wurden die Herero in südwestlicher Richtung von der Straße Waterberg—Omuweroumue gesehen und, nachdem sie durch Geschützfeuer zerstreut waren, gelang es der Infanterie nach kurzem Gefecht eine Menge Vieh abzutreiben. Die Artillerie säuberte dann die von den Herero besetzten Kraals und nahm eine den Paß beherrschende Stellung nördlich vom Rivier ein. Am 13. August marschierte die Abteilung nach Okamuru, wo eine starke Hereromacht Kraale und Wasserstelle besetzt haben sollte. Beim Nahen der Abteilung zogen die Herero sich auf die Felsen und Schluchten zurück und waren bemüht, ihr Vieh in Sicherheit zu bringen. Als nach voraufgegangenem Artilleriefeuer die Infanterie vorging, fand sie, daß der Feind unter Zurücklassung einer Menge Vieh geflohen war. Am Nachmittag des 14. August kehrte die Abteilung dann nach Waterberg zurück. Die Ostabteilung, mit der das Bataillon v. der Heyde, bestehend aus der fünften, sechsten und siebenten Kompagnie, vereinigt, während die zweite und vierte Batterie nach Waterberg geschickt worden war, traf am Nachmittag des 12. August ein, marschierte am Nachmittag des 13. nach Otjatjingenge und Omurambo, nahe Otjosondjupa, und hatte am 15. ein fünfstündiges, erfolgreiches Gefecht mit den Herero bei Omatupa im Omuramba-ua-Matako.

Die Absicht der Herero war offenbar, sich mit ihrem Vieh nach dem Kaokofelde zurückzuziehen. Dieser Plan wurde durch die Bewegung der Abteilung v. Fiedler und den Anmarsch der Abteilung Deimling vereitelt. Der Schlüssel der feindlichen Stellung war in dem dichten Busch bei Hamakari, wo die bedeutendsten Kapitäne und die Mehrzahl der Krieger versammelt waren. Von Samuel Maharero wurde ein von Ovitmubo, unweit Hamakari, vom 4. August datierter, an Kasisi Kamupupo zu Waterberg gerichteter Brief folgenden Inhalts aufgefunden:

„Ich sage Dir, Kasisi, daß die rechte Zeit zum Angriff gekommen ist. Sende jedes Gewehr sofort und ohne fernere Weigerung hierher. Ich bin der Oberkapitän der Herero. Samuel Maharero.“

Am anderen Tage vormittags traf Oberst Deimling mit seinen Leuten im Lager ein. Ich besuchte früh das Feldlazarett, um einige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

bekannte Verwundete zu sprechen. Unsere Toten lagen nebeneinander gereiht, ein wehmütiger Anblick. Nachmittags wurden sie alle in einem Massengrabe beerdigt. Es war eine recht traurige Stunde. Exzellenz hielt eine kurze, ernste Rede. Er führte unter anderem aus, daß wir alle wohl voller Trauer an das Grab träten, dennoch aber auch voll Stolz auf unsere toten Helden blicken könnten, die hier, in

Oberst Deimling.

Erfüllung ihrer heiligen Pflicht, fern von der Heimat, ihr Grab gefunden hätten. Wegen der Nähe des Feindes mußte die Salve unterbleiben. Unter dem Eindruck des gestrigen Tages schrieb ich eine Feldpostkarte nach Hause. Im Laufe des Tages besah ich die Pontoks und nahm manch kleines Andenken mit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fünftes Kapitel.

Auf der Verfolgung.

Speise-, Trank- und Witterungsverhältnisse. — Es wird weiter getreckt. — In Okawitumbika. — Sonnenuntergang. — An bekannten Stationen vorbei. — Christoph Kain. — In Otjosondu. — Mein Gesundheitszustand ändert sich. — Sicherheitsdienst. — In der Omaheke. — Lager bei Ouparakane. — Ausflüge. — Okatambaka. — In Erwartung des Hauptschlags. — Im Eiseb-Gebiete. — In Epukiro.

Dreizehnter August. Wir rückten heute mit der vereinigten Abteilung Deimling zur Verfolgung der Herero auf Omutjatjewa am Omuramba-u-Omatako, südöstlich von Hamakari, ab. Gegen 10^{00} Uhr vormittags, wir hatten gerade in einer kleinen Mulde Rast gemacht, fielen einige Schüsse, sie mehrten sich schnell, und wir schienen im Rücken vom Feind angegriffen zu werden. In der größten Geschwindigkeit und im Feuer sattelten wir auf, die Schützenlinie bildete sich, die Maschinengewehre nahmen Stellung; da ertönte plötzlich das bekannte „das Ganze": Viktoriarufe (unsere Losung) mischten sich dazwischen, es war das Bataillon v. Mühlenfels, das uns unter Feuer nahm. Unser „Feind" erklärte, daß seine Spitze tatsächlich von Kaffern angeschossen worden sei. Zum Glück hatte es trotz des lebhaften Schießens keine Verluste gegeben. Die Kugeln fanden wunderbarerweise, trotz der vielen Menschen, immer wieder eine Lücke, wo sie durchflutschen konnten. Weniger günstig wurden jetzt die Wasser- und Weideverhältnisse für uns. Nach einem Marsche von 50 km erreichten wir endlich eine Wasserstelle, Omupanda, wo wir rasteten. Das Wasser war sehr knapp. Die zahlreichen Wasserlöcher standen ziemlich leer. Sofort begannen wir, sie tiefer zu graben. Jedes einzelne Wasserloch war von mehreren Leuten besetzt, die strenge aufpaßten, daß nicht etwa ein „Fremder" einen Tropfen Wasser erwischte. Wenn man in mehreren Stunden endlich ein Kochgeschirrdeckel voll Wasser hatte, schätzte man sich überglücklich, und keine Macht der Erde hätte einen von dem köstlichen

Naß zu trennen vermocht. Mancher der Kameraden schlug die Nacht um die Ohren, um noch eine Feldflasche Wasser für den anderen Tag zu erübrigen. Und das Wasser sickerte nur so ganz, ganz langsam nach, da ist dann „Warten" das unvermeidliche Stichwort. Eine dünne Erbswurstsuppe bildet mein Abendbrot. Fleisch gab es allerdings recht viel, doch fehlten die Zutaten zum Zubereiten. Wie mit dem Fleische gewütet wird, geht über alle Begriffe. Man findet Tiere, die erschossen, ihrer Leber, Nieren und allenfalls noch des besten Fleischstückes beraubt, liegen gelassen worden sind. Hunderte, ja Tausende von Viehkadavern liegen umher. Die Tiere verhungern und verdürsten, da sich niemand um sie kümmern kann. Die Wasserlöcher sind nämlich so tief, daß die armen Geschöpfe von selbst nicht an das Wasser herankönnen. Oftmals fanden wir Wasserstellen, wo wir erst das tote Vieh mühsam aus den Löchern entfernen mußten. Wie es unseren armen Pferden geht, läßt sich kaum beschreiben. Da hier die tausende Hereroochsen und -kühe, die sich in dieser Gegend vier Monate aufgehalten haben, nicht ein Hälmchen mehr übrig gelassen hatten und Hafer hier unbekannt ist, müssen die armen Tiere schrecklich hungern. Sie nagen die Äste der ihnen erreichbaren Bäume und die Kralbüsche ab und fressen die unglaublichsten Dinge.

Am 14. August gegen 2^{00} mittags kamen wir endlich in Hamakari wieder an. Unsere Ochsenwagen waren mittlerweile auch herangekommen. Von den Anstrengungen sind wir alle sehr mitgenommen. 15. August vormittags war ich mit auf der Suche nach besserer Weide für unsere hungernden Tiere. Wir fanden einen toten Herero, einen strammen Kerl. Hier im Lager von Hamakari beginnt im Anschluß an die ereignisvollen Tage auch der Garnisondienst sich fühlbar zu machen. Das Lager glich heute so ziemlich einer militärischen Putz- und Flickstunde. Wir hatten uns mächtig ranzuhalten, um bis zum anderen Tage bereit, d. h. einigermaßen unauffällig gekleidet zu sein.

17. August. Das Lager von Hamakari verlassen 2^{30} nachmittags und getreckt bis 5^{00} Uhr nachmittags, andauernd zu Fuß, was man sonst hier gar nicht kennt. Und dieses leidige Pferdeführen! Ich stand als Posten I von 5^{00} bis 7^{00} Uhr auf einem Termitenhügel und hatte guten Ausblick. Es ist sehr kalt. Getreckt bis 11^{00} Uhr nachts. Heute vormittag habe ich mich mit Sauko über Watermeyers Tod und Saukos Flucht nach Windhuk unterhalten. Merkwürdig ist es, wie sich die Eingeborenen im Gelände zurechtfinden. Die Kenntnis ihrer engeren Heimat befähigt sie, im ganzen Schutzgebiet Bescheid zu wissen, und das ohne jede Karte. Sauko sagte mir einfach: „Hier ist Grootfontein, hierso Outjo, Otavi, Omaruru, Karibib, Okahandja, Windhuk, Rehoboth usw. Die »schwarze Menscher« hätten die Wege alle im Kopf, und die »weiße Menscher« müßten immer erst auf den »Zettel« (Landkarte) sehen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

18. August. Auf der Padd bat mich jemand um ein Stückchen Brot, da ich doch beim Stabe sei, und der, wie die meisten doch meinten, immer noch etwas habe. Ich mußte leider bedauern, obwohl ich ihm gern ausgeholfen hätte. Brot hatte ich selbst ja schon lange nicht mehr gesehen. Wir lebten fast einzig und allein aus unserer Packtasche. Na, und darin sah es windig genug aus! Gestern abend trafen wir wieder in Erindi-Ongoahere ein, wo das Hauptquartier lag. Es ging das Gerücht, Okahandja sei bereits angegriffen und Karibib stark belagert. Wir befinden uns angeblich dicht vor dem Feind, und es herrscht streng durchgeführter Sicherheitsdienst. Gegen 5^{00} Uhr brachen wir auf, bis 10^{00} Uhr wurde getreckt. Das Viehtränken usw. verursachte große Schwierigkeiten. Ich lebe fast ausschließlich von Erbswurst.

20. August. Wir trecken fast ohne Ruhepausen. Es macht sich eine allgemeine Abspannung bemerkbar. Grimmige Kälte herrscht. Unser Lager befand sich hinter Sackmauern. Nachts 2^{00} Uhr sind wir aufgebrochen. Unsere Ochsenwagen fuhren sich fest; unangenehme Lage. Zum Schlafen kann ich leider gar keine Zeit finden. Castro läuft tapfer neben mir her. Nachts liegt er mit unter meinen Decken. 50 Schafe werden als Schlachtvieh mitgetrieben, ebenfalls 4 schlappe Ochsen. Gestern kamen wir endlich 4^{45} Uhr zum Mittagbrot. Gegen Mittag hörten wir deutlich Kanonendonner. Ob er von der Abteilung Mühlenfels herrührte? Bei Okawitumbika gewahrten wir wieder einen großen Grasbrand. — Soeben, 7^{30} Uhr abends, trifft Bataillon Mühlenfels in Okawitumbika ein. Ich muß oben mit bei Exzellenz servieren und gewahrte dabei Hauptmann Franke unter den Gästen.

Okatjeru, woselbst wir gegen 10^{00} Uhr ankamen, haben wir eine Stunde später wieder verlassen. Wir treckten eine gute Stunde zu einem Platz, wo ich soeben auf Tages- oder Viehwache bin, in buschbedeckter Savanne. Noch nie habe ich die Kälte in Afrika so empfunden wie an diesem Morgen. B. nahm an unserer Mittagskost teil: Linsen mit gebratenem Bockfleisch. Abends wurde Leber gebraten. An der Wasserstelle trafen wir gegen 7^{00} Uhr ein. Da der Stab ebenfalls hier liegen blieb, brauchten wir wenigstens keine Wache zu schieben. Seit langer Zeit konnten wir wieder einmal von 10^{00} bis 3^{00} Uhr durchschlafen. Um 4^{00} Uhr war der Aufbruch. Wir durften unsere Mäntel anziehen und kurze Zeit aufsitzen. Als wir aber gegen 7^{00} Uhr die Mäntel ausziehen mußten, froren wir scheußlich und bekamen steife Finger. Ich beobachtete eine herrliche Himmelsfärbung: goldig apfelfleischfarbenes Rot in den feinsten Abstufungen, im Westen dagegen tiefes, klares Blau mit den verblassenden Sternen. Der Mond schien bis gegen 4^{00} Uhr früh. B. buk Brot. Wir mußten für Exzellenz Kaffee bereithalten; es war aber unnötige Mühe. Um 6^{00} Uhr abends trafen wir in Owikokorero

ein. Ich ritt voraus, um Exzellenz die Ankunft der Wagen zu melden und sah Exzellenz mit Hauptmann v. L. schon von weitem. Exzellenz rief: „Das ist doch B.! Nicht wahr (zu v. L.), das habe ich doch gleich gesagt, den B. erkenne ich doch schon von weitem.“ Er war sehr freundlich. Nach Erledigung meines Auftrages ritt ich wieder zurück. Da, wo die Padd auf das freie große Plateau führt, saß ich ab und ruhte ein wenig aus. Der wunderbare Sonnenuntergang fesselte mich. Mich umgab fast Anblick und Beleuchtung wie gestern abend, bloß die Omatakoberge fehlten. Der eine erschien gestern abend einer Pyramide gleich; der Abendstern stand darüber. Im Osten stand heute schon der Vollmond mit einem Hof.

Donnerstag, den 26. August. Gestern mittag um 3^{00} Uhr sind wir mit Ach und Krach von Owikokorero abgekommen. Ochsen- und Eselwagen bilden unseren Train. Mittag um 3^{00} Uhr liegen wir 15 Minuten hinter Okatumba. Von 10^{00} bis 4^{30} wohltuende Pause. Gestern abend treckten wir bis 7^{00} Uhr, um einen zweiten Treck von 8^{00} bis 11^{00} Uhr einzuschieben. Die Kocherei bildete gewöhnlich meine besondere Aufgabe. Wenn es nur kein Pferdeführen in der Welt gäbe! Wenn man fast tagtäglich nur zwei Stunden Zeit zum Schlaf finden kann, ist man mit seinen Kräften bald zu Ende. Wir liegen bei Piets Farm unweit Oviumbo. Beim Überschreiten des Gefechtsfeldes von Oviumbo erinnerte ich mich heute morgen meiner dort empfangenen Feuertaufe. Zum Sinnen fand ich aber keine Zeit. Der Herr Major v. R., der neue Etappenkommandeur, kam uns entgegengeritten. Nach knapp 24 Stunden Aufenthalt in Okahandja, der keineswegs der Erholung gewidmet werden konnte, begaben wir uns wieder nach Owikokorero zurück.

Mit Christoph Kain, einem Bastard, der beim Stabe als Kundschafter und Landeskundiger ist, habe ich mich sehr viel unterhalten. Wir ritten bis Owikokorero nebeneinander. Einiges von ihm Gehörte lasse ich hier folgen: Christoph Kains Großvater mütterlicherseits war der Bruder von Samuel Mahareros Vater. Seine verstorbene Mutter hieß Elen Djigere. Sie hatte vierzehn Kinder, wovon noch vier Jungen und zwei Mädels am Leben sind. Besonders viel Geld soll die Erziehung des einen Bruders gekostet haben. Dieser sei vierzehn Jahre zur Schule gegangen und später in die englische Armee übergetreten. Im Burenkrieg sei er Invalide geworden und habe jetzt in England ein Hotel. Viel berichtete er von seinen Erlebnissen mit den verstorbenen Offizieren Oberleutnants Reiß und Eggers und von seiner Farm, die jetzt ebenfalls zerstört sei. Er beabsichtigte, nach Auszahlung der Entschädigung nach Deutschland zu gehen, um dort einzukaufen. Seinen Vater lernte ich im Dezember in Windhuk kennen, einen alten, verkafferten, etwas tapsigen Mann mit weißem Bart und dunkler Brille. Beide wollten nach Gibeon zu ihrer Farm. Höchst erstaunt war ich im März 1905, als ich in Swakopmund hörte, daß Christoph sich vergiftet habe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. September, 4⁰⁰ Uhr nachmittags. Soeben haben wir Owikokorero verlassen, durchgetreckt bis 4⁰⁰ Uhr früh, 30 Minuten geschlafen; 6³⁰ Uhr ab Wasserstelle, wo wir einen Ochsenwagen antrafen.

3. September, abends 10⁰⁰ Uhr, erreichten wir Otjosondu und kamen 1¹⁰ Uhr endlich zur Ruhe. Der Ritt von Owikokorero hierher war sehr anstrengend.

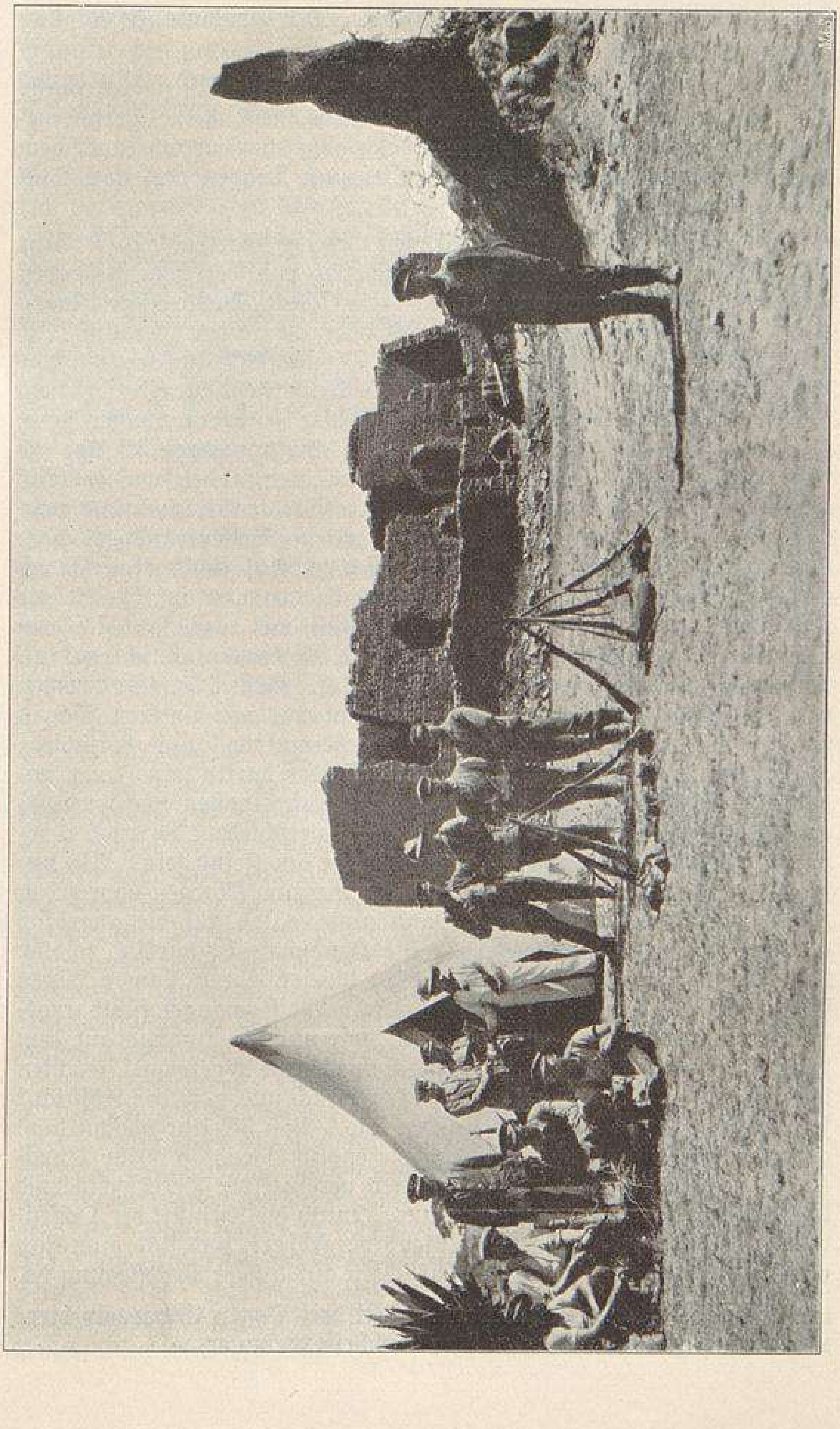
4. September. Wir liegen noch in Otjosondu, wo wir auch den morgigen Tag verbringen. Am Vormittag soll Patrouille nach dem Heliographenberg zur Beobachtung geritten werden. Ich wurde heute ärztlich wegen meiner Herzbeschwerden untersucht. Der Arzt hat nichts Bestimmtes festgestellt, ich soll in vierzehn Tagen noch einmal untersucht werden. Otjosondu ist ein ganz hübscher Platz mit gutem, kristallklarem Wasser. Um dessen Mißbrauch vorzubeugen, wurde ein Posten dabei aufgestellt. Sechs gefangene Hereroweiber „werken" im Lazarett. Abends lag ich bis 9⁰⁰ Uhr an meinem Feuer, las eine deutsche Zeitung und machte meine täglichen Notizen. Rittmeister H., ein alter Afrikaner, ist Etappenkommandant von Otjosondu.

5. September. In den Nächten weht ein eisiger Wind. Die Strapazen fühlt man doch recht in seinen Knochen; es ist überhaupt merkwürdig, wie wehleidig man nach körperlichen Anstrengungen wird. Der beschleunigte Puls macht mir ganz besondere Schwierigkeiten. In einer halben Stunde werden die Offiziere zurückerwartet. Um 7⁰⁰ Uhr hatten sie mit Exzellenz das Lager verlassen. Das eine Geschütz der Etappe steht seit heute früh mit eingespannten Eseln gefechtsbereit. Die Schützengräben vor dem Lazarett wurden ebenfalls noch erweitert und vermehrt. Die erwarteten Herero kamen aber nicht.

6. September. Morgen geht's nun weiter vor. Um 4⁰⁰ Uhr soll aufgestanden werden. Der Abmarsch war erst um 6⁰⁰ Uhr früh angesetzt, änderte sich plötzlich aber wieder auf Nachmittag 4⁰⁰ Uhr. Auf ärztliche Anordnung soll ich aus Gesundheitsrücksichten beim Wagen bleiben und nicht mehr reiten. Gestern abend um 6⁰⁰ Uhr kamen auch unsere so sehnsüchtig erwarteten Ochsenwagen.

7. September. Aus dem heutigen Abrücken war es wieder nichts geworden.

8. September. Der Abmarsch von hier verschiebt sich von Tag zu Tag. Samuel vom Oberpostsekretär buk mir gestern abend Fettkräpfel, zwanzig Stück ganz ausgezeichnete Pfannkuchen. Ich gab ihm Backpulver, Mehl und einen Löffel voll Butter dazu, meinen ganzen Besitz. Ich staunte über seine Leistung. Es war für mich eine unerwartete Delikatesse. Eine nicht so angenehme Überraschung bildete für uns abermals ein Gewitter. Der einsetzende Regen erwies sich glücklicherweise noch als ziemlich harmlos. Ich hatte mir schon vorsichtshalber noch eine Zeltbahn übergelegt. Beim Erwachen begrüßte uns ein herrlicher Morgen wie daheim im Juni. Obwohl den ganzen Tag über der Himmel bedeckt blieb und auch Abkühlung



Im Lager.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

eingetreten war, blieb es merklich schwül. Der berühmte Fesselballon ist auch seit einigen Tagen wieder sichtbar.

9. September. Das Hauptquartier sandte eine Offizierpatrouille ab. Zufolge meiner Herzbeschwerden wurde, was meine Person betrifft, von meiner Kommandierung dazu abgesehen. Nach englischem Muster wurden versuchsweise zwei Esel zum Tragen von zwei Sack Hafer mitgenommen.

10. September. Wir marschierten wider Erwarten früh 7^{00} Uhr ab. Ebenso überraschte mich die Nachricht von der bevorstehenden Rückkunft der Offizierpatrouille, die eine falsche Padd eingeschlagen hatte. Die Angelegenheit erwies sich aber als leeres Gerücht. Ich war diesmal Wagenführer. Zwischen 7^{00} und 8^{00} Uhr treckten wir los und waren 11^{30} Uhr an der ersten Wasserstelle Karidona (nach Christoph richtiger Onkariona). Da sich hier genügend Wasser fand, tränkten wir und brachen bald wieder auf, bis wir gegen 3^{00} Uhr die Wasserstelle Ombaheimoi erreichten. Auch hier fanden wir reichlich gutes Wasser in der schönen Landschaft. Wir trafen auch das vorausgerittene Hauptquartier sowie noch einen Wagentransport vom Stab des 1./II. F. R. an. Da ich mich unwohl fühlte, kauerte ich mich für Nachmittag in das Innere des Eselwagens auf die Stühle und Säcke. Wenn es auch dort empfindlich hart war, fand ich doch Schutz vor dem lästigen Zugwind. H. und M. kochten ab, ich „paßte". Die Küchenkarre hatte neben uns abgeprotzt. Gegen 5^{00} Uhr brachen wir wieder auf und kamen um 9^{00} Uhr abends mit unseren Wagen bei den Offizieren an: Alles geschah geheimnisvoll und vorsichtig; es herrschte größter Sicherheitsdienst. Wieder durfte kein Feuer angemacht, kein Licht angezündet werden. Doppelposten wurden ausgestellt. Ein gefangenes Hereroweib hatte verschiedene wichtige Aussagen gemacht; wir mußten jedenfalls nahe am Feind sein. Als unschätzbare Wohltat empfand ich, daß wir bis zum Morgen ohne jeden Zwischenfall schlafen konnten. Dann ging es los auf die angeblich vor uns liegende Durststrecke. — Die Landschaft ist wirklich hübsch. Ich finde, daß die Omaheke (Sandfeld) bis jetzt ihren Namen Lügen straft. Es hat sich bis jetzt durchaus kein Wassermangel fühlbar gemacht. Offiziere ritten wieder vorauf, wir mußten anfangs auf dem Wege ziemlich in Sicht bleiben. Eine kleine Pause abgerechnet, machten wir um 11^{00} Uhr Rast. Beim Abrücken sprach uns noch der Adjutant seine Anerkennung für gutes Fahren aus. Von 3^{00} Uhr nachmittags ab wieder in Bewegung, erreichten wir endlich abends 8^{00} Uhr Ouparakane. Hier konnten wir die Feuer vereinzelter Hereroschwärme beobachten, alle lagen westlich von uns. Durch die Ankunft der Ochsenwagen hat sich unser Lager bedeutend vergrößert, und sind auch nun mehr oder weniger begründete Aussichten auf bessere Verpflegung da.

14. September. Ouparakane. Seit drei Tagen liegen wir hier; unser Lager wird von Tag zu Tag vorschriftsmäßiger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

15. September. Castro hat bei mir sehr viel verloren, nachdem er heute bei zweimaligem Angriff das gesamte Fett verzehrt hatte. Beim ersten Versuch erwischte ich ihn und erteilte ihm eine derbe Schambockle ktion, beim zweiten ließ ich ihn laufen.

18. September. Sonntag. Wieder einmal so ein afrikanischer Sonntag, der sich von einem Wochentage durch nichts unterscheidet. Ich habe meine Post besorgt, da sie übermorgen früh von hier weggehen soll. Gestern hatten wir Appell anläßlich der Verproviantierung. Wir erfuhren dienstlich, daß wir schon seit längerer Zeit nur zwei Drittel der uns zustehenden Portion empfingen. Die so schwierige Anfuhr des Proviants mache dies nötig. Wir bekommen jetzt täglich — sogen. kochgruppenweise — außer Reis, Linsen oder Dörrgemüse und reichlich Fleisch sechs Stückchen Zucker, einen Löffel voll Butter oder Schmalz und etwas Salz. Es sind sechs Beutel Post eingetroffen.

19. September. Heute kamen die Beförderungen gelegentlich des angesetzten Sattel- und Stiefelappells heraus. Heute mittag hatte ich Schweinebraten, und zwar von dem Erdschwein, das Leutnant R. geschossen hatte. Es sah aus wie Kalbfleisch, war mir beim Braten verbrannt und schmeckte genau so wie ein anderes Stückchen Fleisch, von „Schweinerei" keine Spur. Heute kochte ich mir einen Schakalschädel aus. Einer der heute abgegangenen Ochsenwagen gebrauchte, um vorwärts zu kommen, vierzig Ochsen, das Doppelte des gewöhnlichen Gespanns! Morgen soll es nun von hier fortgehen, sicher ist es aber noch nicht. Heute haben wir endlich wieder Brot gebacken.

20. September. Wir sind immer noch in Ouparakane. Morgen geht es auch noch nicht weiter. Wir liegen hier an einer sehr guten Wasserquelle, das Lagerbild ist sehr hübsch. Viele große Bäume beleben das Gelände, dazwischen fliegen und huschen Hunderte von Vögeln aller Art. Für Jäger ein reiches Feld der Beute! Heute ging ein Ochsenwagen und die eine Postkarre ab; ebenso eine Offizierpatrouille. Diese kommen und gehen fortwährend. Wir lebten nochmals ausnahmsweise „bene". Als Mittag- und Abendbrot gab es gebratenes Gehacktes, richtiger Gemahlenes, außerdem gekochte Karotten und süßen Milchreis auf Eis (d. i. kalt), dazu als Nachtisch Kaffee. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!

22. September. Heute ist meiner Mutter Geburtstag. Abends 8°° Uhr wurde die Postpatrouille gemeldet; eine Stunde später war ich im Besitz eines Briefes und einer Karte. Es ist eine ganz eigentümliche Empfindung, so fern der Heimat, mitten zwischen Bildern von Gewalt und Zerstörung, von daheim erfreuliche Nachrichten zu erhalten. Man empfindet gleich viel wärmer, und doch bin ich froh, dabei sein zu dürfen, wo Geschichte, wenn auch nur Kolonialgeschichte, gemacht wird. Ich komme spät zu Bett, da ich noch mit dem Packen zu tun hatte. Es ging nämlich wirklich morgens Punkt 7°° Uhr von Ouparakane weg. Ich fuhr bis 10°° Uhr den Eselwagen. Zu dieser Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trafen wir an der Wasserstelle Eware (12 km von Ou) die Offiziere. Es wurde Rast bis 4^{00} Uhr gehalten. Die Eselwagen wurden ausgepackt, die Zelte aufgebaut. Nachmittags mußte ich meinen Platz auf dem Eselwagen dem Stabsveterinär einräumen, der erkrankt war. Ich ritt dafür dessen Pferd, einen Afrikaner, der anfangs bockte. Gegen 7^{00} Uhr erblickten wir mehrere hundert Meter vor uns ein Feuer. Es schienen Herero zu sein. Oberleutnant v. B., der wieder die Stabswache und Spitze führte, ritt im schärfsten Galopp darauf zu, hinter ihm K. und als dritter folgte ich. Losgeprescht, daß die Funken stoben, tief über das Pferd gebeugt, das Gewehr vorn auf dem Sattel und mit der Rechten fest umklammert! (Geärgert habe ich mich aber doch, daß ich meine eben angebrannte letzte Zigarre wegwerfen mußte.) Ran! Da! — Leider Kameraden! Wir waren an der Wasserstelle Okawehomna. Wir hatten heute insgesamt nur 27 km zurückgelegt. Hier blieben wir liegen, 1 Stunde von unserem Ziele. Für die nächsten Tage steht wieder ein Gefecht in Aussicht. Morgen soll uns Major v. Estorff begegnen. In warmer Nacht, 11^{00} Uhr, legten wir uns zur Ruhe.

23. September. Frühmorgens um 6^{00} Uhr setzten wir uns in Marsch. Es sollten Beleuchtungsfeuer abgebrannt werden, der helle Morgen erwies sich aber als zuverlässiger. Elende dornige Padd! Kurz vor dem Lager mußte ich heraus, um Seitenpatrouillen heranzuholen. Bald kam Herr Major v. Estorff selbst im schneidigen Galopp angesprengt. Wir hatten also Ovinaua-Naua, wo der Major lag, erreicht. Er hatte hier am 9. September ein kleines Gefecht mit den Kaffern gehabt. Wir waren inzwischen auf einen anderen Platz aufmarschiert, von wo aus wir den uns angewiesenen aufsuchten. Das wurde aber später wieder umgestoßen, und wir hatten die Mühseligkeiten des Sattelns abermals. Wir liegen jetzt ganz abseits vom Lager. — Ich lernte heute Oberleutnant Volkmann kennen. — Beim Absuchen der Kraals und Pontoks hatte ich Erfolg. Die Landschaft ist ähnlich der bei Hamakari. Wir fanden Tote. Die Wasserstelle liegt weit ab, mindestens 25 Minuten. Morgen früh soll es weitergehen. Ochsen- und Eselwagen trafen gleichzeitig im Lager ein.

24. September. Heute mittag nahm ich Sauko als Pfadfinder mit, und wir suchten die sich nach Ovinaua-Naua nennende Wasserstelle auf. Einer der „Funker" hatte mich zu diesem Ausflug angeregt. Es lägen da noch viel Herero. Ich fand dann auch mehrere Omakaintus und männliche Leichen. Vorsichtshalber hatte ich mir eine „Ziehgarr", wie J. sagt, angesteckt; dies erwies sich als sehr nötig. Ein durchdringender Leichengeruch machte sich schon von weitem bemerkbar. Einige Ochsenkadaver taten auch noch das ihre dazu. An der Wasserstelle fand ich außerdem noch Bokies in einem Vlay liegend. Diese, wie alles tote Vieh, waren dick aufgeblasen. Einen ekelhaften Anblick bieten solche Kadaver! Die ganze Padd war mit weißen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Aschenhaufen umsäumt, Feuerstellen der Herero. Um die einzelnen Feuerstellen befindet sich, kraalartig zusammengebaut, leichtes Buschwerk. Bei der Flucht von hier müssen es die Herero ziemlich eilig gehabt haben, denn es lagen noch unzählige Geräte umher. Einzelne Ochsen- und Bokiesfelle fehlen überhaupt nie. Daneben liegen die täglichen Gebrauchsgegenstände; sogenannte Kalabaß, eine Kürbisart mit dünnen Ochsenriemen eingebunden, sind ebenfalls viele vorhanden. Da findet man weiter Holztrichter, Handwerkzeuge, dazwischen wieder Schmuckgegenstände, die bekannten Kettenschienen, von Eisenperlen, Ketten von kleinen blauen Perlen. Diese sind deutsche Arbeit, wie ich sie einmal in einer thüringischen Glaswerkstatt mit dem Bemerken gezeigt bekam, daß diese später von den Schwarzen getragen würden. Gestohlene Sättel von der Truppe, dazwischen ein europäischer Weiberrock und ebensolcher Hut, allerhand Lumpen und religiöse Bücher, in dem Owaherero gedruckt, Gesangbücher, Neues Testament, Religionsbücher mit Bildern. Einige Sachen nahm ich mit. Das Hauptquartier scheint vorläufig noch bei Herrn Major v. Estorff zu bleiben. Wir befinden uns im Gefechtszustand. Wann und wie wird sich das nächste Gefecht gestalten?

25. September. Um 12⁰⁰ Uhr mittags wurde unerwartet bekannt gemacht, daß um 4⁰⁰ Uhr Abmarsch sei. Großes Packen. Ich ritt auf meine Bitte wieder meine Lotte, meine braune Stute. Der Intendant fuhr an Stelle des erkrankten Stabsveterinärs im Wagen. Erst hieß es, das Hauptquartier ritte an der Spitze der Artillerie, dann ritten wir hinter der Kompagnie v. Zülow, die ich seit April nicht gesehen hatte. Er ritt wieder seine Schimmelstute „Else“. Eine stattliche Kolonne. Es ging ein starker Wind, so daß man kaum Feuer zur Pfeife bekam. Plötzlich stolperte meine Lotte, und ehe ich mich's versah, stürzte sie. Claas, der sie bisher geritten, hatte das zugehörige Zaumzeug verbummelt, und so hatte sie ein englisches Kopfgestell, deutsches Zaumzeug, d. h. nur einen Zügel, der noch dazu in die Kandare eingeschnallt war. Ich konnte Lotte also nicht hochreißen. Es war noch glatt abgelaufen, und ich trabte bald wieder hinterdrein. Abends 8⁰⁰ Uhr erreichten wir Ouparakane, eine frühere Farm, F. Spatz gehörend. Hier sollen wir nun morgen liegen bleiben. Die Ochsenwagen sind auch schon da.

26. September. Okatambaka. Die Wasserstelle liegt eine halbe Stunde von hier entfernt. Mit den Wasservorräten ist es also unter solchen Verhältnissen nicht gerade günstig. Erst wurden die kleinen Wasserfässer der Ochsenwagen in Anspruch genommen; ohne Widerspruch geht es dabei aber nie ab. Später wurde das große, 300 Liter fassende Wasserfaß freigegeben, da war denn schon der Schwierigkeit abgeholfen. Als die Pferde zur Tränke getrieben wurden, ging ich mit hinab ans Wasser. Die Pferde machten weithin sichtbare Staubwolken. Nach tüchtigem Fußmarsch, den man, obwohl

„gelernter Infanterist", auch gar nicht mehr gewohnt ist, erreichten wir endlich die Wasserstelle. Schon von weitem war das Haus des Farmers sichtbar. Von den umgebenden grünen Baumgruppen hob es sich hübsch ab. Bei näherer Besichtigung zeigte der Bau sich allerdings nur noch als Ruine. Die Farm Okatambaka hatte das Schicksal so vieler anderer Farmhäuser getroffen. Die Spatzsche Farm erschien mir in ihrer reizenden Anlage, inmitten der herrlichsten Baumgruppen, geradezu idyllisch; ich habe eine gleich prachtvolle Anlage im ganzen Schutzgebiet nicht wieder gefunden. Unten am Wasser gelegen, abseits des Wohnhauses, gewahrte ich sogar ein regelrechtes Badehaus, das aber scheinbar beim Ausbruch des Aufstandes noch nicht fertig war. Christoph sagte mir später, daß er beim Farmer Spatz, der jetzt als Feldwebel eingezogen ist, früher öfter gewesen sei. Im Garten der Farm befand sich ein schöner, großer, zisternenartig von einer ziemlich hohen Mauer umgebener Brunnen. Außerdem waren noch einige tiefe Wasserlöcher in dem klippigen, weißen Gestein vorhanden. Als Trog stand bei diesen ein alter, ausgehöhlter Baumstamm, während an einer anderen Stelle eine große Zinkbadewanne als Tränktrog diente. Das Tränken der Tiere bietet dem Auge ein prächtiges Bild afrikanischen Kriegslebens. Einen forschen Anblick bietet doch der afrikanische Reiter in schweren Reitstiefeln, der pluddrigen Kordhose, dem breitrandigen Hut, in mehr oder weniger kühner Art aufs Haupt gedrückt, den unvermeidlichen „Koksofen" zwischen den Zähnen, und so arbeitet das nun in Hemdärmeln zwischen den Tieren herum. Im Wasserloch unten stehen oder hängen die Eingeborenen, die den gefüllten Eimer oder Futterbeutel aus der Tiefe heraufreichen. An der Wasserstelle biwakierte die Bastard-Abteilung sowie die 1. und 2. Feldkompagnie Regiments I. Beim Rückmarsch von der Tränke setzte ich mich auf eins der ungesattelten Pferde, erwischte aber ein Tier mit ganz besonders hohem Kreuz. Ein sehr zweifelhaftes Vergnügen und nicht zur Nachahmung zu empfehlen! Dieser stolze Ritt wurde mir begreiflicherweise zur Ewigkeit. Einen sehr merkwürdigen Fund machte ich in einem Notizbuch. Es war aus dem Jahre 1896 und belehrte mich hinlänglich über die Verkaufspreise der Händler und die Schulden der Herero. Der angebliche Vernichtungsschlag gegen den Feind soll in den nächsten Tagen bestimmt stattfinden. Mit den Gefechten am Waterberg scheinen sie ja daheim recht zufrieden zu sein, wie aus einer Zeitung zu ersehen war, die ich hier zufällig erwischte.

27. September abends. Ich liege am Feuer, jeden Augenblick des Abrückens gewärtig. 4^{30} fand Feldgottesdienst statt. Eingeleitet wurde dieser Gottesdienst durch Gesang eines schnell zusammengestellten Kirchenchors, und zwar sangen sie das niederländische: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten!" Ich entsann mich, das Lied schon schöner gehört zu haben; unter den Umständen störten aber einige Mißtöne nicht. Den Altar bildete eine Holzkiste, die mit

einem roten Tuch, das das eiserne Kreuz schmückte, umkleidet war. Der Predigt waren Paulus Worte, betreffend des echten Kriegers letzte Rüstung, zugrunde gelegt. Der Geistliche begann mit der Erzählung eines Erlebnisses eines Amtsbruders. Dieser sei einst ins Haus eines reichen, sterbenden Kaufmanns gerufen und von ihm mit den Worten empfangen worden: „Sprechen Sie mir, bitte, ohne Weitläufigkeiten nur von zwei Dingen, von »Gott« und von der »Ewigkeit«!" Wir wollen dies nun heute auch tun. Es sei zwar hier kein Gotteshaus und auch keine Kirchenparade, aber wir wollen hier Gottes Angesicht suchen und uns etwas von seiner Stärke aneignen. Er erinnerte uns eindringlichst an den Ernst dieser Stunde. Morgen sollte es nun zum Kampfe kommen, der dieser Verfolgung vielleicht ein für allemal ein Ende mache. Jeder solle und müsse nun seine Rechnung mit Gott gemacht haben. Wir sollten eingedenk sein der Tränen, die dieses Krieges wegen schon geflossen seien, der Morde, die hier nach Wiedervergeltung zum Himmel schrieen. Ein Naturvolk habe sich angemaßt, sich alles erlauben zu können. Hiergegen sei aber von Gott eine Obrigkeit eingesetzt, die das Schwert nicht umsonst trage. Und von Tausenden daheim seien wir auserwählt, um es in die Hand zu nehmen. Er ermahnte uns, es ordentlich zu führen, wenn auch vielleicht der eine oder andere von uns morgen bleiben sollte. Gott habe uns allen oben eine Ruhe in der Ewigkeit vorbehalten, wo wir uns alle wiedersehen würden. Das seien keine leeren Worte, sondern ernste Möglichkeiten. Lieber wollten wir alle sterben, als daß einer von uns feige befunden werde. Darum wollten wir auch Gott bitten, daß keiner als Schurke handle, daß die daheim nicht mit Fingern auf uns zeigen würden: „Die, das sind die da unten, die das in sie gesetzte Vertrauen mißbraucht haben." Vielmehr wollten wir alle ganz so handeln wie die dereinst. So ungefähr führte der Pfarrer seine Predigt aus. In seinem Gesicht wetterte es oft. Man merkte, daß er sich selbst der Rührung erwehren mußte. Die Wirkung seiner Worte war auch fast auf allen Gesichtern zu lesen. Gebet, Vaterunser und Segen beschlossen den kaum eine Stunde währenden Feldgottesdienst. Er hatte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, der mir unvergeßlich bleiben wird. Der Geistliche trug übrigens ebenfalls unseren Kordrock; auf der Brust ein goldenes Kreuz und um den Arm ein blauweißes Band mit rotem Kreuz. Auf der Padd ritt er wie jeder andere Offizier, trug Patronen, Gürtel und Gewehr, und nur die langen Haare verrieten dem Beobachter seinen Beruf. Morgen soll also das Gefecht stattfinden. Mit Gottes Beistand werde ich, so er will, auch diesen Tag wieder gesund überstehen.

28. September, 6^{30} Uhr vormittags. Wir sind die Nacht durchgetreckt. Ich kutschierte wieder den Eselwagen, will aber heute während des Gefechtes gern reiten. Wir sind nun hier an der Wasserstelle, wo die Herero sein sollten; sie scheinen wieder einmal ausgekniffen zu sein. Major v. Mühlenfels soll gestern dasselbe erlebt

haben. — 8³⁰ Uhr abends. Daß wir um 2⁰⁰ Uhr mittags in aller Gemütsruhe abkochen würden, hätte ich doch nicht gedacht. Waren wir doch durch den gestrigen Feldgottesdienst auf das ernsteste gefaßt und vorbereitet, in einer Stimmung, zu siegen oder ehrenvoll zu sterben, und sahen dem Tag entgegen, der vielleicht den Hereroorlog beenden sollte. Gegen 10⁰⁰ Uhr fallen endlich einige Schüsse vom Feinde, denen 10³⁰ Uhr unser erster Kanonenschuß folgte. Ein befriedigendes Aufatmen. Die Artillerie trat in Tätigkeit, und wir gedachten, einen recht lustigen Tanz zu bekommen. Aber es kam anders, die Herero machten Kehrt, in vollster Flucht gingen sie längs des Eiseb nach Osten zurück, ohne Widerstand zu leisten. Wassermangel macht sich recht fühlbar. Die Wasserstelle zeigt unzählige Wasserlöcher, die die Herero gebuddelt, und wo sie heute morgen noch getränkt hatten; sie führt den Namen Osombo Owindimba, auch Osowindimba geschrieben.

29. September, 1⁰⁰ Uhr mittags. Eine Postpatrouille überbrachte mir hier unter anderm einen Erfurter Anzeiger mit dem Poststempel des denkwürdigen 11. August. — Sehr viele Herero sind teils zugelaufen, teils aufgegriffen worden. Besonderes Aufsehen erregte die Tochter des Zacharias, die sich ebenfalls unter den Frauen befand, die ein rotes Kleid, deutsche Armbänder und Siegelringe trägt und Deutsch spricht. Morgen macht das Hauptquartier den Vormarsch des Majors v. Estorff mit, soll aber bald wieder zurückkommen. Der für heute abend 10⁰⁰ Uhr angesetzte Abmarsch wurde auf nachts 1⁰⁰ Uhr verschoben. Es heißt, daß die Herero Friedensverhandlungen anknüpfen wollen. Gefangene sollen gesagt haben, Samuel sitze fünf Tage von hier an einem Platz ohne Wasser, die besten Ochsen habe er mitgenommen. Andere sagen wieder, er sei jetzt in Owinaua-Naua. Oberleutnant B., der heute irgendwo einen Erkundungsritt unternahm, ist, wie er selbst sagte, heute vormittag eine halbe Stunde vom Lager angeschossen worden. Den Gefangenen wird hier kein Haar gekrümmt. Ein Kerl, der heute morgen auch mit aufgegriffen wurde, hatte noch Hosen an. Ich sah ihn dann, wie er auf allen Vieren vor Exzellenz auf seinen angewiesenen Platz kroch, ein Pavian in Menschengestalt!

Den Witterungswechsel darf ich nicht unerwähnt lassen. Seit acht Tagen ist das schöne Wetter weggeblieben. Kalter Wind, bedeckter Himmel, hier und da Regen, dann wieder Gewitter, die nicht zum Ausbruch kommen, so geht das täglich, höchst ungemütlich! Ich liege am Feuer und schreibe, schon um mich wach zu erhalten. Leider kann man das Schreiben nicht länger als eine Stunde ausdehnen, da durch den Rauch sich bald Kopfschmerzen und entzündete Augen einstellen. Posten steht heute abend nicht, um 11⁰⁰ Uhr sollen wir aufstehen. Gestern abend kam das Hauptquartier schon wieder zurück.

1. Oktober. War ich bis heute schon Soldat, Bäcker, Koch, Schlosser, Tischler usw., so betätigte ich mich zum ersten Male als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fleischer. Von getöteten, umherliegenden Ochsen nahm ich mir die Zunge und von einem Kalb noch die Leber heraus, und habe auf diese Weise für mehrere Tage Proviant. Übermorgen soll es über Epukiro weitergehen.

4. Oktober. Seit gestern abend sind wir wieder bei der Spatzschen Farm in Okatambaka. Ich sitze auf den Trümmern des Wohnhauses wie Hannibal auf den Trümmern von Cartago und schreibe auf einer zerstörten Kopierpresse. Ich blieb als Schwamm oder als Kranker, oder als Kutscher des Eselwagens Seiner Exzellenz zurück. Wir stehen hier immer auf dem Sprung, es heißt, es ginge erst im Laufe des anderen Tages weg.

5. Oktober. Früh 6^{00} Uhr Lager verlassen; unser Eselwagen folgt unmittelbar hinter dem Stabe. Schlechte, holprige Padd; Castro neben mir. Große Hitze. Durch Epata fuhren wir ohne Aufenthalt. Das Hauptquartier tränkte. Stellenweise hohe Bäume, hübsche Landschaft, besonders anfangs, gleich hinter Osombo-Owindimba. Das grüne Eisebrevier liegt vor mir. Besonders das jetzt hervorbrechende Grün erhöht den Reiz der Landschaft. Gegen Mittag erreichten wir Otjinene. In Epata lagerten zehnte Kompagnie, zwei Maschinengewehre; hier biwakierten Volkmanns Mannschaften. Wir suchten uns einen halbwegs schattigen Platz aus und ließen Pferde und Esel tränken, während M. und H. das Zelt für Exzellenz aufschlugen. Die Küchenkarre hatte auch abgeprotzt und tat ihre Schuldigkeit für die Offiziere. Die Mannschaften hatten so gut wie gar nichts zu essen. Ich hatte noch einige Vorratsüberschüsse. 4^{00} Uhr Aufbruch. Vorher hatten wir übrigens noch Rum, Tabak, Zucker und etwas Speck bekommen. Außerdem empfingen noch je 10 Mann eine Büchse Preißelbeeren. Dies Ereignis wurde besonders gefeiert. Ich sitze unten am Wasserloch, neben mir Kameraden, die über Schnaps, den sie nicht haben, tolles Zeug zusammenschwatzen.

6. Oktober. Owinaua-Naua erreichten wir gegen 7^{00} Uhr. Hier angekommen, ging es sofort zum Tränkebeaufsichtigen der Esel nach der gut 20 Minuten entfernten Wasserstelle. Gehen fällt mir sehr schwer, da ich keine Luft bekomme und das leidige Herzklopfen habe. Ich werde zur Pferdewache kommandiert. Die Weide lag einige Kilometer vom Lager ab; das war ebenso umständlich wie die Tränke. Die Pferde bleiben nicht draußen. Zum Tränken und Haferempfang (ein halbes, ein und drei Pfund) kommen sie dann früh herein. Die armen Tiere sind alle durch das Hungern sehr heruntergekommen. Es geht ihnen ebenso wie ihren Reitern. Außerdem schien Owinaua-Naua eine zur Zeit ziemlich bedeutende Etappe geworden zu sein. Wir erblickten eine Unmenge Ochsenwagen, eine Feldpoststation Nr. I und zu unserer größten Verwunderung sogar eine Feldbäckerei. Seit Erindi-Ongoahere (Anfang August) hatten wir keine Bäckerei wieder gesehen, also auch kein Brot empfangen. In Owinaua trafen wir denn

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

auch endlich unsere Proviantwagen. Seit fünf Tagen waren wir ohne Proviant gewesen. Vormittags hatten wir auf sechs Tage eiserne Portionen und Rationen empfangen. Gegen 4⁰⁰ Uhr verließ das Hauptquartier den Platz. Von 6⁰⁰ bis 10⁰⁰ Uhr herrschte ein furchtbarer Sturm, der den drohenden Regen verjagte. Ich saß auf Unteroffizier Schönwolfs Wagen, dem ich zugeteilt bin. Gegen 6⁰⁰ Uhr berührten wir die Wasserstelle Omboka. Das Hauptquartier blieb während der Nacht da liegen, ebenso die „Funker". Ich tränkte daselbst ein Wagenpferd und hatte dadurch wieder Schwierigkeiten, an den Ochsenwagen heranzukommen. Das Biwak wurde 1 bis 2 Stunden später bezogen.

7. Oktober. In Okamebekere, der nächsten Wasserstelle, kamen wir gegen 8⁰⁰ Uhr, das Hauptquartier ungefähr eine halbe Stunde später an. Am Mittag war großer Schmaus: Suppe, Makkaroni, Schmorbraten. Am Abend vorher gab es Speckkartoffeln und Grog. An diesem Abend: Wurst, Brot und Grog. Seltener Freudentag! Unser Wagen war der letzte der Kolonne, die aus drei Wagen und einer Karre bestand. Wir hatten stets Geländeschwierigkeiten zu überwinden.

Am 8. Oktober lagen wir eine halbe Stunde von der Wasserstelle Okatjekurie und füllten beim Vorbeifahren gleich die Wasserfässer.

9. Oktober. In der Wasserstelle Kanduwe trafen wir auf schlechtes, stinkendes Wasser. Hier ereilte uns ein Mißgeschick. Wir lagen 20 Minuten vom Wasser entfernt auf einer Anhöhe. Als es an das Pferdeeinfangen ging, fehlte ein Tier. Die Eingeborenen hatten nicht aufgepaßt, so daß das eine in die hier ausnahmsweise sumpfigen Wasserlöcher einsank. Es steckte dermaßen im Morast, daß es nur den vereinten Anstrengungen und Anspannung aller Kräfte gelang, das Tier zu befreien. Feldwebel O., dem es gehörte, blieb mit mir am Wasserloch, während die anderen Wagen abfuhren. Die Folge davon war für uns zweistündiger Fußmarsch.

10. Oktober. Epukiro, das Ziel meiner Sehnsucht, ist erreicht. Gott sei Dank. Die Landschaft ähnelt der der vorigen Wasserstelle. Es war eine mühsame Fahrt, ehe wir gegen 10⁰⁰ Uhr ankamen. Ein Bau mit Fahne entpuppte sich später als die frühere Station, die jetzt als Lazarett eingerichtet ist und eine „Rote Kreuz-Flagge" führt, die schon von weitem leuchtete. Ich machte hier noch andere Beobachtungen. Oben bei der Station soll sich früher die Mission befunden haben. Es stehen noch zwei große Hütten, aber nicht die gewohnten Pontoks, sondern Hütten von Stroh, wie sie meistens in kolonialen Büchern abgebildet sind. Auch fand ich hier noch nie Gesehenes: gebrannte Töpfe aus Ton als Beweis für das „labora" der tüchtigen katholischen Missionare. Ein festes Haus hatten diese noch nicht gehabt, aber eine Unmenge gebrannter Backsteine lagen überall aufgestapelt: Spuren der Zerstörung merkte man reichlich. Viele Druck-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schriften lagen zerstreut umher, gedruckte Noten, zerrissene Breviere. Ich entdeckte eine französisch geschriebene und zwischen Patres gewechselte Feldpostkarte; als Andenken nahm ich mir einige Sachen mit. Die eine Hütte bewohnten Eingeborene, die andere war als eine Art Bekleidungsdepot eingerichtet. Die Station erschien mir einem kleinen Wirtschaftshof ähnlicher, denn einer Feste; nur der nach Westen gebaute niedrige Turm erinnerte daran. In den niederen Räumen, meistens Ställen, liegen nun die armen Kranken. Gestern früh war ich einmal oben bei der Station, um das Gelände kennen zu lernen. In der Nacht waren zwei Mann gestorben, ein Soldat und ein eingeborener Treiber. Der Soldat, am Typhus gestorben, lag in einer Zeltbahn eingewickelt, sein Gesicht war mit einem weißen Tuche verbunden.

In Epukiro machte der Feldwebel bekannt, daß nachmittags ein Oberarzt käme, um Sergeant B. und mich zu untersuchen. Der Oberarzt stellte bei mir fest, daß sie für mich keine Medizin hätten, ich vielmehr nur der Ruhe bedürfe. Am 11. Oktober mußten wir beide zum Revierdienst. Auf meine Frage, ob ich nicht Aufnahme im Feldlazarett finden könne, wurde mir die Antwort zuteil: „Nicht Feldlazarett Epukiro, sondern Lazarett Windhuk, und bei erster Gelegenheit abgeschoben." Rum und Zigarren empfingen wir vor einigen Tagen. Heute, am 12. Oktober, erhielten wir bedeutende Liebesgaben, jeder Mann eine Flasche Rotwein und ein Pfund Schokolade. Morgen soll es fortgehen. Christoph Kain, der mit Sauko und zwei Pferden hier geblieben war, sagte mir, Hauptmann v. B. sei nach Otjimanangombe auf Patrouille, es heißt, er sei bei Oberst Deimling. Wir hatten viel mit Packen zu tun bis zum Aufbruch.

Nach Windhuk dürfen jetzt die Offiziere nur noch einen Blechkoffer mitnehmen. Alles andere Gepäck wird bei der Etappe niedergelegt, um von hier mit dem ersten Leertransport nach Okahandja oder Windhuk zu gehen.

14. Oktober. Schon um 4^{00} Uhr morgens mußten wir aufstehen, rückte doch das Hauptquartier schon um 6^{00} Uhr ab. Um 4^{00} Uhr nachmittags sind wir eben im Begriff, mit unseren Ochsenwagen das freundliche Epukiro zu verlassen, an das sich für mich so unscheinbare und doch bedeutsame Augenblicke knüpfen.

Sechstes Kapitel.

Nach Windhuk zurück.

Langsamer Treck. — Owingi. — Erfolglose Jagd. — Unsere Eingeborenen. — Pflanzenwuchs. — In Okasewa. — Als Kranker im Eselwagen. — In Seeis. — Aufnahme im Lazarett Windhuk. — Auf der Schreibstube. — Sehnsucht nach der Heimat. — Kriegserlebnisse und -berichte.

Fünfzehnter Oktober. Wenn die Treckerei so weiter geht wie gestern und heute nacht, so sind wir Weihnachten noch nicht in Windhuk. Das Schlappwerden der Ochsen begann früher, als wir dachten. Als Ersatz für den einen spannten wir einen Bullen ein, der, wie Sch. meinte, den Wagen ganz allein zöge. In dem Revier war unheimliches Pflaster. Die Klippen ließen den Wagen in allen Fugen krachen. Der Aufenthalt auf dem Wagen wurde dadurch keineswegs angenehmer gemacht. Auf meiner Vorderkiste mußte ich mich hüben und drüben krampfhaft festhalten. Die Abfahrt von Epukiro hatte sich außerdem um eine Stunde verzögert, so daß wir erst gegen 7⁰⁰ Uhr den ersten Halt machten. Ich kochte mir am Feuer unserer Eingeborenen schnell etwas Coffy; zum gemeinschaftlichen Kaffeekochen waren die anderen Wagen zu faul. Feldwebel O., Sergeant B., Unteroffizier Sch. und meine Wenigkeit aßen gemeinsam. Von Epukiro hatte ich von einer zurückgelassenen Kiste einige Büchsen Leberwurst mitgenommen. Ohne jedes Fett war uns die Wurst zum Brote recht willkommen. Der zweite Treck, währenddessen ich meistens schlief, dauerte wohl bis gegen Mitternacht. Ich war sehr froh, nicht zur Wache kommandiert zu sein, denn ich war todmüde; außerdem hatte ich auch wieder Verdauungsstörungen. Draußen pfiff ein kalter Wind. Um 3⁰⁰ Uhr früh wurde wieder eingespannt. Bei hellem Sonnenschein wache ich auf und bin erstaunt, Sergeant G.'s Stimme draußen zu hören; seine Krankheit sei schlimmer geworden und er wäre von der ersten Staffel zurückgelassen worden. Gegen 8⁰⁰ Uhr machten wir Halt, nachmittags 4⁰⁰ Uhr soll es weitergehen. „Die Herren Ochsen" aber fehlen noch; angeblich sollen sie

drei bis vier Stunden von unseren Wagen sein. Die Wasserstelle haben wir übrigens noch nicht erreicht; unsere Pferde sind soeben dorthin (eine halbe Stunde Entfernung) geführt worden. Mittags zog ein Gewitter am Himmel herauf, kam jedoch nicht zum Ausbruch. Die Patrouille oder Spitze von der Abteilung des Herrn Obersten Deimling kam eben bei uns vorbei und wunderte sich, daß wir noch nicht weiter waren. Unteroffizier Sch. hat sich aufs Pferd gesetzt, die Ochsen zu suchen. 6^{15} Uhr Ochsen kaia! Nun werden wir jedenfalls auch noch bis morgen früh hier liegen bleiben müssen.

16. Oktober. Die Ochsen kamen endlich an. Das Einspannen war sehr anstrengend, da sich das den ganzen Tag schon drohende Gewitter mit großer Gewalt zu entladen begann. Es wurde wieder die Nacht durchgetreckt, und unser Wagen erreichte am anderen Morgen als letzter glücklich die Wasserstelle Owinge (27 km). Diese ähnelte mit ihrem weißen Bau und den weißen Kalklöchern Okamtabaka. Wir trafen hier das Hauptquartier, das bereits seit vorgestern daselbst biwakierte. Das Wasser ist vorzüglich. Das Davonlaufen der Pferde hatte den Offizieren die Laune verdorben. Um 6^{00} Uhr rückten die Ochsenwagen ab. Um die erste Staffel schneller vorwärts kommen zu lassen, wurden der H.'sche Wagen und die Ochsenkarre als zweite Staffel umformiert, während die Sch.'schen und Schm.'schen Wagen eine neue, sogenannte dritte Staffel bildeten. Oberleutnant v. Tr. ritt Patrouille nach Windhuk voraus, um der dritten Staffel von dort neue Ochsen zuführen zu lassen. Windhuk gedenkt Oberleutnant v. T. in vier Tagen zu erreichen. Unsere Ochsen sind äußerst erschöpft, kommen kaum vom Fleck, da sie die Nacht durchgefahren sind. Mit dem Hauptquartier, das von O. heute am 17. Oktober, früh 7^{00} Uhr, abgeritten war, erreichten wir gegen 9^{00} Uhr wieder als die letzten die Wasserstelle Owikango. Hier war das wenige Wasser schlecht. Die erste Staffel fuhr um 4^{00} Uhr, die zweite Staffel schon gegen 11^{00} Uhr weg, und wir sind auch im Begriff, von hier Abschied zu nehmen.

18. Oktober. Unter Schwierigkeiten erreichten wir gegen Mittag Kehoro. Der Feldwebel kam gegen 6^{00} Uhr abends zu uns geritten, um mich zu beauftragen, Sch. zu melden, daß er vom Feldwebel das selbständige Kommando über den Wagen bekäme. Er selbst führe nach W. voraus, wir sollten sehen, wie wir vorwärts kämen. Die Ochsen waren vor Durst an die letzte Wasserstelle zurückgelaufen, wo wir sie wiederfanden; Simon hatte zu Pferd ihre Spur verfolgt und entdeckt. Feldwebel O. ermahnte uns noch zu ganz besonderer Vorsicht, da die vierte Kompagnie von Herero angegriffen worden sei und einen Toten und vier Verwundete habe.

19. Oktober. In der Nacht umgeladen und durchgetreckt; wir gelangten mit Hängen und Würgen am 20. Oktober, früh vor 6^{00} Uhr, an der weit von der Padd gelegenen Wasserstation Okajipika an. Gegen 5^{00} Uhr schon treckte Feldwebel O. mit Sch.'s Wagen ab. Eine Stunde später fuhr Sch. zurück, um die Fracht zu holen, bei der

Markap zurückgeblieben war. Es wurde ein Pontok eingerichtet. Gr. und B. schliefen darin. Ich zog es vor, unter freiem Himmel zu schlafen.

21. Oktober. Ich stand um 5^{00} Uhr auf und ging nach der eine Stunde abgelegenen Werft, um zu jagen, mindestens aber, um Tauben zu holen. Leider blieb mein Mühen erfolglos. 7^{30} Uhr kam ich zurück und war sehr erstaunt, da ich von weitem Sch. mit seinem Wagen schon wiederkommen sah; ich vermutete ihn vor Abend nicht zurück. Gegen 6^{00} Uhr treckten wir los, die ganze Nacht durch, und erreichten früh zwischen 7^{0} und 8^{00} Uhr des 22. Oktober Okatjeruse. Abends 5^{30} Uhr ab Okatjeruse; wenn wir so langsam weiter fahren, werden wir wohl vor dem 15. November Windhuk nicht erreichen. Als ich gestern morgen östlich auf eine Reihe Bäume zuging, kreuzte ich erst die Padd. Ich hörte ganz entfernt in den Bäumen Tauben girren und gewahrte, näher gekommen, Pontoks, deren ich einige besuchte. Aber alle waren leer, augenscheinlich schon lange, lange verlassen. Alles machte hier den Eindruck des Unberührten, genau wie an der Wasserstation. Die erste und zweite Staffel schienen hier gar nicht getränkt zu haben.

23. Oktober. Wir treckten seit 6^{00} Uhr. Von 7^{30} bis 8^{30} Uhr hielten wir Kaffeepause. Um 10^{00} Uhr mußten wir unweit der Wasserstelle ausspannen und liegen bleiben. Die Ochsen waren schlapp geworden und ihre Kräfte versagten. O. fuhr mit Sch.'s Wagen bis zur Wasserstation. Sergeant B. machte eine merkwürdige Wahrnehmung. Er war zum Wasser geritten und hatte dort Heliographen und eine Patrouille der ersten Staffel vorgefunden, die Proviant empfangen wollte. Die Wasserstelle aber, die wir für Okasewa hielten, war in Wirklichkeit Okatjeruse, wo wir gestern gelegen haben wollten. Der Irrtum bezüglich der Namenbezeichnung lag darin, daß wir am 20. Oktober eine falsche Padd gefahren waren, Okajipika eine uns unbekannte Wasserstelle war und diesen Namen erst unser gestriges Okatjeruse führte. Die Heliographen belehrten uns so. Unsere Eingeborenen sind merkwürdige Menschen: Abraham breite Schweinsschnauze, Markap fast ebenso, aber nicht so gerissen, Thurseb Schwindsucht, keine Stimme, hat ein Froumensch erschossen und ist in Rehoboth dafür ein Jahr im Trunk gewesen. Fritze, ein kranker, Abraham Classen, ein hübscher Bergdamara, die anderen Hottentotten zweiter Güte.

24. Oktober. Wir sind in Okatjeruse liegen geblieben. 4^{00} Uhr Abfahrt. Zwei Treckstunden von Okasewa, unweit eines großen Reviers vom Nossob, haben wir eben gefrühstückt. Gar nicht weit ab liegt eine zerstörte Farm. Stark getreckt 4^{00} bis 6^{30}, 9^{00} bis 10^{30}, Pause bis früh 4^{00} Uhr, dann getreckt bis 6^{00} Uhr. Die Padd war außer der letzten Stelle einigermaßen fahrbar. Die Landschaft wird jetzt täglich freundlicher; heute morgen fuhren wir an vielen, ganz besonders hohen Kameeldornenbäumen vorüber. Ihr lebhaftes Grün

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirkt sehr wohltuend aufs Auge, das bislang nur Sand geschaut hat, auf den die Sonne niederbrennt, als solle das ganze Land kochen. Ich bemerkte auch mehrere Sträucher, die weiße Blüten trugen, 5 cm große Dolden, ähnlich unserer Hyacinthe. Die grauen Blätter dieses Dornenstrauches sind so klein, daß man von weitem den Eindruck gewinnt, als sei der Strauch mit dickem Staub bedeckt. Die hübsche Blume mutet einen deshalb um so eigener an. Von Blumen ist sonst wenig, um nicht zu sagen, gar nichts zu bemerken. Ganz vereinzelt stehend, sieht man manchmal eine dem Immergrün ähnliche blaue Blüte, doch auch diese gehört einem ganz kleinen Dornenstrauch an. Immer wieder hört man die Stimme der Spottdrossel. Unter unseren vorerwähnten eingeborenen Hottentotten und Kaffern gibt es wahrlich Ekel erregende Kerls, wie Abraham und Markap. Wegen genannter Treiber unseres Ochsenwagens herrschen bei uns stets Meinungsverschiedenheiten. Die Erfahrung lehrte, daß allzu große Milde diesen Menschen gegenüber nicht angebracht ist, daß sie sogar in dieser Milde eine Schwäche des Weißen erblicken. Am besten hält man den Schwarzen im Zaume, wenn man ihm stets als Herr gegenüber auftritt. Selbstverständlich Gerechtigkeit in Ehren! Okasewa, wo wir uns jetzt befinden, liegt auf einer Anhöhe, sieht aus wie eine befestigte Station, war aber nur Missionsstation. Missionar Kullmann ließ sein Haus mit einer Mauer umgeben. Die weiß gestrichene Kirche steht abgesondert. Sie ist jetzt belegt mit einem Unteroffizier und sechs Mann. Die hier gewesene Heliographenstation ist verlegt worden. Verschiedene Briefe u. a. nahm ich mir als Erinnerung mit. Ein Zimmer lag voller zerrissener Papiere.

25. Oktober. Okasewa. Heute mittag habe ich die Keule von dem Klippbock gegessen, den wir gestern abend geschossen haben. Nachdem sie eine Nacht in Essig gelegen, kochten und schmorten wir sie. Sergeant B. hat sich ebenfalls eine Schädelsammlung angelegt. Er schoß gestern morgen den Blaufalken, den ich am selben Tage früh gefehlt hatte. Ich beneide ihn darum, zumal er sich heute morgen noch einen großen Raubvogel geschossen hat. Den gestern geschossenen Schakal zogen wir heute ab. Wir haben jetzt eine Strecke von 32 km vor uns. Da unsere Kaffeemühle zerbrochen ist, benutzen wir zum Kaffeemahlen glatte Steine, wie es die Kaffern tun. Bei einiger Übung geht es bald tadellos.

26. Oktober. Wir liegen seit 6^{00} Uhr früh hinter einem großen Revier, 200 m ab ist Wasser in zwei Lehmlöchern. Kurz vor dem Revier begegnete uns eine Kolonne. Es war eine für Feldregiment II bestimmte Proviantkolonne, das heißt nur eine halbe ohne Ochsenwagen, aber mit achtzehn Eselwagen. Die Wagen waren klein, Mitteldinger zwischen Protz- und Geschützwagen der Trainbataillone, mit je acht Eseln bespannt, prächtige Tiere, neue Geschirre, wie überhaupt die ganze Kolonne den Eindruck des Neuen, Frischen machte. Wir hörten dann auch, daß die Mannschaften erst im

August von Deutschland angefahren seien, mit ihnen über zweihundert Fahrzeuge. Die Kolonne wurde von einem Offizier geführt und machte dadurch, daß nicht ein einziger Eingeborener dabei war, einen für hiesige Verhältnisse ungewohnten Eindruck. Die Esel scheinen sich doch besser zu bewähren, als man anfangs glaubte. Da die Kolonne schon in zwei Tagen zurück sein will, denken wir, mit deren Hilfe dann glatter vorwärts zu kommen. Der Offizier meinte noch, daß es in Windhuk keine Ochsen gäbe, wir uns also deshalb keine Hoffnung zu machen brauchten. Wenn wir mit dem Hauptquartier heliographische Verbindung bekämen, wäre es vielleicht auch für uns günstiger. Die haben ja keine Ahnung davon, wie schlecht wir vorwärts kommen. Die erwähnte Kolonne schien sich hauptsächlich aus Sachsen zusammengesetzt zu haben. Einer der Reiter meinte, auf unsere Jagdbeute von gestern abend deutend: „Guck och, Du — die hahn au ä Rehbock!" Der Schlaukopf sah unser kleines Springböckchen für einen Rehbock an; dies bewies schon zur Genüge, daß es neue Truppen waren. Als wir gestern kurz vor 7^{00} Uhr abends von der Padd abbogen, um auszuspannen, blieb plötzlich dicht neben uns ein Klippbock stehen. Sch., der, das muß man ihm lassen, ein guter Schütze ist, sprang sofort herunter vom „Josef", schoß knieend und erzielte einen Treffer.

27. Oktober. Wir blieben liegen, da auch unsere Hörnerträger ganz erschöpft waren. Einer stürzte ans Wasserloch und brach sich beinahe das Genick. Mit Ach und Krach wurde er mit Ochsen und Jochen herausgezogen. Heute blicken wir mit Stolz noch auf sechs Zug- und einen Reserveochsen. Wir aber, wir drei Kranken, sitzen jetzt, 4^{00} Uhr nachmittags, auf einem der Eselwagen, die uns gestern begegneten. Wer hätte das gedacht! Die Kolonne hatte in Epukiro wohl den Anschluß versäumt, oder —, kurzum, heute fahren sie schon zurück nach Windhuk. Wir hatten gestern Kriegsrat gehalten und waren zu dem Entschluß gekommen, den Transportführer zu bitten, doch von unserem Wagen einige Last abzunehmen und vielleicht uns Kranke mitzunehmen. Wider Erwarten klappte alles tadellos, der Offizier ging auf alles ein. Gegen 8^{00} Uhr früh kam die Kolonne in Sicht, bei unserem Ausspannplatz spannten sie bis 4^{00} Uhr nachmittags aus. Der Führer des Ochsenwagens der Signalabteilung, der uns an der unbekannten Wasserstelle einholte, sagte uns gestern schon, daß die Proviantkolonne morgen hier schon wieder vorüberkommen müsse. Sch. treibt also mit seinen Ochsenwagen hier zurück, hier, oder falls er wirklich noch bis zur nächsten Wasserstelle kommen sollte, dort auf Ersatz hoffend und wartend. Er ist nun stets allein mit seinen vier oder fünf schwarzen Kerls, hoffentlich hat er kein Unglück mit ihnen. Ich traue der Gesellschaft nicht viel Gutes zu. Die letzten zehn Tage waren recht angenehm gewesen und uns auch durch keinen Dienst mühselig gemacht worden. Und dabei lebten wir so mitten in dem unsicheren Gebiet in einer Gleichgültigkeit, wie sie nur die Gewohnheit der Gefahr verleihen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

28. Oktober: Omitave. Gestern nacht 12^{00} Uhr kamen wir an; Holz kaia, Wasser umständlich. Solange ich in Afrika bin, habe ich zum ersten Male in einem Revier geschlafen. Es war eisig kalt. Wir blieben liegen bis nachmittags 4^{00} Uhr. Gestern mittag wurde mir schwach, ich bekam keine Luft. Nachdem mir ein nasses Tuch ins Gesicht gelegt, besserte es sich etwas. Ein Jammer! Ob man wohl noch gesund Deutschland wieder erreichen mag? Da hier aber auch gar kein Holz aufzutreiben ist, verbrennen wir ausschließlich trockenen Ochsendung, die soviel bewitzelten afrikanischen Preßkohlen. Mittags habe ich Plinsen gebacken; alle Unteroffiziere umstanden mich, meine Kunstfertigkeit und mich als alten Afrikaner lobend.

29. Oktober. Die Wasserstation Osumbo (Farm Otjevero, Heliographenstation) erreichten wir gestern abend 10^{00} Uhr. Ohne weitere Umstände packten wir uns gleich hin. Heute abend erreichten wir Seeis. Landschaftlich ist es jetzt hübsch. Wir folgten den Windungen eines lang gestreckten Reviers, das bald Steppe, bald parkartig ist. Nach Osten dehnen sich mächtige Gebirgsketten aus, Kuppe an Kuppe, in den wunderlichsten Formen. Und dann das erhebende großartige Farbenspiel, wenn die Täler schon dunkel und die untergehende Sonne die Berggipfel vergoldet! Landschaft: Hohe Berge, herrlich! Granit und Porphyr. Gute Weide, grüne Bäume, viele Werften. Heute nur schattenlose Steppen. Vier Aasgeier aufgejagt. Gestern flüchteten verfolgte Perlhühner auf hohe unzugängliche Berge. Die Springböcke sind hübsche Tiere, eine Antilopenart, die sich durch eine merkwürdige Rückenfalte auszeichnet; eine in der Ruhe nur als feiner weißer Streifen angedeutete Tasche, die vom Spiegel nach der Rückenmitte vorläuft, erweitert sich, wenn das Tier in Erregung gerät, zu einem breiten, weißen Felde. Die Antilope erhält hierdurch ein ganz verändertes Aussehen. Ein Rudel solcher Flüchtigen bietet einen ganz reizenden Anblick.

30. Oktober: Seeis. Wir kamen hier gestern abend an, sind bald verdurstet, und dabei ist eine Backofenluft. Hier, wo wir nicht unmittelbar im Revier liegen, wurde heute und Sonntag Ruhetag gemacht.

Am 1. November erreichten wir endlich Windhuk.

5. November. Aufnahme im Lazarett Windhuk. Mein Leiden wurde als Herzmuskelschwäche erkannt und mir Bettruhe verordnet. Ich soll Montag nach Karibib reisen, wo sich ein Heimsendungstransport sammelt. Mit mir wurde noch ein Gefreiter der zweiten Kompagnie aufgenommen, der ziemlich dasselbe Leiden hat wie ich. Anfangs wirkte dieser Lazarettaufenthalt etwas bedrückend und beklemmend auf mich. Nach dem Erscheinen des Arztes und der Untersuchung schwand diese Empfindung. Er versteht es, die Kranken zu behandeln, ist freundlich, scherzt und hat meine ganze Zuneigung, wie wohl auch die eines jeden der anderen. Ob ich das liebe Weihnachtsfest schon zu Hause verleben kann? Es wäre sonst schon das zweite Mal, daß ich zum Fest nicht bei den Meinen sein kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. November, Sonntag. Der Sanitätsgefreite, der unser Zimmer mit innehat, sagte uns heute morgen beiläufig, daß heute früh unser Stabsveterinär Moll gestorben sei. Ich war sehr erstaunt. Wer hätte das noch vor einer Woche gedacht? Es tut mir aufrichtig leid, obwohl man manchmal die Toten beneiden möchte, besonders die unmittelbar in den Gefechten Gefallenen. Es hieß anfangs, daß der Krankentransport nach Karibib schon morgen abgehen soll. Wie ich aber heute abend erfuhr, geht er erst übermorgen. Mir ist das sehr lieb. Hier in Windhuk bemerkt man wenigstens den Ausnahmesonntag. Nachmittags besuchte mich Herr Hauptmann v. B. Ich hatte schon zuvor eine Ahnung davon durch Mitteilung des gütigen Oberarztes. Herr Hauptmann war recht nett zu mir, ich sollte mir Urlaub nehmen und ihn besuchen, schon um auch meine Sachen in Ordnung zu bringen. Er verabschiedete sich mit Händedruck von mir und machte dann einen Rundgang durchs Zimmer.

Am 10. November brachte ich in Erfahrung, daß ich am 17. d. Mts. nun doch noch nicht mitkomme. Der Oberarzt sagte mir auf meine Frage, sie hätten wohl telegraphiert, aber in Karibib sei kein Platz mehr gewesen. Ob ich nun noch zum 30. d. Mts. auf die Heimfahrt hoffen darf? Schließlich komme ich überhaupt nicht weg. Morgen bitte ich auf der Schreibstube beschäftigt zu werden.

12. November. Seit gestern nachmittag arbeite ich auf der Schreibstube des Lazaretts. Immer quält mich der Gedanke, was aus der leider schon zu fest geglaubten Heimsendung wohl noch werden mag. Vielleicht komme ich auch am 30., wo wieder ein Dampfer abgehen soll, nicht mit.

27. November. Heute hat Exzellenz v. Trotha nach der Abreise des Herrn Obersten Leutwein die oberste Leitung des Gouvernements übernommen. Heute, am Sonntag nachmittag, habe ich den Friedhof von Windhuk besucht.

In den nächsten Tagen erfolgte meine Entlassung aus dem Lazarett; nach Einleitung des Heimsendungsverfahrens wurde ich als dienstunfähig der Etappe überwiesen. Späterer nochmaliger ärztlicher Untersuchung zufolge wurde ich dem Genesungsheim Ababis überwiesen, da man mit mir dort noch einen Kurversuch machen wollte. Der Antritt der Abreise nach Ababis verzögerte sich bis 5. Dezember. Die dazwischen liegende Zeit benutzte ich zu allerlei Nützlichem in Windhuk. In dem Lehrer Rawe lernte ich einen sehr netten Mann kennen. In dankenswerter Weise überließ er mir seine photographischen Platten. Als Eingezogener hatte er übrigens im April ein Abenteuer zu bestehen, das für ihn leicht hätte verhängnisvoll werden können. Er stand am 17. April nachts auf dem Hofe des Munitionsdepots Posten. Nachts gegen 11^{30} Uhr hört er ein Geräusch, als ob nach den dort weilenden Pferden geworfen würde, und zwar in der Richtung des etwa 150 m entfernt gelegenen Pulverschuppens. R. folgte dem Geräusch, das bald darauf

verstummte. Nunmehr läßt sich aber ein neues Geräusch hören, als wenn ein Stein beim Pulverschuppen rutschte. Vorsichtig geht er auf die Umwallung des Schuppens los, kann aber nichts Verdächtiges bemerken. Das Gewehr über die Schulter hängend, will er zurückgehen, als ihm der Gedanke kommt, noch einmal innerhalb der Erdumwallung den Schuppen zu umschreiten. In dem Durchstich der Umwallung befindlich, erhält er plötzlich von oben rechts einen Schlag mit einem Kirri, in dessen Knopf ein Stemmeisen steckte. Das Eisen ging durch die Hutkrempe, streifte die Backe und ritzte den Tragriemen des Patronengurts bis zur Schnalle. Gleich darauf kracht ein Schuß und eine Kugel trifft die linke Brustpatronentasche, wo sie stecken bleibt. Mit Revolverschüssen treibt endlich Nawe die Angreifer, deren drei festgestellt wurden, in die Flucht, ohne leider bei der Dunkelheit einen zu treffen; den Kirri und Patronengurt hat er sich als Andenken aufgehoben.

W., der längere Zeit in Grootfontein gewesen ist, kam auf seine Erlebnisse im Ovambolande zu sprechen. So begegnete ihnen einmal auf der Padd ein Trupp der kleinen Buschleute, die ein schönes, großes Kuddugeweih mit sich führten. Die Buschleute, denen Feuerwaffen wohl noch ziemlich unbekannt sind, betreiben die Jagd mit Pfeil und Bogen. Wenn sie z. B. ein Wild aufgespürt haben, wie in diesem Falle das Kuddu, so begibt sich die Werft mit Kind und Kegel zur Verfolgung hinterdrein. Nach vielleicht vier Tagen sind sie dann dem erschöpften Tiere so nahe, daß sie es bequem töten können. Die ganze Sippe macht dann an Ort und Stelle kurzerhand „Fettleben". Treibt sie dann aufs neue der Hunger, so wiederholt sich die Sache in ähnlicher Weise. W. wollte nun gern in den Besitz des Kuddugeweihes oder -hornes kommen und ließ durch einen Eingeborenen auf Namaqua nach dem Preise fragen. Sechs „Platten Tabak"! Eine Platte Tabak wird ungefähr mit einem Sixpence im Store verkauft. W. ließ spaßeshalber durch den Hottentotten an der Vernunft des Buschmannes zweifeln, billigte aber schließlich den Preis. Er zählte ihm nun fünf Platten Tabak zu und fragte, ob es so stimme. Der Buschmann habe nun mit ernstester Mine zu zählen begonnen, immer wieder schnalzte er: „gúi, gáin, nona, hagá, góro, aber bis náni, sechs, schien er nicht zählen zu können. Denn nach geraumer Zeit erklärte der Wüstenprinz, es stimme, es seien sechs Platten! Nun sind die Buschleute aber auf leere Blechbüchsen besonders erpicht. W. hatte eben eine kleine blaue Yambüchse entleert und wollte sie wegwerfen. Da er merkte, daß des Buschmanns Herz so sehr an den Büchsen zu hängen schien, ließ W. ihn fragen, was er ihm für die Büchse geben wollte. Sofort bot ihm der Buschmann eine Platte Tabak. Auf diese Weise kam W. das schöne Kudduhorn auf nur vier Platten Tabak zu stehen, und beide Teile waren von dem glücklichen Ausgang des so schwierigen Geschäfts sehr befriedigt. Auf der niedrigsten Kulturstufe stehend, sind die Buschmänner häßliche Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

stalten. Erzählt man ihnen von Swakopmund und dem Meere, so erklären sie mit der kaltblütigsten Ruhe: „Du lügst, Mister!" Ebensowenig verständlich ist ihnen der Begriff einer Eisenbahn oder, wie die Kaffern holländisch sagen: Heisterpadd. Man suchte ihnen das Dampfroß dadurch verständlich zu machen, daß man ihnen von einem großen Ochsen erzählte, der an zwanzig Ochsenwagen auf einmal ganz allein zöge. Auch hierauf hatten sie nur die Antwort: „Du lügst!" Als einer der Ihren dann mal nach Karibib kam und dort die Eisenbahn sah, packte ihn Todesangst, und schleunigst suchte er sein Heil in der Flucht.

Übersetzung eines in Okahandja gefundenen Schriftstücks in Herero:

In diesem Haus schläft omuku endyata.

Ich habe mich bekehrt im Jahre 1874. Und in den Unterricht ging ich im Jahre 1876 und blieb darin 1 Jahr, das von 1877, und bin getauft worden im Jahr 1878 im Monat Juni, den 16., einen Sonntag. Im Unterricht für die Konfirmation (Zulassung zum h. Abendmahl) war ich die Jahre 1879 und 1880 und 1881 und wurde konfirmiert 1882. Ich verlobte mich im Jahre 1877 und blieb 8 Jahre. Und im Jahre 1884 heiratete ich im Monat Oktober den 29. am 3. Tage (einer Woche). — Und in meiner Schwachheit nach allen diesen Dingen hat mich der Herr getragen. Ich freue mich mit ihm und danke ihm, während es die Welt noch nicht tut in ihrer Weise, aber es ist gut für den Gerechten, wenn er fällt und wieder aufsteht, gleichwie das Gewächs, welches Regentropfen empfängt und sproßt.

Ich B. Gottfried Johann Kaondi.

Der Betrachtung der Eingeborenen widmete ich manchen Tag. In Sch.'s Eingeborenen-Store hatte ich Gelegenheit, dem Ein- und Verkauf und Tauschhandel mit den Eingeborenen beizuwohnen. Alle Stämme waren vertreten. Auch hier ist es hauptsächlich die holde Weiblichkeit, die den Einkauf für den täglichen Gebrauch besorgt. Was man da nicht für teilweise herrliche Gestalten antrifft. Von früh 6⁰⁰ Uhr kommen und gehen sie. Da sieht man Weiber, die nur die Werft verlassen, um beim Storeman einzukaufen, sich aber sonst mit den Soldaten und ihrer Wäsche nicht befassen. In Windhuk bildet die Wäscherei die Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechts. In der Kleidung bevorzugen die Omakeintus besonders weiße Kleider und grellbunte Kopf- und Brusttücher. Und wie sie mit den Augen zu reden verstehen und sich in den Hüften zu wiegen wissen! Daß sie schwarz sind, merkt man schon längst nicht mehr. Das zuletzt Gesagte trifft aber noch ganz besonders auf die zum Teil wirklich hübschen Bastardmädchen zu. Sie ziehen sich sehr gut an, ihre kleinen Füßchen stecken in guten gelben Schuhen. Der Reiz ihrer Kleidung wird noch

durch die kleidsame holländische weiße Haube verstärkt. Sich mit ihnen zu unterhalten, ist eine wahre Freude, zumal, wenn man nach längerem Aufenthalt in der Kolonie erst etwas holländisch „braaten" kann. Wie verstand Sch. mit ihnen umzugehen. Alle hatten sie ihn gern, der den ganzen Tag, von früh bis spät, unermüdlich und freundlich war. „Mister Smidt, Smidchen, Du bist doch mijn Vriend? Die Duitschmäns is doch die spasige Kerls, die Duitschmäns ist die I. Klaß Kerl! Allmagtig God im hemel, mijn hemel!" So schwirrte es durcheinander. Sch. beschwichtigte sie dann mit einem „Zecker!" (sicher!) oder „Miskien!" (es ist möglich). Dann wieder die steifleinenen Hereroweiber und die drallen Bergdamaras! Immer war das Völkchen harmlos und heiter. Die Heiterkeit artete abends, wenn sich die männliche Bevölkerung noch einnistete und die „Concertina", Mund- oder auch Ziehharmonika, gespielt wurde, in lärmende Ausgelassenheit aus. Und dann die Tänze, Stampfen und Strampeln, die an die indischen Bauchtänze erinnerten. Ihnen zuzuschauen, wird man gar nicht müde.

Ein ehemalig kriegsgefangener Khauas-Hottentottenkapitän Pieter reichte seine Kommissionen immer schriftlich ein. Der Merkwürdigkeit halber lasse ich hier solch einen Bestellzettel folgen:

„Mesda Schmet. Bitte um Ein Bage Zuga. Gabtenn Bitr."

Ich will auch zwei Bambusen nicht vergessen, die mit ihren Baas, zwei Windhuker Kaufleuten, in Deutschland gewesen sind. Der eine, ein geweckter älterer Kerl, schwärmt sehr von Deutschland, hat sich auch europäische Höflichkeit angewöhnt. Er erzählte, daß Deutschland doch moi, gut, sei, zählt dann die größeren Bahnstationen von Hamburg bis Hannover auf und kann sich gar nicht genug über die vielen Menschen in Deutschland wundern. „Das sind doch nicht viel, das sind doch stief, stief, da sind so viele Menschen, da, fallt die eine Mensch über die andere!" Der andere vertritt sein Afrika und äußert sich ziemlich absprechend über Deutschland. So sagt er, es gäbe gar nicht so viele Soldaten in Deutschland, wie man immer in Afrika erzähle. Die Soldaten, die er in einer Stadt gesehen, seien ihnen immer dahin nachgefahren worden, wohin sie gereist seien, um dann auch in demselben Ort aufzutauchen; daher der Name: Uniform! Sch., der Storeman, hat übrigens an der Patrouille Boysen seinerzeit als Eingezogener teilgenommen, wobei er durch einen Schenkelschuß leicht verwundet wurde. Er erzählte mir folgendes:

„Wir waren 30 Mann und ein Maschinengewehr stark und versuchten, mit der Bahn von Ossona auf Okahandja durchzustoßen. Das Maschinengewehr stand vorn in einer offenen Lowry, die Lokomotive war hinten. Dicht vor Okahandja entgleiste die Lowry, da die Herero die Schienen aufgerissen hatten, und das Maschinengewehr fiel herunter. Als die Mannschaft den Zug verließ, um es wieder aufzuheben, erhielt sie auf 30 Schritt starkes Feuer aus dem Busch.

Das Maschinengewehr versandete, versagte, und so schossen wir, bis es wieder aufgeladen war. Dann sollte zurückgefahren werden, doch der Lokomotivführer war tot. Schon war die Lage bedenklich, als der schwarze Bremser, der die Handhabung der Maschine verstand, hinaufsprang und Gegendampf gab; so fuhr der Zug zurück, die Mannschaft sprang auf, aber 11 Tote, darunter Leutnant der Reserve Boysen, blieben auf dem Fleck liegen. Der Rest kam glücklich nach Windhuk zurück."

Einen merkwürdigen Vorgang brachte die „Südwestafrikanische Zeitung" im September 1904. Sie schreibt:

„Man wird sich der Nachricht erinnern, daß vor mehreren Wochen der Kapländer Bam, von neun oder zehn bewaffneten Herero geleitet, aus dem Hererolager in Walfischbai eintraf. Jetzt stellt sich heraus, daß nicht zehn, sondern dreißig bewaffnete Herero es waren, die mit dem Bam den Zug durch das ganze Land, von Samuels Lager bis zur Grenze des Walfischbai-Gebietes, gemacht haben. Seit geraumer Zeit befindet sich das Hauptlager des Chefingenieurs des Otavibahnbaues, Solioz, bei Usakos. Eines Abends kam der Ingenieur Greiner, der mit seiner Studienabteilung damals unfern des Soliozschen Hauses lagerte, zum Hause und teilte mit, daß soeben eine eingeborene Frau von Goabib her eilends angekommen sei und erzählt habe, sie habe bewaffnete Herero gesehen und so schnell fliehen müssen, daß sie, um nicht bemerkt zu werden, nicht einmal ihr kleines Kind, das im Pontok lag, habe mitnehmen können. Herr Solioz brach sofort mit einer Patrouille von zwanzig Mann, darunter der Unteroffizier und zwei der Soldaten, die als Bedeckung für das Lager dort stationiert sind, in der Richtung nach Goabib auf. Bis gegen 3°° Uhr nachts wurde in zwei und drei Abteilungen marschiert, aber nichts gefunden. Acht Eingeborene erhielten darauf den Befehl, weiterzugehen und zu suchen, während die übrige Patrouille nach Usakos zurückkehrte. Am folgenden Morgen kamen auch die Eingeborenen zurück und meldeten, daß die von der Frau bemerkten Leute jagende Kaffern von Okombahe gewesen seien. Die späteren Vorgänge lassen sicher darauf schließen, daß diese Meldung unrichtig war und die Eingeborenen jedenfalls, wie sie das ja nicht selten tun, anstatt weiterzusuchen, sich hingelegt und geschlafen und nachher einen Bericht ausgedacht haben. Nach etwa acht Tagen kam nämlich ein kleiner Junge von der etwa 3⅓ km von Usakos flußabwärts am Khan gelegenen Werft des Frachtfahrers Lindholm, der für den Bahnbau Frachten fährt und gerade auf einer Fahrt abwesend war, und brachte die Nachricht von Frau Lindholm, daß Herero mit Gewehren auf der Werft gewesen seien. Sogleich ging eine Patrouille von vier Soldaten und vier Eingeborenen unter dem Kommando des Unteroffiziers nach Klein-Aukas zur Lindholmschen Werft ab. Etwa eine Stunde später hörte man von der Richtung her Schüsse. Gleichzeitig

kamen Weiber mit den Lindholmschen Kindern an und erzählten Näheres über den Besuch der Herero. Frau Lindholm hätte ihnen einen Springbock und zwei Bokies geben müssen, sie hätten sich bei der Werft ein Feuer angemacht und das Fleisch verzehrt. Nunmehr brach Herr Solioz selbst mit neun Leuten zur Unterstützung der Patrouille in der Richtung nach Klein-Aukas auf. Auf dem Wege begegnete er bald dem mit den Soldaten zurückkehrenden Unteroffizier, der berichtete, daß sie Herero mit Waffen gesehen, darauf geschossen und wahrscheinlich auch einen getroffen hätten. Zwei von den Fliehenden zurückgelassene Gewehre brachte er mit sich. Zwei eingeborene Buschleute habe er zur weiteren Beobachtung zurückgelassen. Da es eine stockfinstere Nacht war, beschloß man, vor Tagesanbruch nichts weiter zu tun, und brach dann am nächsten Morgen mit einer großen Patrouille von achtzehn Mann auf. Bei Klein-Aukas waren die beiden Buschleute, die erzählten, daß sie einen verwundeten Herero etwa $2\frac{1}{2}$ km entfernt in der Richtung auf Usakos gefunden hätten. Der Herero hatte noch gelebt und in Gegenwart von Lindholms Schwager erzählt: Er und seine Genossen seien Leute von Michael und dreißig Mann stark aus Samuels Lager abgesandt worden, um einen Engländer nach Walfischbai zu geleiten. Alle dreißig seien bis Heigamkhab gegangen, von dort aber seien, weil die Feldkost knapp wurde, nur neun oder zehn mit dem Weißen weitergegangen, die übrigen umgekehrt und in der Gegend von Klein-Aukas geblieben, weil es dort viel Feldkost gäbe. Herr Solioz ließ sich zu der Stelle führen, wo der Herero lag. Er fand ihn tot. Die Kugel war ihm ins Gesäß gegangen und vorn am Bauch herausgekommen. Aus der Ausschußöffnung quollen die Eingeweide hervor. Mit dieser furchtbaren Verletzung hatte der Herero sich noch $2\frac{1}{2}$ km weiter bewegt und, wie die Spuren zeigten, noch ein Feuer angemacht. Er war von Kopf bis zu den Füßen mit Truppensachen bekleidet, auch mit Unterkleidung, Hemd, Unterhose, Strümpfen, die zweifellos einem gefallenen Soldaten abgezogen waren. Neben der Leiche lag ein Bogen mit einem langen Pfeil. So konnte der Herero also auf dem Wege Wild erlegen, ohne die Munition anzugreifen und durch einen Schuß Aufmerksamkeit zu erregen. Der Bastard, der den Herero geschossen hatte, erzählte: Sie hätten sechs Herero mit Gewehren am Feuer sitzend gesehen und sich ganz nahe herangeschlichen. Da hätte man ein leises Geräusch der sich nähernden Soldaten gehört; sofort habe der Herero sich ein wenig aufgerichtet, um zum Gewehr zu greifen. In demselben Augenblick gab der Bastard den Schuß ab. Aus der Erzählung erklärt sich die Art der Verwundung. Noch eins ist bemerkenswert: Lindholms Schwager und die Eingeborenen blieben über Nacht in einem Pontok, etwa 30 m von dem Feuer entfernt, unter dem die Herero gelegen hatten. Da hörten sie während der Nacht, daß die Herero wiederkamen, um nach den zurückgelassenen Gewehren zu sehen. Sie schossen, worauf die Herero wegliefen. Auf den nach

Karibib erstatteten Bericht traf alsbald ein Offizier mit 60 Mann in Usakos ein. Ein Versuch, die Herero zu fassen, blieb aber erfolglos, da frische Spuren zeigten, daß sie schon über Onguati hinaus waren und deshalb einen zu weiten Vorsprung hatten. Die Spuren wiesen auf etwa zwanzig Herero hin, wodurch die Aussage des Verwundeten bestätigt wurde. Der ganze Vorgang beweist, wie kühn, um nicht zu sagen frech, die Herero sich auch außerhalb ihrer Lager im Lande bewegen und die Leichtigkeit, mit der sie dies unentdeckt tun können: Dreißig Bewaffnete machen den Weg vom Omuramba und Omatako bis nach Heigamkhab, also quer durch das ganze von Truppen besetzte Land; zwanzig halten sich dann wochenlang in unmittelbarer Nähe einer starken weißen Niederlassung auf. In Usakos wohnen augenblicklich außer dem Chefingenieur Solioz und seiner mutigen Gattin dreißig Weiße, Ingenieure, Meßgehilfen usw., ferner sind ein Unteroffizier und fünf Mann hier stationiert, und endlich sind im Lager etwa vierzig Eingeborene als Arbeiter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Siebentes Kapitel.

Fern von der Truppe.

Im Genesungsheim Ababis. — Allerlei Beschäftigungen. — Weihnacht. — Neujahr. — Nach Swakopmund. — Neue Bekanntschaften. — Im Lazarett-Bureau. — Meine Schakalfalle. — Meeresbrandung. — Kaisers Geburtstag. — Auf Pirsch. — Strandspaziergänge. — Sorge für meine Sammlung. — Rüstung zur Heimfahrt.

Fünfter Dezember. Heute auf der Fahrt nach dem Genesungsheim Ababis. Abends zuvor hatte ich mich bei Exzellenz v. Trotha abgemeldet. Er war sehr freundlich, sprach von einem Wiedersehen in Erfurt und widmete mir sein Bild mit seiner Unterschrift.

6. Dezember vormittags bin ich in Ababis angekommen, wo ich auf endgültige Entscheidung hoffe. Über meine Heimsendung weiß aber der Arzt noch nichts Bestimmtes. S. meinte nur: „Nun, vielleicht kommt es noch."

7. Dezember. Vormittags war die eigentliche Krankenvisite. Ich kam als letzter an die Reihe. Große Untersuchung, den Befund diktierte er dann einem Sanitätsgefreiten. Eindringlich verbot er mir das Rauchen mit dem Bemerken, das Verbot auch später in Deutschland weiter zu befolgen. Das werde ich wohl schwerlich einhalten können.

9. Dezember. Gestern morgen traf mit dem ersten Zug von Karibib Herr Major Qu. mit mehreren Offizieren ein. Nach kurzem Aufenthalt sah ich sie wieder nach dem Bahnhof gehen. Ob ich am 17. d. Mts. wegkommen werde? Vom Genesungsheim sollen neun Mann mitkommen. Ich werde vielleicht der zehnte, da ja von Windhuk aus eine mich betreffende Eingabe gemacht worden sein soll. Hier in Ababis traf ich übrigens unverhofft einen Bekannten aus Berlin, einen Sanitätssergeanten, den ich dort im Garnisonlazarett II Tempelhof kennen gelernt hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

12. Dezember. Heute arbeitete ich zum ersten Male auf dem Bureau.

13. Dezember. Kamerad R. ließ mich zwei Briefe lesen, die eine zu ihm in Liebe entbrannte „bessere" junge Bergdamara-„Dame" geschrieben hatte. Ich lasse sie hier folgen.

Karibib 20. September 1904.

Lieber Aspa!

ich möchte kerne wiesn opstu die sagen bekomt has als dus i bekomt has so mustumier las wiesen. Wie kets dier ten mei schats, mir kets ime kut und ig wünsche tier aindag zu seen Und ig wert aug aindag takommen das klaupe mir Mied herz li gen grüs bleipe ich Dein troie und liepe Wilhelmine.

(Übersetzung.)

Lieber Kaspar!

Ich möchte gern wissen, ob Du die Sachen bekommen hast. Wenn Du sie bekommen hast, so mußt Du es mich wissen lassen. Wie geht es Dir denn, mein Schatz? Mir geht's immer gut, und ich wünsche Dich an einem Tage zu sehen. Und ich werde auch einen Tag dann kommen. Das glaube mir. Mit herzlichem Gruß bleibe ich Deine treue und liebe Wilhelmine.

Adresse lautete: An Heern Kaspar R., Otjomukoka.

Zweiter Brief.

Karibib 22. 9. 1904.

Liebe Kaspar,

Tainen brief hape ich be komen Und hap mier ke Vroid Sagen kan ich Tier nie wan ich kommen soll je ten dag kan ich komen aber ich hab kain Kelt ich wünsche Tas du mir kans pies gen Kelt kans-schicken. Tau kan ich je den Tag komen Tau liteb ich dier aug Saise kut und erzelemal Tiwaise frau. Tie de wond ich werde si selps Ti waib pringen Und dan wert sie mir Tas Kelt pezalen Vurten diesen paan piete saisa kud und mach mier ti mieh. Hertz liegen grus von deine

Wilhelmine.

(Übersetzung.)

Lieber Kaspar!

Deinen Brief habe ich bekommen und habe mich gefreut. Sagen soll ich Dir, wenn ich kommen kann? Jeden Tag kann ich kommen, aber ich habe kein Geld; ich wünschte, daß Du mir ein bischen Geld schickst. Dann kann ich jeden Tag kommen. Dann bitt ich Dich auch, sei so gut und erzähl einmal der weißen Frau, die da wohnt, ich würde ihr selbst das Weib bringen (eine Waschfrau). Und dann wird sie mir bezahlen für die Eisenbahn das Geld. Bitte sei so gut und mache Dir die Mühe. Herzlichen Gruß von Deiner Wilhelmine.

Von Windhuk wurde telegraphisch das Gerücht von unserer Heimsendung als irrtümlich bezeichnet. Mit Gott weiter wie bisher!

17. Dezember. Ich lege mich abends gewöhnlich spät schlafen und benutze die Stunden, um mich mit dem herrlichen Sternenhimmel noch inniger bekannt zu machen. Ein höherer Marineangehöriger, der sich hier als Genesender befindet und lange zur See gefahren ist, unterweist mich meistens in der Astronomie. Nächst dem auffallenden südlichen Kreuz und der hier wie ein kleiner Mond strahlenden Venus halte ich den Orion für das schönste Sternbild.

18. Dezember. Heute morgen sind sie nun fortgefahren, die Glücklichen, die dem Heimsendungstransport auf dem „Eduard Woermann" zum 20. dieses Monats angeschlossen wurden, acht Mann von hier. Insgesamt sind es 35 Mann. Sergeant G. wurde zum Transportführer ernannt. Mit diesem Transport sollte ich eigentlich auch gehen. Zur Zeit liegen hier 40 Kranke, 5 Mann Sanitätspersonal, 6 Mann Wache und 3 Burschen.

22. Dezember. Heute haben die Herero Vieh vom benachbarten Habis weggetrieben.

23. Dezember. Die alte Leier! Man weiß gar nicht, woran man ist. Morgen früh 9⁰⁰ Uhr soll alles zur Visite da sein. Die Schwester zeigte mir heute einen hübschen Papierkorb: eine alte Kiste, garniert mit bunten Taschentüchern; sehr schöne Arbeit. Heute abend sah ich den Dornen- oder Weihnachts-Tannenbaum hereintragen. Ich bin auf morgen gespannt.

24. Dezember. In Habis sollen 40 Herero sein.

Das Weihnachtsfest ging ruhig und still vorüber. Um 5⁰⁰ Uhr war Abendessen und darauf die Verlosung. Die Kranken waren so von Weihnachtsfreude erfüllt, daß sie sich größtenteils bezechten. Übrigens war es eine herrliche Nacht. Daheim liegt sicher glitzernder Schnee.

28. Dezember. Wegen meiner Entlassung bin ich nunmehr im klaren. Vor einigen Tagen wurde ich für etappendienstfähig erklärt. Morgen werde ich dieserhalb dem Feldlazarettdirektor in Okahandja gemeldet und sodann Anfang Januar der Etappe Karibib zugeteilt. Dieser Tage war Schwester Mary's Geburtstag. Ich schenkte ihr ein Springbockgeweih. Sie freute sich sehr. 4000 bis 5000 Herero sollen hier durchkommen; angeblich wollen sie nach der Walfischbai, um sich dort zu vereinigen. Die eine Hälfte gehe über Otjimbingue, deswegen wird jetzt Nachtwache gehalten. Die Kranken müssen sich auch mitbeteiligen. An einem Abend war große Einteilung. Ich wurde dem Feldwebel mitzugeteilt zum Schutze und zur Verteidigung des Viehkraals (15 Mann).

1. Januar 1905. Am Sylvestertage wurde bis 10⁰⁰ Uhr im Bureau gearbeitet. Der Kassenabschluß erwies sich als sehr schwierig.

Als ich in die Baracke kam, war alles noch wach. Um 12⁰⁰ Uhr schlugen die Stationsglocken an. — „Nun danket alle Gott", „Prosit Neujahr!", ertönt es. Die Schwester und der Oberarzt antworteten. Sonst war überall Ruhe. Am Neujahrstag war um 11⁰⁰ Uhr Löhnungsappell. Nachmittags wurde nicht gearbeitet. Abends erster Dauerregen, danach wunderschöne Luft.

5. Januar. Es geht die Kunde, daß auch in Ostafrika Krieg sein soll.

7. Januar, Sonnabend. Also morgen bin ich doch noch hier; wir planen für morgen früh einen Spaziergang nach den Klippen. Es kamen Liebesgaben für Angehörige des Marine-Expeditionskorps.

9. Januar. Gestern kam eine Verfügung des Etappenkommandos, wonach ich als Schreiber ins Lazarett Swakopmund kommandiert bin. Früh 8⁰⁰ Uhr von Ababis abgefahren. Ein Herr Rödecker von Otjimbingue und Herr Rose von Kubas waren meine Fahrgäste im verdeckten Wagen. Rödecker kennt Land und Leute schon über 38 Jahre. In Beginn seines Farmerlebens fallen noch die letzten Raubzüge, die die Hottentotten gegen die Herero in der ihnen angeborenen Gehässigkeit geführt haben, und wo fast jeden Tag Orlog gewesen sei. Seiner Ansicht nach seien die Jahre 1870 bis 1880 die besten in Südwest gewesen. Ein englischer Frachtfahrer habe damals z. B. auf einer Reise 3000 Pfund Sterling (60 000 Mark) verdient. Von dem alten John Jonker erzählte er viel Wissenswertes. Damals waren die Eingeborenen noch gefügiger und anspruchsloser. So habe z. B. auf der Padd, auf der Reise, nur der ältere Eingeborene den so heiß begehrten Tabak bekommen. Da habe oben im Norden einst einer seiner jüngeren Leute, ein junger Bengel, auch einmal ganz allein einen Löwen erlegt. Diesen Erfolg erwähnend, bat ihn der junge Mann, ihm künftighin doch ebenfalls Tabak zu verabfolgen, da er ja nun auch „ein Mann" sei. Natürlich erteilte ihm R. das Reifezeugnis und er bekam nunmehr ebenfalls Tabak.

In Swakopmund. Am 9. Januar mitternachts kam ich hier an. Den Luftunterschied begann man schon zwischen Rossing und Richthofen zu bemerken. Bei Richthofen roch schon der Sand ganz feucht, und als ich in Swakopmund eintraf, fiel dichter Nebel; die Luft war kaum einzuatmen, so schwer und dick war sie. Ich schlief die Nacht im Waggon. Am anderen Morgen fand ich kein Wasser zum Waschen; mußte altes, schmutziges Seifenwasser benutzen. Das macht nichts, ich war ja doch Schlimmeres gewöhnt. Ich stöberte dann in dem nahe dem Bahnhofe gelegenen Bäckerzelt nach Kaffee und lauerte auf eine Gelegenheit, mein umfangreiches Gepäck fortzuschaffen. Das Lazarett befand sich in ganz entgegengesetzter Richtung. Ich hatte einen Harmonikakoffer, kleine Kiste, Stuhl, Tornister, Decken. Endlich spannte sich eine Lokomotive vor zwei für das Lazarett bestimmte Waggons, in die ich meine sieben Sachen hineingetan hatte. Um 3⁰⁰ Uhr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittags langte ich endlich im Lazarett an, meldete mich und die zwei Waggons und war sehr erfreut über den freundlichen Empfang. Ein Rendant, ein echter Bayer, ein westfälischer Inspektor und ein blaß aussehender Sanitätsunteroffizier waren meine ersten Bekanntschaften. Als arbeitenden Genesenden gewahrte ich dann noch auf dem Bureau einen mir von früher her bekannten Einjährigen-Unteroffizier vom Seebataillon. Was mir besonders gefiel, war die Eröffnung des Inspektors, daß ich mit in der Unteroffizier-Speiseanstalt der zweiten Messe essen würde. Das schien ja sehr verlockend. Ich

Klippen bei Ababis.

fand sehr viel Arbeit vor; morgen soll ich das Journal bekommen. Zwei Todesfälle sind seit meiner Ankunft schon vorgekommen.

13. Januar. Heute ging's so ziemlich mit der Arbeit. Ich führe das Journal und arbeite von früh 7^{00} bis 12^{00} Uhr, nachmittags von 2^{30} bis 6^{00} Uhr. Assistenzarzt Dr. G. habe ich auf dem Bureau als liebenswürdigen Herrn kennen gelernt. Die holländische Schwester mit sehr gesund aussehenden roten Wangen und goldener Brille gefällt mir ebenfalls. H. sprach ich vorgestern; er war ganz vernünftig; er erzählte mir, er habe Typhus gehabt und sei verrückt gewesen. An den Strand zu kommen, fand ich heute noch keine Zeit. Die Brandung aber höre ich zu jeder Stunde, Tag und Nacht, brausen. Die Luft ist

hier doch herrlich, und ich fühle mich sehr wohl. Sonntag nachmittag hoffe ich wieder auf die Jagd gehen zu können.

15. Januar. Sonntag nachmittag benutzte ich zum Auspacken meiner Sammlungen, Hererosachen. Assistenzarzt Dr. G. hatte sich zu diesem Ereignis besonders eingeladen. Er staunte und war aufs höchste von der Reichhaltigkeit meiner Sammlungen überrascht. Seinem Wunsche, betreffend Ankaufs von Dubletten, konnte ich leider nicht nachkommen. Aus diesem Grunde schon darf man niemand von seinen Sammlungen etwas sagen oder zeigen. Dr. G. schenkte ich ein schönes Wildebest, wofür ich eine echte Zigarre zu rauchen bekam. War das ein lang entbehrter Genuß! Leider soll ich mir mit dem Rauchen ziemliche Beschränkung auferlegen. Ich bevorzuge sonst lange Pfeife, aber es schreibt sich schlecht dabei. Die Inspektoren und der Rendant waren am Sonntag nachmittag ebenfalls meine Besucher.

Dienstag, den 17. Januar, war ich am Swakop, wo ich ein Tellereisen aufgestellt habe. Leider war kein Schakal darin. Ich vermute, daß es am Köder liegt. Ich muß also mal frisches Fleisch auflegen; die Falle steht nun bald acht Tage. Ein toter Vogel ist aufgebunden, scheint aber nicht die richtige Witterung zu sein. Ich gehe von jetzt an nur noch des Abends hinaus und nicht mehr des Mittags in der Hitze. Auf dem heutigen Rückweg ging ich über den Friedhof, den ich auch noch nicht gesehen hatte. Die einzelnen Gräber sind der Sandstürme wegen mit zwei hohen Schutzmauern umgeben und gewähren einen eigentümlichen Anblick. Mit der „Alexandria Woermann" fuhren gestern auch einige meiner Bekannten als Kranke nach Hause. Die schlimmste Arbeit hat etwas nachgelassen. Ich tue nebenbei auch den Polizei-Unteroffizierdienst. Es gefällt mir hier immer besser. Gott gebe, daß ich nur gesund bleibe. Die Kapelle des Eisenbahn-Bataillons übt jeden Abend zum 27. Januar, also habe ich auch Freikonzert.

19. Januar. Ich war heute wieder hinten am Swakop, wo mich die herrliche Brandung entzückte. Das Auge wird gar nicht müde, immer wieder die mächtigen Brecher zu bewundern. Ich ging ganz oben auf dem Grat der Sanddünen, denn es war heute Flut. Immer wieder stürzten die Wellen heran, doch netzten sie mir nur die Sohlen. Es gewährt einen großartigen Anblick, wie die Brecher immer wieder heranwogen! Die vorderen erreichen den Rand nicht, die zweiten auch nicht, sie stürzen ohnmächtig zurück. Doch jetzt, jetzt scheint Neptun alle seine Reserven herangezogen zu haben — eine Riesenwelle stürmt heran. Ich eile landeinwärts, doch ehe ich mir's versehe — ich schaue nach dem weißsprühenden Gischt über mir —, da bin ich auch schon naß wie eine Padde. In die hohen Stiefeln läuft es hinein und beim Weiterschreiten unten wieder heraus. Doch mich verdrießt das nicht. Zu Hause angekommen, zog ich mich um, brannte die lange Pfeife an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und holte mein Tagebuch hervor. Vom Assistenzarzt erfahre ich, daß ein Reiter ernstlich erkrankt sei und wahrscheinlich noch in der Nacht sterben werde. Traurig!

Sonnabend, 21. Januar. Ich mache allabendlich meine Ronde nach dem Schakaleisen weiter. Gestern hinderte mich eine Kanonade, ganz an die Falle heranzukommen. Hundert Meter vor mir blitzte es auf. War ich schon durch das andauernde Schießen beunruhigt, so war dies nunmehr das Zeichen zum Stoppen und Kehrtmachen. Wäre ich nicht allein gewesen, so hätte ich einfach angerufen und dann wiedergeschossen. Aber ich hatte auch nur sieben Patronen bei mir, so zog ich es vor, mich zurückzuziehen und ging auf die Mr. Sch. gehörende Hütte zu. Es brannte Licht, Mr. Sch. war also zu Hause. Seltsamerweise war seit meinem Weggange das Feuer verstummt. Sch. meinte, er habe die Schießerei schon öfter gehört, schimpfte und vermutete, es müßten Zivilisten sein. Doch das ist mir unverständlich, denn es gibt dahinten so gut wie kein Wild, und dann war gar kein Büchsenlicht mehr. Heute abend sprang 20 Schritt vor mir ein Hase auf, ich kam aber nicht zum Schuß. In der Schakalfalle war immer noch nichts. Morgen fährt auch der „Habicht“ wieder weg. Wir bekamen heute eine neue Schwester zum Personal. Gestern wurde ich als noch „etappendienstfähig“ von unserem Dr. Z. untersucht. Am heutigen Tage empfing ich Weihnachtsgaben von Ihrer Majestät der Kaiserin. Es gab Zigarrentaschen, Pfeifen und Notizbücher mit Monogramm A. V. mit Krone. Ich wählte mir eine Zigarrentasche.

22. Januar. Heute vor acht Tagen habe ich meine Bude ausgeschmückt und einen im Lazarett einzig dastehenden Fensterschmuck angebracht. Ich setzte mich nämlich mit dem Malermeister H. in Verbindung, um das sogenannte Butzenscheibenpapier zu erlangen. H. ist der einzige Verkäufer davon in Südwest. Für Geld und gute Worte ließ er mir dann auch für die beiden Fenster Papier ab. Das vordere Fenster, vier kleine Scheiben, überklebte ich mit einem hübschen Muster, während ich an den beiden oberen hinteren Scheiben den „Trompeter von Säckingen“ mit seiner Geliebten anbrachte. Das macht sich sehr hübsch und findet allgemeinen Beifall. Nachmittags war ich mit Feldwebel L. wieder an der Falle. Natürlich war nichts darin. Wir legten nun die Falle weidmännisch schlauer an. Ich beschäftigte mich am Nachmittag noch mit Präparieren meiner Hörner und Hererosachen. Ein „Lazarettschiff“ soll auch noch herauskommen.

23. Januar. Gewohnte Abendstunde. Als ich vom Pirschgang zurückkam, wurde ich von einem Todesfall unterrichtet. Eine mir bekannte deutsche Dame war am Typhus gestorben. Zu Kaisers Geburtstag werden viele Vorkehrungen getroffen. K. kam die vergangene Nacht wieder von seinem Jagdausfluge zurück, ohne die geringste Beute gemacht zu haben. Das ist ein schwacher Trost für mich.

30. Januar. Heute abend war ich wieder am Strand. Entkorkte soeben meine letzte Flasche, vom 27., Pschorrsches Exportbier in Champagnerflaschen, und schreibe nun meine letzten „Erlebnisse“ nieder. Zunächst „Kaisers Geburtstag“! Am Abend vorher war Zapfenstreich, am anderen Morgen 7^{30} Uhr Weckenblasen vom Leuchtturm durch die Kapelle der Eisenbahner; hier die einzige Kapelle. 11^{00} Uhr anschließend Parade des Landungsdetachements in dunkelblauen Matrosenanzügen, stach von den Schutztrupplern vorteilhaft ab. Von den Seesoldaten gewahrte ich nur einige. Da der Geistliche fehlte, hielt der Etappenkommandant, Major B., den Gottesdienst ab. Als Festgeschenk erhielt jeder Soldat 5 Flaschen Bier und 25 Zigarren. Die auf der Reede liegenden Schiffe hatten geflaggt. Nachmittags machte ich eine ausgedehnte Strandpromenade mit Gewehr und Teubners „Lump“, der sehr gut apportiert, auch aus der See. Ich gewahrte bei den Engländern einen frischgeschossenen Flamingo, meiner Büchse Sehnsucht! Ich machte mit einem der englischen Fischer engere Bekanntschaft. Abends von 9^{00} bis 11^{00} Uhr war auf unserer Bude großes Konzert von Mandoline und Guitarre.

Gestern Sonntag von 3^{00} bis 7^{00} Uhr Jagdspaziergang. Draußen wimmelt es von Strandvögeln und Enten verschiedenster Arten. Sie sind besonders scheu und ebenso schlau wie die Enten daheim. Wenn man sich noch so vorsichtig heranschleicht, sie gehen doch immer zu früh hoch, als daß man sie mit der Kugel sicher treffen könnte. Ich kam nicht zum Schuß und schoß auf 600 m auf Sanddünen. Endlich erlegte ich noch einen Pinguin. Ich sah ihn von weitem für eine Katze an. „Lump“ biß er wütend. Unter Mittag zog ich den Pinguin mit Teubner ab und präparierte ihn heute abend mit Arsenikseife. Heute abend ist „Ernst Woermann“ angekommen. Meine Schakalfalle steht jetzt unten bei den Engländern, wohin ich sie gestern abend getragen habe. Heute nacht hatten sie sie noch nicht aufgestellt.

2. Februar. Heute morgen wurde ich ausnahmsweise schon um 4^{00} Uhr wach. Ich stand auf, steckte das Licht an, wusch mich, zog meine langen Stiefeln an, und dann ging es los. Noch war es dunkel, doch nicht kälter als sonst. Büchsenlicht war noch nicht. An der See war es schon etwas heller; nach und nach dämmerte es. Meine englischen Freunde schliefen noch. Meine Schakalfalle konnte ich nicht entdecken. Um einmal zu versuchen, wieviel ein 98er Geschoß so einem spatzenartigen „Strandläufer“ zusetzt, und auch um des Inspektor Bl.'s sehnlichem Verlangen danach stattzugeben, schoß ich auf einen solchen auf 50 Schritt knieend. Ich glaubte kaum zu treffen. Doch da flog der ganze Rücken samt einem Bein davon. Für diese Vögel muß man unbedingt Schrotflinte haben, sonst ist es schade um die Patronen. Ich brachte dann noch einen kleinen, etwa 40 cm langen regelrechten „Hai junior“ mit, den die Brandung auf den Strand geworfen hatte und den ich mit einem Stein tötete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Oben im Lande scheint's ziemlich zu regnen. Vergangene Nacht soll der Damm zwischen Karibib und Schakalswater zerstört worden sein. Die Post von dort blieb infolgedessen auch heute aus.

7. Februar. Wieder einen Tag der Heimat näher. Ob es wirklich wahr ist? Ich hörte heute abend von einem Seesoldaten, daß die Marine samt und sonders am 2. März nach Hause ginge, doch kann ich dem Gerücht noch nicht recht Glauben schenken. Obwohl ich schon zur Regenzeit hier gewesen war, so konnte ich doch keine Gelegenheit finden, ein „Flußabkommen" zu beobachten. Heute morgen war nämlich der Swakop, der das ganze Jahr hindurch nur ein trockenes Bett zeigt, mächtig angeschwollen. Dunkle, lehmige Fluten wälzten sich mit vollster Wucht dem Meere zu, den ganzen Schmutz und Unrat des Damaralandes mit sich führend.

8. Februar. Heute habe ich der Obduktion eines an Skorbut gestorbenen Herero beigewohnt. Äußerlich beherrschte ich mich zwar vollständig, doch der eigenartige Anblick sowie der durchdringende Leichengeruch griffen mich an.

12. Februar, Sonntag. Gestern abend kam der Ostafrikaner „Markgraf", mit ihm Oberarzt Dr. M. und Oberleutnant H.; ferner traf heute auch der Transportdampfer „Kronprinz" ein, der mir nur zwei Erfurter Zeitungen brachte. Heute traf ein Erlaß vom General v. Trotha ein, wonach einzelnen Leuten das Jagen leider verboten ist. Wir haben Liebesgaben empfangen: Einen großen Pappkarton mit Wurst, Pfefferkuchen, 1 Fläschchen Nordhäuser, Schokolade, zwei Pack Rauchtabak, Zigarren und Zigaretten und zwei Flaschen Portwein. Ich war überrascht; es waren Weihnachtsgaben des sächsischen Landesvereins vom Roten Kreuz.

16. Februar. Telegraphierte heute nach Hause: „Schon längere Zeit ohne Nachricht von Euch, schreibt bald! Alles wohl. Gruß." Dieses Schweigen ist mir wirklich unerklärlich. Gestern hörte ich auch, daß die Marine noch nicht nach Hause ginge, sondern infolge eines Telegramms vorläufig noch hier bliebe. Im übrigen nichts Neues. In einem „Erfurter Anzeiger" las ich gestern einen Abdruck der „Südwestafrikanischen Zeitung", vermutlich aus meiner eingesandten Zeitung. Demzufolge sandte ich gestern wiederum mehrere Nummern nach Hause. — Typhuskranke nehmen in den letzten Tagen täglich zu. Wenn ich nur noch gesund nach Hause komme. Heute fuhr nun „Eduard Woermann" heim; mit ihm kehrten auch Oberleutnants v. A., T. und andere zurück.

19. Februar. Der langersehnte Sonntag, den ich hauptsächlich zum Präparieren meiner Schädel heranwünschte. Alles verlief nach Wunsch. Die Springbockhörner kochte ich heute nochmals, gingen aber immer nur sehr schwer ab, bei zwei Stück war es überhaupt unmöglich. Ich machte die Erfahrung, daß es bei Wilde- und Hartebeest ebenfalls ausgeschlossen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

20. Februar. Ich brachte heute den Tag mit dem Einrichten der neu gegründeten Bibliothek zu, die aus 150 Bänden besteht. Heute abend machte ich wieder meinen gewohnten Strandspaziergang und staunte über das Flußbett des Swakop; es war nicht wiederzuerkennen, da sich das Wasser vollständig verlaufen hatte. Ich konnte durch den Swakop waten. Ans Haus der Fischer gelangt, durchsuchte ich die ganze Bude und fand endlich meine Schakalfalle.

21. Februar. Bei unserem Abendspaziergang bemerkten wir ein wunderschönes Meeresleuchten. Wie helles bengalisches Licht sahen die weißen Wellenkämme aus. In den eigenartigen Anblick waren wir ganz versunken. Auch der Sand phosphoreszierte beim Gehen. Das Genesungsheim ist durch die gestrige Flut ganz zerstört.

23. Februar. Es war Flut. Ganz durchnäßt kam ich von meinem Abendspaziergang zurück. Seit langer Zeit gewahrte ich bei dem Pontok der Fischer das bekannte Feuer. Als ich hinunterkam, sah ich um das hellodernde Feuer allerlei unbekannte Gestalten mit zweifelhaftem Äußern. Unwillkürlich vermißte ich mein Gewehr. Ich frug sie auf Englisch nach dem Verbleib der anderen, worauf ich von ihnen erfuhr, daß sie bei der Woermann-Linie arbeiteten. Als Flagge hatten sie jetzt statt der englischen Flagge einen alten, farblosen Lappen gehißt. Die See war furchtbar wild, so wie ich sie am liebsten sehe. Ich gewahrte auch einen kleinen Segler.

Die Tage gehen so dahin. Tagsüber hallt der Hof vom Pochen und Hämmern. Überall herrscht rege Tätigkeit. Dazu haben wir noch die Maler im Hause. Vorläufig wird die innere Station vorgenommen. Die Bettstellen, Tische usw. stehen zum Anstreichen auf dem Hof. Um Platz zu gewinnen, wurde auch heute eine beträchtliche Zahl Kranker aus der Lazarettbehandlung entlassen. Als ich gestern abend vom Strand zurückkam, war der Operationssaal hell erleuchtet. Ich ahnte nichts Gutes und hörte denn auch, daß sie einen Kapitän eingeliefert hätten, der vom Dampfer in den Leichter gefallen sei: komplizierter Schenkelbruch beiderseits, dazu eine Kniescheibe zersplittert und innere Verletzungen wahrscheinlich. Ich sah ihn heute; er erträgt sein Schicksal mit bewunderungswürdiger Ruhe, obwohl er furchtbare Schmerzen haben soll.

Am 28. Februar früh lief mein Abberufungsbefehl ein. Am 3. März muß ich mich melden und soll am 5. März nach der Heimat fahren. Ich war aufs freudigste überrascht; Dr. G. gratulierte mir.

1. März. Gestern und heute wurde eifrig gepackt. Die Kisten sind noch nicht fertig.

4. März. Schlafe also das letzte Mal im Lazarett. Meine beiden großen Kisten habe ich schon herangeschafft. Es ging alles glatter, als ich gedacht hatte. Um 12°° Uhr ging ich an Bord, wo wir auch die Fahnen haben.

Achtes Kapitel.

Der Heimat zu.

An Bord der „Lulu Bohlen". — „Hurra der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika". — Beschäftigung an Bord. — Havarie. — Monrovia und seine Bewohner. — Leben und Treiben im Hafen. — „Otto Woermann" nimmt uns ins Schlepptau. — In Dakar an Land. — Gran Canaria. — Handel an Bord. — Im Maschinenraum. — Leuchtfeuer. — Deutschland in Sicht. — Freudige Begrüßungen in Wilhelmshaven, Hamburg und Kiel. — Endlich daheim.

Fünften März. An Bord der „Lulu Bohlen". Diese ist ein ziemlich großes Schiff. Außer ihr liegen noch neun mehr oder wenige große Schiffe auf der Reede. Bis heute morgen war auch noch S. M. S. „Habicht" hier, der aber gegen 9⁰⁰ Uhr abdampfte. Man sagt, er führe zum Wrack der „Gertrud", um dieses zu sprengen; andere wußten wieder, daß er nach Kamerun fährt.

7. März. Seit gestern abend 9⁰⁰ Uhr sind wir in voller Fahrt. Am Nachmittage gegen 4⁰⁰ Uhr kamen die Offiziere und Mannschaften, die noch an Land zu tun gehabt hatten, als letzte an Bord. Um 6⁰⁰ Uhr war Antreten zur Stärkefeststellung. Kurz vor 9⁰⁰ Uhr äußerte sich eine allgemeine Bewegung. „Alle Mannschaften achter heraus!", erscholl es, „Antreten usw.". Nach einigen Minuten der Ruhe ruft eine helle Stimme: „Ein dreimaliges Hurra S. M. S. »Habicht«!" Laut schallte es in die stockdunkle, sternenklare Nacht. Auf dem „Habicht" rührt sich anfangs nichts; dann, nach geraumer Zeit, erscholl vom „Habicht" das Hurra als Antwort; hierauf das dreimalige, langsame, weithinschallende, dumpfe Brüllen unseres Nebelhorns, auf das sämtliche auf der Reede liegende Schiffe antworteten. Nach jedem einzelnen Gruß dankte die „Lulu" mit kurzem Pfiff. Ein dreimaliges „Hurra der Kolonie Deutsch-Südwestafrika", und dann ging's mit voller Fahrt der Heimat zu. Der Heimatswimpel wurde mit Musik angebracht und ins Meer geworfen. Erwähnen will ich noch, daß der

„Habicht" doch gestern nach der „Gertrud" gefahren ist, und da auch den ganzen Tag sichtbar war. Er hielt sich jedoch der verhängnisvollen Stelle ziemlich fern. „Hans Woermann", der vorgestern nacht erst gekommen war, dampfte gestern morgen hinter dem „Habicht" her. Da ich diesen mit dem „Habicht" abends wieder in unserer Nachbarschaft liegen sah, vermutete ich, daß beide Schiffe vereint an der „Gertrud"-Sprengung arbeiteten. Leider waren wir von der Strandungsstelle so weit entfernt, daß wir sie nicht mit bloßem Auge sehen konnten.

8. März, 11⁰⁰ Uhr vormittags. Seit heute morgen bin ich Kanzleischreiber der 1. Kompagnie I. Seebataillons. Für die zu gestellenden Fahnen-, Arresthaus- und Wasserhahnwachen legte ich Kommandorolle an. Unsere 1. Kompagnie hat nur noch eine Iststärke von 1 Leutnant (Gräf), 1 Feldwebel (diensttuender Sergeant Herborth), 7 Unteroffizieren, 16 Gefreiten und 9 Seesoldaten. Ich legte mich schon um 8⁰⁰ Uhr schlafen. Als besondere Wohltat empfinde ich jeden Morgen das kalte Brausebad. Die Musterung 9⁰⁰ Uhr vormittags scheint täglich stattfinden zu sollen. Sonst hatten wir bisher keinen Dienst. In unmittelbarer Nähe meiner Koje haben wir auf die einfachste Weise das Bureau eingerichtet: mehrere zerlegbare Bettstellen herausgenommen, Kisten und einen Tisch hineingestellt, mit Zeltbahnen eine Art Verschlag gemacht — und fertig war die Laube! Ich habe einen sehr guten Platz. Neben meiner Koje ist eine Luke, die ziemlich reichlich Licht spendet. Darunter ist ein regelrechtes Pult befestigt, das ich sogleich mit Beschlag belegte. An diesem arbeite ich, und es geht bis jetzt ganz gut. Die Schwankungen des Schiffes merkt man kaum. Sergeant H. ist sogar aus seiner freundlichen Kabine II. Klasse ins Bureau heruntergezogen.

10. März. Gestern morgen habe ich verschiedene Karten geschrieben und mittags auf Deck in meinem Stuhl bis 3¹⁵ geschlafen. Heute schloß sich großer Appell an die Musterung an.

11. März. Mittlerweile hat sich eine unerträgliche Hitze eingestellt. Vergangene Nacht habe ich nur wenig und äußerst unruhig geschlafen. Ich trete nun in mein 25. Lebensjahr. Heute werden sie zu Hause meiner ganz besonders gedenken. Hier bin ich ohne jeden Glückwunsch; wie traurig! Welcher Gegensatz, wenn ich da an die sonnige, glückliche Jugendzeit denke: Kuchen mit entsprechender Zahl Lichte, Geschenke, früher besonders die Bleisoldaten!

13. März. Tag und Nacht schwitzt man, und allgemein seufzt man: „diese Hitze und diese Langeweile!" Das Brausebad, das ich bisher allein benutzte, erfreut sich jetzt allgemeiner Beliebtheit.

Gestern den zweiten Sonntag an Bord; wir empfingen zwei Flaschen Bier. Jeder Mann bekam eine Biermarke, die für eine Flasche, bei Nachzahlung von 10 Pfennigen für zwei Flaschen berechtigte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

15. März abends. So gegen 6°° Uhr erzählte mir jemand im Vorübergehen, daß wir nunmehr einen Tag später nach Wilhelmshaven kämen, da die Schraube gebrochen sei. Ich legte dem keine Bedeutung bei; doch sonderbar, ein Tuscheln und Reden von einem zum andern machte sich bemerkbar. Das Personal läuft und springt. „Was ist denn los?" Da stoppt auch schon die Maschine, und wie ein Lauffeuer geht's um: „Die Schraube ist gebrochen!" Auf allen Gesichtern liest man Unruhe und Bangen, obwohl sich jeder beherrschen wollte. Sollte uns jetzt der Untergang drohen, nachdem alles bisher so glücklich abgelaufen ist? Ich sprach den ersten Maschinisten: „Ach! Zwei Tage Verspätung, Landanlaufen, Ersatzflügel einsetzen, eben ausbessern. Aber nicht schlimm, Versinken überhaupt ausgeschlossen." Gottlob! Wir fahren nur mit einigen Meilen Geschwindigkeit. Im Bug und Heck sind Segel eingesetzt. Die ganz spiegelglatte See kommt uns jetzt sehr zustatten.

Wir haben also an unserer Schiffsschraube nur noch einen Flügel; Fahrgeschwindigkeit stündlich durchschnittlich vier gegen vorher 18 Knoten. Nachmittags gegen 5°° Uhr sollen wir an Land anlaufen. Der erste Maschinist wollte die Ausbesserung sogar auf offenem Meer vornehmen.

Vor uns liegt Monrovia im hellsten Sonnenglanz. Wir erblicken schönbewaldete Höhenzüge mit dem Kap Monrovia; dicht dahinter liegt die Stadt. Die Schiffe müssen des seichten Grundes wegen ungefähr eine halbe Stunde vor Monrovia die Anker werfen.

Die Stadt liegt auf dem Rücken des Kap Mesurado, auf dessen äußerstem, mit Buschwerk bedeckten Vorsprung der weißschimmernde Leuchtturm steht. Er trägt die Woermann-Flagge. Die ganze Küstenlinie zeigt das üppigste Grün. Das Wasser mit langen Streifen von zusammengeschobenem Schaum und Pflanzenresten hielt neben vielen anderen Merkwürdigkeiten meine Neugier wach. Zur Linken, im Norden, mündet hinter einer langen Sandbank der mächtige St. Paul, hinter einer anderen, mitten in der malerischen, durch das Vorgebirge gebildeten Bucht der Mesurado, an dessen rechtsseitigem Ufer die Faktoreien der europäischen Handelshäuser liegen. Darüber erblickt man die Stadt Monrovia. Die Häuser und Häuschen mit ihrer grünen Umgebung bieten einen reizenden Anblick. Die Häuser scheinen alle mit Schiefer gedeckt zu sein, doch klärte mich unser erster Maschinist dahin auf, daß die Dächer aus verzinktem Wellblech bestehen. Die Bewohner des republikanischen Negerstaates werden an der Küste entlang Kru-boy genannt. Diese Kruneger von Monrovia haben als Zeichen, daß sie freie Neger sind, eine ungefähr zwei Finger breite schwarze Tätowierung über der Stirn, in der Verlängerung der Nase. Das schöne Geschlecht hier kennen zu lernen, konnte ich leider keine Gelegenheit finden. Ich hörte nur, daß sie sehr putzsüchtig sein sollen. Um 2°° Uhr sind wir in Monrovia angelaufen. Der 4°° Uhr-Appell fiel aus.

Auf der Reede lag ein kleiner Woermann-Dampfer, nach dem derzeitigen Präsidenten benannt; er trägt die Liberia-Flagge. Bald kam eine Pinasse, dann kamen zwei größere Boote und endlich die Kanoes.

Die kräftigen Gestalten mit ihren freundlichen, schwarzglänzenden Gesichtern, die man hier erblickt, machen einen guten Eindruck, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Kraft und Geschwindigkeit, die jede ihrer Bewegungen zum Ausdruck bringt, oder die Geschicklichkeit, mit der sie in ihren schmalen, aus einem Baumstamme ausgehöhlten Kanoes pfeilschnell über die bewegte Wasserfläche dahinjagen.

Der Vertreter der Woermann-Linie, einige Deutsche, verschiedene Eingeborene, unter denen ein langer Kerl, der als Gentleman gekleidet ist und mit Doktor angeredet wird, besonders auffiel, kamen an Bord. Dieser Niggerdoktor soll wohl amtlich Einsicht in die Schiffsbücher nehmen. Man erzählt, daß er regelmäßig das Buch verkehrt aufschlägt und es, nachdem er hineingesehen, dem Kapitän mit einem äußerst herablassenden „All right, captain, all right!“ zurückgibt! Der schwarzen Majestät war Genüge geleistet. Der eingeborene postman war bald umringt; seine Marken fanden reißenden Absatz. Da Liberia ziemlich die schönsten Marken von der Welt haben soll, so mußte ich verschiedene Sammler daheim mit Marken bedenken. Um nicht betrogen zu werden, bat ich einen Herrn der Woermann-Linie, meine Post mit an Land zu nehmen und dort zu frankieren. Abends setzte ich mich oben aufs Bootsdeck in meinen „Faulenzer“. An Land begannen die Lichter zu brennen. Ich zählte sieben in Monrovia, dazu das Licht des Turmes, auch der Dampfer „Präsident“ zeigte drei Laternen. Die Temperatur kühlte sich des Abends etwas ab; am Tage war es unsäglich heiß gewesen.

18. März. Nachmittags um 3^{00} Uhr war Appell mit sämtlichen Sachen. Über das Mannschaftsessen wurde heute Beschwerde angebracht. Abends gegen 8^{00} Uhr nahm uns der kleine, von Kamerun kommende Dampfer „Otto Woermann“ ins Schlepptau.

20. März. Die Mittagskost zum Sonntag war tadellos: Nudelsuppe, geschmortes Schweinefleisch, Kartoffeln und Kompott. Sämtliche Offiziere waren beim Essenausgeben zugegen. Abends saßen wir bei unserem Bier, gemütlich plaudernd, zusammen und riefen uns manch frohe Stunden früherer Zeit ins Gedächtnis zurück. Heimatserinnerungen, Manövergeschichten wurden ausgetauscht.

Land noch nicht in Sicht. Es ist möglich, daß wir in Dakar an Land gehen dürfen. Vor dem 10. April dürften wir kaum die Heimat erreichen. Gestern war Musterung im Kordanzug; die alten Anzüge, die durch das Waschen fast blütenweiß geworden sind, machen sich sehr gut. Wir sahen aus wie Marine-Kürassiere. Ich mußte auch zum ersten Male die ungewohnten Gamaschen anlegen. Lobe mir doch meine Reitstiefel!

21. März. Die See seit gestern sehr unruhig; das beeinträchtigt die Fahrt, die verlangsamt wird. Morgen abend sollen wir nun in Dakar anlaufen. Der erste Maschinist Pl. bangt, daß wir auch noch den anderen Flügel verlieren könnten.

Die Witterung war in den letzten Tagen merklich kühl geworden, abends war es oben auf Deck sogar kalt. Der Schlaf ist dann wirklich erquickend. So manche Nacht war der Wärme wegen an Schlafen gar nicht zu denken gewesen. Tag und Nacht troff einem der Schweiß vom Gesicht. Von der Erlaubnis, an Deck zu schlafen, machte ich jedoch keinen Gebrauch.

23. März. Früh 6⁰⁰ Uhr kam Land in Sicht. Gegen 8⁰⁰ Uhr kamen wir endlich in Dakar an. Nachmittag sollte unsere Kompagnie bereits an Land gehen. Schon zur Musterung mußten wir im Ausgehanzug erscheinen: Kakianzug, Lederschuhe mit Gamaschen, Mütze. Gegen 4⁰⁰ Uhr kam jedoch Befehl zum Umziehen; es war nicht gestattet, an Land zu gehen.

24. März. Heute nun erscholl kurz nach 7⁰⁰ Uhr früh der Ruf: „Fertig machen, an Land gehen!" Im Nu war alles oben und im vollen Wichs. Wir füllten zwei Boote; die Pinasse zog uns hinüber. In wenigen Minuten waren wir drüben. Für den Augenblick ist es doch ein eigenartiges Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir erregten natürlich Aufsehen. Die Kaffern hier sind ganz anderer Art wie in Südwest. Einige Bleichgesichter, meistens uniformierte Franzosen, waren unsere ersten Bekannten. Der Kriegshafen Dakar der französischen Besitzung Senegambien hat eine ziemliche Ausdehnung. Leutnant G. im weißen Anzug, Tropenhut und Ovambokirri (Spazierstock), also in Zivil, führte uns. Wir folgten in zwanglosen Gruppen. Wenn man durch die sauberen Straßen geht, glaubt man sich in einem Marktflecken daheim. Größere Läden wechseln mit kleineren. Überall trifft man natürlich Neger, unter denen man leicht Reiche und Arme unterscheiden kann. Obwohl sie sich nicht, wie unsere afrikanischen Landsleute, in europäischer, nichtssagender Kleidung gefallen, sieht man ihnen durchweg Intelligenz an und merkt, daß sie gewöhnt sind, mit Weißen zu verkehren. Sie tragen den weiten, wallenden Burnus, meist in Weiß. Dazu haben die Reicheren einen Fez von Samt, meistens dunkelblau, und Pantoffeln aus Strohgeflecht. Die Eingeborenen sind durchschnittlich große, stattliche Gestalten. Man sieht Leute mit Hüten, die eine Art kleinen Schirm darstellen und oben in eine Holzverzierung auslaufen. Je nach dem Wohlstand sind die Einwohner mehr oder weniger bekleidet; die Armen gehen barfuß, alle aber tragen den Fez. Angegafft wurden wir genugsam, belästigt aber so gut wie gar nicht.

Zufällig begegnete uns ein geschlossener Trupp weißer Soldaten, von einer Felddienstübung kommend. Vorweg 2 Spielleute, 1 Feldwebel und dann wohl 50 Mann. Sie waren in weißem Anzug; Tornister mit Zeltzubehör, Patronentasche usw., ganz wie bei uns! Noch

erwähnen will ich, daß das Militär — es liegen hier ungefähr 3000 Mann — fast durchweg den Tropenhelm trägt. Ich gewahrte auch Weiße im Burnus der Eingeborenen, besonders jüdische Händler mit blasser, weißer Gesichtsfarbe.

Dakar ist der beste Beweis dafür, was aus einem Land zu machen ist, wenn das Mutterland keine Aufwendungen scheut. Frankreich soll sich gerade diese Kolonie viel haben kosten lassen; aber es hat sich gelohnt. Von Dakar geht eine größere Bahn nach St. Louis, der Hauptstadt. An Bahn- und Straßenbau sahen wir verschiedentlich arbeiten. Beim Gang durchs Eingeborenenviertel kamen wir an die Eingeborenenkaserne. Die Wohnungen sind bienenkorbartig mit überhängendem Binsendach, meistens zum Schutz vor Feuchtigkeit etwas erhöht gebaut. Die erwähnte Kaserne bestand aus etwa dreißig solchen Bienenkörben in zwei Reihen, genau ausgerichtet, mit sauberer Umgebung und eingefriedigt. Etwas höher steigend, durch „Prima Sandfeld", kamen wir an die andere Seite der Halbinsel. Vulkanisches Gestein, nach der See stellenweise steil abfallend, tief unter uns die Brandung. Die unteren Steinschichten sind durch den Einfluß der Witterung ziemlich bröcklich, fallen nach und nach ab, so daß stellenweise die oberen Schichten über den unteren hängen, bis auch sie hinabstürzen. Drüben lag Kap Verde mit seinem großartigen Leuchtturm. Auf dem Rückweg zum Hafen kamen wir noch an mehreren Kasernen vorbei. Mannschafts- wie Offiziergebäude sind Neubauten; sie haben äußerst praktisch, überhängend gebautes Dach, so daß die um das Haus laufende Veranda stets Schatten hat. In der Stadt liegt auch eine Kaserne, die von der „Eingeborenen-Artillerie" benutzt wird. Schildwachen waren durchweg nur Eingeborene, Gestalten mit klugen Gesichtszügen. Sie trugen blaue, rot verschnürte Röcke und den Fez auf dem rechten Ohr; das dolchartige, lange Bajonett haben sie aufgepflanzt; begreiflich erschien es mir, daß die Franzosen 1870 sich so viel von ihnen versprachen. Unterwegs besorgten wir verschiedene Einkäufe. Die „Prussiens", wie verschiedene Eingeborene uns nannten, verstanden es aber doch, auch ohne Kenntnis der französischen Sprache sich den Leuten verständlich zu machen. Als wir uns zur verabredeten Zeit am Hafen einfanden, waren alle reich beladen. Große und kleine Pakete, Taschentücher mit Eiern usw., waren zu finden. Ich selbst trug vorsichtig einen Kalabas (genau wie die Südwest-Eingeborenen die Dinge nennen) im Arm mit Eiern und anderen Nahrungsmitteln. Die Preise waren angemessen; ich hatte für 15 Francs eingekauft. Von Kuriositäten war wenig zu haben und teuer; Dolche (imitierte Eingeborenenarbeit, englische Maschinenarbeit) kosteten 15 Francs, obwohl sie ziemlich wertlos waren. Erstaunt war ich über die Liebenswürdigkeit des französischen Postbeamten, der mir die Marken, die ich für Freunde daheim mitnahm, bereitwilligst stempelte. Noch erwähnen will ich verschiedene verlockende Cafés usw., die wir aber nur von außen an-

sahen. Recht charakteristisch war das Eingeborenentreiben in der Markthalle, wo besonders große Eier reißenden Absatz fanden. Auffallend war, daß manche Eingeborenen einen vollständig glatt rasierten Schädel hatten. Die Frauen sind sehr leicht zu erkennen; sie tragen die Haare bindfadenartig in viele kurze Strähnen geflochten und um den Kopf ein turbanartig gewundenes Tuch. — Um 11^{00} Uhr fuhren wir wieder zurück; einige Nachzügler hatten sich noch eingefunden. Ein dichtes Gewimmel herrschte im Hafen. In schwankenden Kähnen ruderten glänzend schwarze Kruneger, Bananen usw. feilbietend. Die schlanke, geschmeidige Jugend plätschert gleich Fischen in den Wellen umher und taucht mit bewundernswertem Geschick nach den ihnen zugeworfenen Münzen. „Money, money, money" schnattern sie einem entgegen.

26. März, 5^{20} früh, haben wir den Kriegshafen Dakar verlassen. Eine Stunde später war ich oben an Deck; man konnte das Festland noch sehr gut erkennen, nur blendete die Sonne fürchterlich. Am Kap Verde fuhren wir gerade vorüber. Auffallend war es, daß unsere Offiziere am 25. März bereits früh 6^{00} Uhr das Schiff verließen. Wie ich vom ersten Maschinisten Pl. hörte, hatten sie mit der Bahn einen Ausflug nach dem vier Meilen entfernten Rufisque unternommen. Dies soll ein bedeutender Handelsplatz sein, während Dakar ausgesprochener Kriegshafen und Sitz der Behörden ist.

28. März. Die Kompagnie stellt heute wieder Wache. Die See ist spiegelglatt, wie mit Öl begossen. Abends habe ich mich längere Zeit mit Unteroffizier W. unterhalten, der mir mitteilte, daß er sich in Südwestafrika 1000 Mark erspart habe.

29. März, 2^{00} Uhr nachmittags. Das Land ist mit bloßem Auge kaum noch wahrzunehmen. Ob wir in Las Palmas an Land kommen, ist sehr zweifelhaft. Es herrscht sonniges Wetter. Das Schiff rumort und zittert immer weiter; die Schraube wird hoffentlich brav bleiben.

30. März. Gegen 5^{00} Uhr gingen wir in Las Palmas vor Anker. Die Nachmittagsstunden blieben wir ausnahmsweise oben am Deck. Steuerbord fuhren wir an Gran Canaria entlang. Das steile Gebirge, über dessen höchsten Spitzen die Wolken hängen, erinnert mich an den mir so vertrauten Thüringer Wald an trüben Tagen. Hier und da ließen sich auch Ansiedlungen auf den grau-grünen Bergen bemerken; auch eine mit einem größeren Hause bebaute, vorspringende Insel nahmen wir wahr. Endlich erblickt man im Nebel einen Berg und später die Kathedrale von Las Palmas. Die portugiesischen Händler waren, wie im Vorjahre, bis spät in die Nacht an Bord und fanden für alle ihre Waren viele und willige Abnehmer. Das Hafenleben in Las Palmas ist schon mehr großstädtisch. Große und kleine Dampfer, erstere in stattlicher Anzahl, lagern vor der Stadt, die an den aufsteigenden Bergen gleichsam hinaufklettert. Kleine Weinbergshäuschen heben sich in den grünen Bergen reizend ab. Dazu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

der lachende Sonnenschein, die blaue See, aus der hier und da verfallene trutzige Gemäuer früherer Befestigungen herausragen, an denen sich jetzt die Wellen brechen. Alles zusammen gewährt es ein schönes Bild!

Ich schätze den Umsatz unserer Einkäufe auf mehrere Tausend Mark, wenn ich für den Mann nur 10 Mark ansetze. Viele haben jedoch bedeutend mehr, hauptsächlich wohl für seidene Tücher usw. ausgegeben. An Land kamen wir trotz langen Aufenthaltes nicht. Gegen 3^{00} Uhr lichteten wir den Anker und verließen leichten Herzens Las Palmas. Für Eßwaren, besonders Obst, gab ich vielleicht 3 Mark aus.

2. April. Hoffentlich ist das der letzte Sonntag an Bord. Seit vorgestern haben wir jeden Nachmittag von 4^{00} bis 4^{30} Uhr „Griffe kloppen", wie B. höchst unmilitärisch sagte. — Das „Inaprilschicken" erregte gestern manchen Spaß! Die letzten Tage waren bei bedecktem Himmel merklich kühl. Gegen Abend ergehe ich mich stets eine Stunde an Deck; der mich umsausende Wind macht mir viel Vergnügen. Ich bin einer der wenigen, die noch Khaki tragen.

4. April, Dienstag. Gestern hatten wir anhaltend starken Nebel. Nebelhorn war gegen Mittag fortwährend in Tätigkeit. Abends 9^{00} bis 10^{00} Uhr war ich mit Sch. unten im Maschinenraum. Das war für mich sehr lehrreich. Die beiden Riesenkurbeln machten großen Eindruck auf mich. Das Schiff hat 6000 Registertonnen; es hat eine Million Mark in Glasgow gekostet. Die Schraubenwelle macht in der Minute jetzt 67 Umdrehungen. Diese werden durch eine Zähluhr genau angegeben. Die Temperatur beträgt 30° C bis zeitweise 42° C und mehr. Der Tunnel, in dem die Schraubenwelle läuft, ist ebenfalls sehenswert. Überall ist elektrisches Licht. Dann besichtigten wir noch den Feuerraum (ein Feuerloch ist 2 m lang, 1 m breit) und die Kohlenbunker. Der Raum könnte ganz gut mit einem großen Tanzsaal verglichen werden. Bei der Hinreise standen über den Bunkern die Pferde. Die durch die Last hervorgerufene Senkung wurde durch Aufstellen von Strebepfeilern ausgeglichen. — Jetzt sind täglich Dampfer zu sehen, gestern abend sogar gegen zehn. Heute sind wir in der Höhe von Brest. Die so gefürchtete spanische See benahm sich gegen uns äußerst rücksichtsvoll. Gestern nachmittag war ärztliche Untersuchung. Freitag abend sind wir voraussichtlich in Wilhelmshaven.

5. April. Gestern abend gegen 10^{00} Uhr sind wir bei dem Leuchtfeuer von Brest vorbeigekommen, das etwa 35 Seemeilen weit leuchtet. Wir sollen etwa 10 Seemeilen von Brest entfernt gewesen sein. Ich lag schon in meiner Koje und mochte nicht wieder aufstehen. Schon seit längerer Zeit bin ich wieder der einzige, der das Brausebad aufsucht. Die „Bullaugen" bleiben jetzt der Kälte wegen geschlossen. Verschiedene Segler, große Schiffe waren sichtbar. Bewegte See. Das Leuchtfeuer der englischen Insel Wight ist sichtbar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Heute morgen ist es sehr kalt; tagsüber war infolgedessen die Dampfheizung zum ersten Male in Betrieb. Bei Dover sind wir früh um 7^{00} Uhr vorbeigekommen. Es war ein herrlicher Anblick.

7. April. 7^{00} Uhr früh Feuerschiff der Außenjade passiert, 8^{00} Uhr kamen die westfriesischen Inseln in Sicht, also die Heimat. An die vierzig Lichter von Feuerschiffen, Bojen, Leuchttürmen usw. tauchten auf. Es ist das ähnlich dem Anblick eines großen Bahnhofs auf dem Festlande. Nachmittags fuhren wir mit verlangsamter Fahrt. Abends gegen 7^{00} Uhr nahmen wir den Lotsen an Bord. Gegen 10^{00} Uhr abends kam plötzlich der Befehl, noch bis zum Ankerwerfen eine namentliche Liste der Genesenden einzureichen. Am Abend fände noch die ärztliche Untersuchung statt, spukte es. Es wurde aber nichts daraus. Gegen 11^{00} Uhr gingen wir auf der Reede vor Anker. Das Rasseln der Ketten hörte ich noch im Schlafe. Also endlich wieder daheim!

8. April. Die Nacht hatten wir ein heftiges Schneegestöber. Etwa gegen 7^{00} Uhr kamen die mit der Untersuchung betrauten Ärzte an Bord; sonst durfte noch niemand von Bord, da wir die gelbe Quarantäne-Flagge aufgezogen hatten. Einige Kranke wurden ausgeschifft und dem Garnisonlazarett zugeführt. Danach wurde die gelbe Flagge niedergeholt, und somit hatten wir die Erlaubnis zum Einlaufen in den Hafen. Mittlerweile kam unser früherer Führer, Herr Major v. Glasenapp, an Bord, der uns kurz und herzlich begrüßte, ebenso wie der jetzige Inspekteur der Marine-Infanterie, Herr Oberst Wyneken.

Der Dampfer sollte zur Hochwasserzeit in den Hafen einlaufen, aber schon lange vorher wimmelte es von Menschen an den Molen der ersten Einfahrt. Gegen 3^{00} Uhr wurden die Molen von starken Abordnungen der Marine besetzt, hinter denen sich nun mehrere tausend Menschen drängten. Auch hatte sich das gesamte Offizierkorps eingefunden, sowie das Musikkorps des II. See-Bataillons. Wohl wirbelte anfangs ein dichtes Schneegestöber vom Himmel nieder, dann aber brach die Sonne durch und ließ ihre goldigen Strahlen in Frühlingspracht auf all die tausend festlich gekleideten und freudig erregten Menschen niederscheinen.

Von einem Werftdampfer gezogen, bog unser „Lulu" langsam in die Hafeneinfahrt ein. An der Mole ertönten die feurigen Klänge des Preußenmarsches. Wir lagen nun in der Kammerschleuse. Unser Dampfer trug als Gösch die Hamburger, am Heck und im Großtopp die Reichsdienstflagge, über der sich der lange Heimatswimpel im breiten Bogen bis zum Wasserspiegel hinabsenkte. Wir hielten die Reeling dicht besetzt, und jetzt jauchzt es mit elementarer Gewalt über Land und Meer: „Hurra, Hurra, Hurra!" Kein Ende will der Jubel nehmen, Mützen und Tücher werden hüben und drüben geschwenkt, und immer von neuem, immer stärker braust und klingt es vom Lande zum Dampfer und wieder zum Lande zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

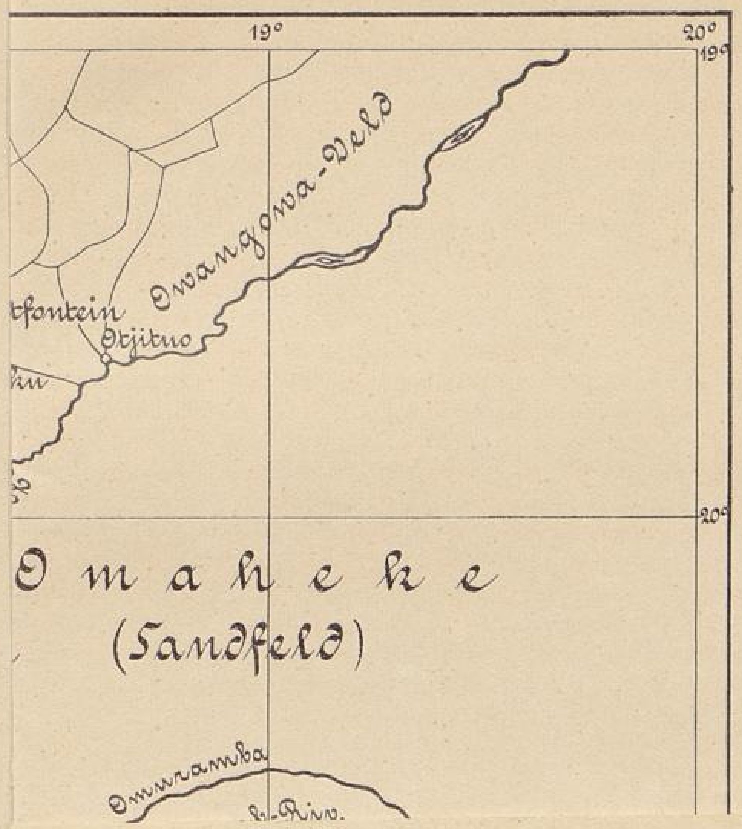
Wir mußten jetzt auf dem Vorderdeck antreten, der Admiral v. Bendemann kam mit seinen Offizieren zur dienstlichen Begrüßung an Bord. Später begrüßte uns noch der Empfangsausschuß der Stadt Wilhelmshaven unter Führung des Bürgermeisters. Es folgt Rede auf Rede, manches Hurra brauste über das Wasser.

Gegen 5[00] Uhr war der Empfang an Bord beendet. Abends fand große Begrüßungsfeier in Wilhelmshaven statt. Die etwa 50 Angehörigen der II. Matrosen-Division sowie die Angehörigen des II. See-Bataillons, etwa 250, wurden ausgeschifft und marschierten nach ihren Kasernen. Wir Kieler, etwa 40 Mann, schliefen noch einmal an Bord, um am anderen Morgen die Eisenbahnfahrt nach Kiel anzutreten. In Hamburg wurden wir ebenfalls feierlich begrüßt und gut bewirtet. Der Höhepunkt des jubelnden Empfangs aber wurde am Abend in Kiel erreicht. Er läßt sich mit dürren Worten schwer beschreiben.

Der jubelnde, begeisternde Empfang, die zahlreichen, herzlichen Huldigungen erquickten uns und ließen uns all die ausgestandenen Schmerzen und Leiden vergessen.

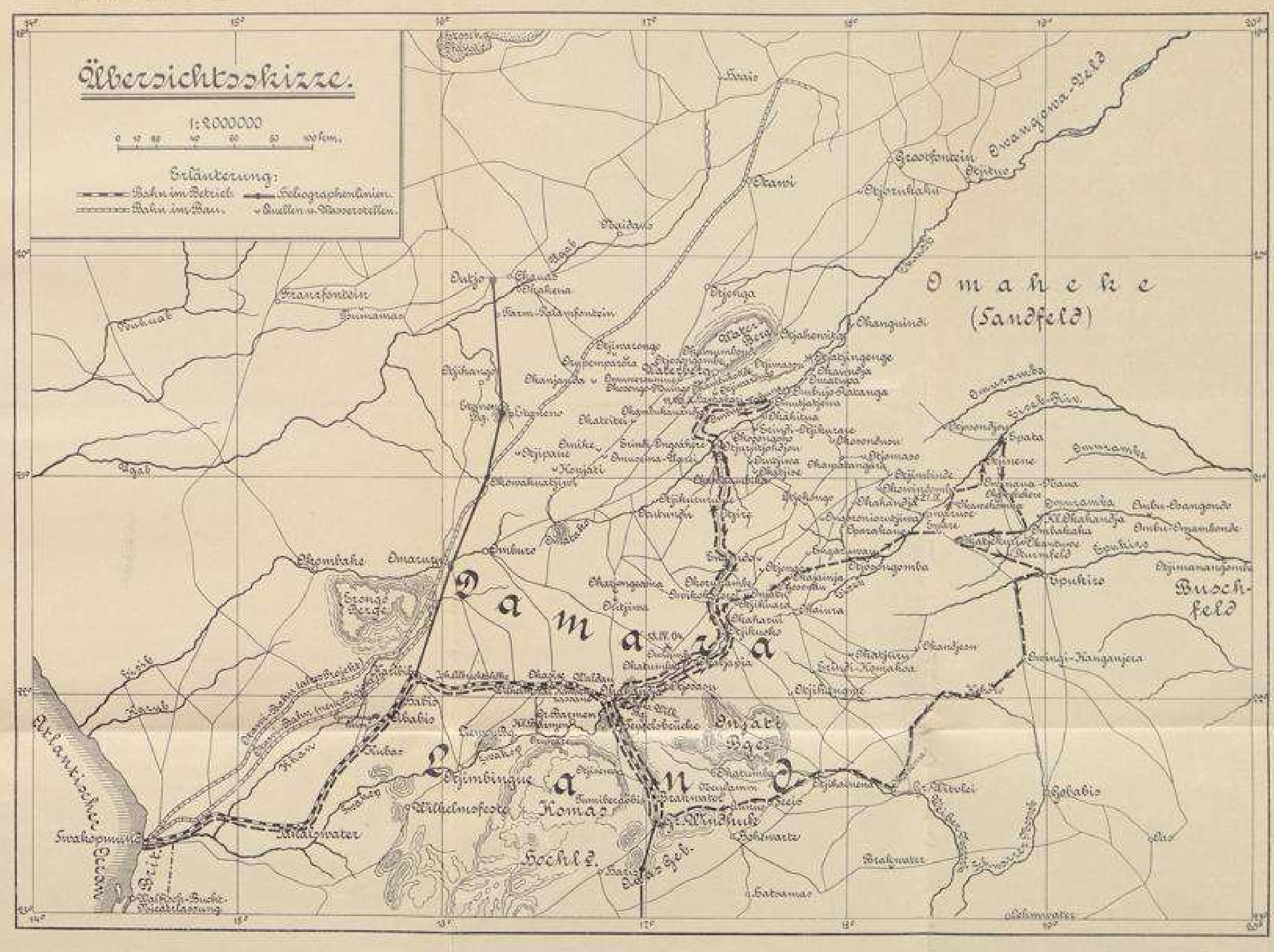
Nach einigen Tagen wurde ich vom Bataillon entlassen, und am 16. April früh war es mir vergönnt, in Erfurt mit meinen lieben Angehörigen ein frohes Wiedersehen zu feiern.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verlag von E. S. Mittler & Sohn.



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW, Kochstraße 68—71.

Die Tätigkeit des Landungskorps S. M. S. „Habicht" während des Herero-Aufstandes in Südwestafrika. Januar/Februar 1904. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet im **Admiralstab der Marine.** Mit 6 Skizzen im Text. (Beiheft 1 zur Marine-Rundschau 1905.) M. —,60.

Tätigkeit des Marine-Expeditionskorps in Deutsch-Südwestafrika während des Herero-Aufstandes. 1904/1905. (Beiheft 2 zur Marine-Rundschau.) M. 1,—.

Der Hottentotten-Aufstand. Die Vorgänge im Namalande vom Januar 1904 bis zum Januar 1905 und die Aussichten der Niederwerfung des Aufstandes. Von **v. François,** Generalmajor und Kommandant in Thorn. M. 1,60.

Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten von **F. J. v. Bülow,** Oberleutnant a. D. Mit zahlreichen Abbildungen. M. 6,—, eleg. geb. M. 7,50.

Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Von **Kurd Schwabe,** Hauptmann, kommandiert zur Dienstleistung beim Kriegsministerium. Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen sowie Karten und Skizzen. M. 11,—, eleg. geb. M. 13,—.

Die kriegerischen Ereignisse in den deutschen Kolonien im Jahre 1904. Von **Kunz,** Major a. D. Mit einer Übersichtskarte. M. 1,—.

Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen. Von **Hans Dominik,** Hauptmann. Mit zahlreichen Abbildungen. M. 11,—, eleg. geb. M. 12,50.

Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas. Nach Tagebuchblättern erzählt von **Magdalene Prince** geb. v. Massow. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. M. 3,50, eleg. geb. 4,50.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstraße 68—71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG